



E

<36636682400012

S

<36636682400012

Bayer. Staatsbibliothek

Med. gen. nob. III

III

Med

Patrol. free

Rodschied

628

MEDIZINISCHE UND CHIRURGISCHE
BEMERKUNGEN

ÜBER

DAS KLIMA, DIE LEBENSWEISE UND
KRANKHEITEN DER EINWOHNER

DER

HOLLAENDISCHEN KOLONIE
RIO ESSEQUEBO.

VON

ERNST KARL RODSCHIED,

BEIDER HEILUNGSWISSENSCHAFTEN
DOKTOR.

Miseris succurrere disce.

Ovid.

FRANKFURT,

IN DER JAEGERSCHEN BUCHHANDLUNG

1796.

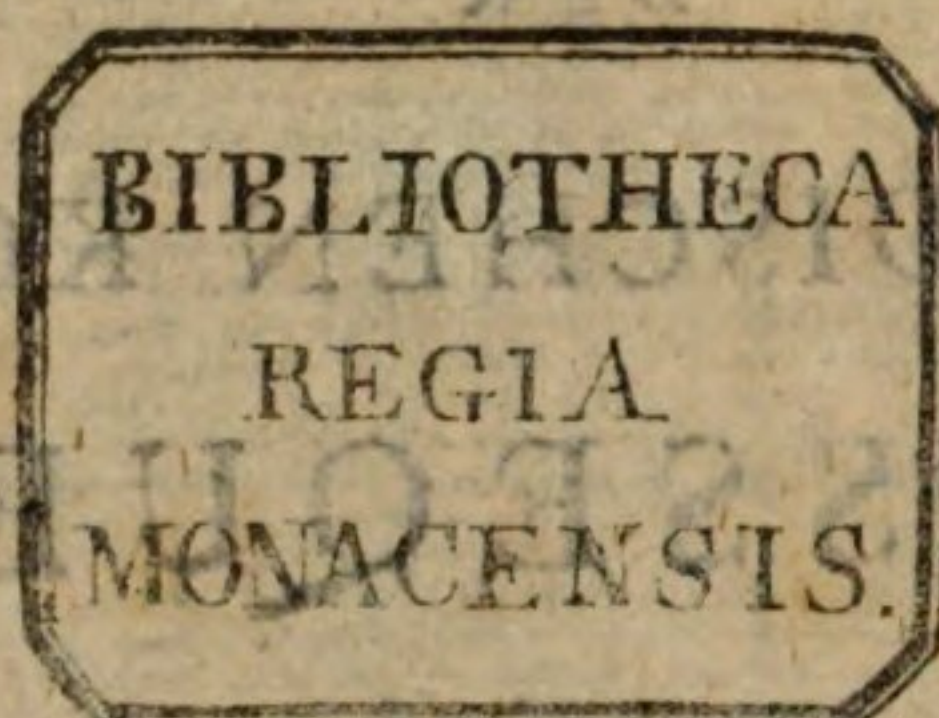
MEICINISCHE UND CHIRURGISCHE

BEIHEFTE

1851

DAS KLIMA, DIE LEBENSWEISE UND
KRANKHEITEN DER EINWOHNER

DER



HOLLANDSCHEN KOLONIE

RIO DE JANEIRO

VON

ERNST KAREL RODSCHIED

LEIDER NIELANDS WISSENSCHAFTEN

DONOR

Mittels der letzten Disposition

1851

FRANKFURT

IN DER LAGERSTADT BUCHHANDLUNG

1851

DEN

HOCHWOHL- UND WOHLGEBOHRNEN

HERREN

HERRN GEHEIMENRATH

BALDINGER

HERRN HOFRATH

MICHAELIS

HERRN HOFRATH

MOENCH

HERRN PROFESSOR

BUSCH

HERRN PROFESSOR

BRUHL

VERDIENSTVOLLEN LEHRERN DER HEILUNGSWIS-
SENSCHAFTEN AUF DER UNIVERSITÄT MARBURG

S E I N E N

VEREHRUNGSWÜRDIGSTEN UND UNVERGESS-

LICHEN LEHRERN

H E R R E N

W I D M E T

H E R R N G E H E I M E R A T H

D I E S E B O G E N

B A L D I N G E R

A L S

H E R R N H O F R A T H

E I N Z E I C H E N S E I N E R U N B E G R Ä N Z T E N

D A N K B A R K E I T U N D H O C H A C H T U N G

H E R R N H O F R A T H

M O E N C H

H E R R N P R O F E S S O R

B U S C H
D E R

H E R R N P R O F E S S O R

B R U N N

V E R F A S S E R.

LEHRER DER HEILIGSWIS-

V O R R E D E.

Der Herr Geheimerath Baldinger in Marburg, mein ehemaliger Lehrer, ersuchte mich bei meiner Abreise im Jahr 1790, da ich den Ruf als Arzt nach Rio Essequibo annahm, Ihm bisweilen etwas von Naturgeschichte und hiesigen endemischen Krankheiten zu schreiben; da ich es mir zur Pflicht machte, die Forderungen dieses ädlen Gelehrten zu erfüllen, so schrieb ich etwas über diesen Gegenstand in einem am 8ten Mai 1791 an Se. Hochwohlgeb. erlassenen Brief, der auch im 28ten Stük des Baldingerischen physisch-medizinischen Journals abgedruckt ist. Dafs dieses aber nur sehr wenig seyn konnte, ist begreiflich, da ich damals nur sechs Monate hier

im Lande war. Ich versprach daher fernere Nachrichten.

Der Vorsatz, dieses Versprechen zu erfüllen, und der Umstand, daß ich zu meiner eigenen Belehrung ein Journal führte, legten den Grund zu gegenwärtigem Werkchen. Bei meiner diesjährigen Uebersicht meines Krankenjournals fand ich bei einer ziemlich ausgebreiteten Praxis die Gegenstände so gehäuft, daß ich die Resultate davon der Bekanntmachung nicht unwerth dachte.

Wir haben zwar schon so manche Abhandlung über das Klima von Westindien, die Lebensart der Einwohner und die Krankheiten derselben, daß es mir anfänglich ein zu gewagter Schritt schien, durch eine Arbeit dieser Art Beifall zu erringen suchen. Ich war überzeugt, daß ich einen Lind, Chalmers, Moseley etc. nicht erreichen würde, und hatte daher schon

jeden Gedanken, je als Schriftsteller in diesem Fache zu erscheinen, völlig aufgegeben, als ich den schmeichelhaften Beifall eines der größten Aerzten Deutschlands erhielt. Der Gedanke, daß ein unausgefeilter, nicht zum Druck bestimmter Brief, von einem grossen Gelehrten der Bekanntmachung werth geachtet wurde, mußte natürlich meinen Autorstolz reizen.

Ich durchsah einige Schriftsteller, die über diesen Gegenstand geschrieben hatten, durchblätterte meine eigenen Aufsätze, und fand, wie mich dünkt, wichtige Gründe, die mich zur Herausgabe dieser Bemerkungen bewegen konnten. Ob ich richtig geurtheilt habe, oder ob ich mich durch Eitelkeit, die, wie man sagt, jungen Gelehrten so eigen ist, verleiten liefs, wird ein billigdenkendes Publikum entscheiden. Meine Gründe sind folgende: Selbst Bajon, Fermin, Bancroft, Schilling und andre,

die in Guajana gelebt haben, haben diesen Gegenstand noch lange nicht erschöpft. Der Beweis wird sich jedem unpartheijischen Leser aufdringen. Sie giengen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, daher mußten auch ihre Arbeiten verschieden ausfallen, und noch vieles übrig lassen, das eine reiche Nachlese versprechen konnte. Dem philosophischen Arzte, dem es just nicht bloß um Rezepte zu schreiben zu thun ist, ist jedes Werk willkommen, das ihm Aufschlüsse über den Einfluß der Klimaten giebt, und folglich zu einer gründlichern Pathologie leitet; ich habe mich bestrebt, diesem Ziel nahe zu kommen; habe ich es nicht erreicht, so werden billigdenkende Leser Nachsicht haben, mit dem noch jungen Urtheil eines angehenden Arztes.

Ein anderer wichtiger Beweggrund zur Herausgabe dieses Buchs ist, die grobe Unwissen-

heit vieler Schiffschirurgen, die oft in Westindien bleiben, und durch verkannte Unwissenheit Unheil stiften. Könnte ich durch diese geringe Arbeit etwas zum Wohl der leidenden Menschheit beitragen, auch nur Einen von der Quaksalberei zum gründlichen Studiren bekehren, so würde ich die Stunde segnen, worinn ich die Feder ergriff, und bei aller Kritik, der vielleicht meine Arbeit unterworfen seyn wird, meine Pflicht als Arzt und Mensch erfüllt zu haben glauben.

Traurig ist es oft anzusehen, wie durch mißverstandene Politik der kranke Neger oft unmenschlich behandelt wird; ich habe hierüber in meinem zweiten Abschnitt deutliche Winke gegeben, und würde mich ungemein glücklich schätzen, wenn ich hierdurch auch etwas zur Erleichterung meiner schwarzen Brüder beitragen hätte. Ueberhaupt ist mein Zweck, wenn

ich mir nicht selbst schmeichle, Elend zu mindern im Ganzen und Individuellen, nicht eitler Stolz, um mich gedruckt zu sehen.

Zur richtigen Beurtheilung endemischer Krankheiten ist, dünkt mich, eine richtige Topographie unumgänglich nothwendig. Berge, Flüsse, Thäler verändern oft das Klima ganz ungemein. Lage und Beschaffenheit eines Landes, dessen mehrere oder mindere Kultur, selbst die Art, wie die Einwohner das Land kultiviren, verändern oft das Klima und den Einfluß desselben auf den menschlichen Körper sehr viel. Ich hielt daher für nöthig, eine kurze Topographie und Beleuchtung der Lebensart der Einwohner von Essequibo vor auszuschicken. Mein Werk zerfällt dadurch in drei Abschnitte, wovon der erste die Topographie von Essequibo allein zum Gegenstand hat, der zweite die Lebensweise der Einwohner beleuch-

ter, und der dritte endlich von den Krankheiten handelt.

Warum ich nur von Essequibo allein spreche, da doch Demerary mit diesem beinahe nur ein Land ausmacht, ist, weil ich seit meiner Ankunft nie wieder in Demerary gewesen bin, und daher befürchte, wenn ich das Wort Demerary meinem Titel einverleibte, es zu sehr einer Grossprecherei ähnlich sehen mögte. Ein Prädikat, auf das ich nie Anspruch zu machen hoffe. Jedoch kann ich hier nicht unterlassen, meinen Lesern im Vorbeigehen zu versichern, daß alles, was ich hier von Essequibo gesagt habe, (die Topographie ausgenommen, wie natürlich) sich auch buchstäblich auf Demerary anwenden läßt. Die ganze Entfernung beträgt keinen halben Grad der Länge, die Lage und Beschaffenheit des Landes, die Lebensart der Einwohner etc. ist das nehmliche; — folglich

müssen auch die Krankheiten die nehmlichen seyn. Wenn ja irgend ein Unterschied stattfindet, so ist es der, daß Demerary an manchen Orten ungesunder ist, als Essequibo. So sind z. B. Sumpf- und Faulfieber herrschender, und jede Epidemie gefährlicher in Stabroek, der Stadt in Demerary, als an irgend einem andern Ort in beiden Kolonien. Sie wird ostwärts von einem Wald beschränkt, der beständig überschwemmt und voller Sümpfe ist, dessen Ausdünstungen daher allerdings den Einwohnern gefährlich werden müssen, zumal da er über dem Wind liegt. Zugleich hindert dieser Wald den freien Luftzug, weil er dicht bei ist, und sehr hohe Bäume hat. Ein anderer Umstand, der Stabroek besonders ungesund macht, ist der Mangel an trinkbarem Wasser in den trocknen Jahreszeiten. Der Fluß ist dann zu sehr gesalzen, und die süßen Bäche sind so weit davon

entfernt, dafs es dem gröfsten Theil der Einwohner unmöglich ist, Trinkwasser daraus zu bekommen. Oft ist selbst dann kein Wasser bei den Wasserträgern, die es fässerweis verkaufen, zu haben, und man reicht Fremden und Gästen lieber ein Glas Wein, den Durst zu löschen, als Wasser. Welche grausame Verwüstungen dieser Wassermangel anrichten muß, wie empfänglich in diesen Jahreszeiten der Körper für fäulichte Epidemien seyn muß, ist jedem verständigen und gelehrten Arzt einleuchtend.

In meinem zweiten Abschnitt habe ich mich etwas frei über das Costüm der hiesigen Einwohner in medizinischer Rücksicht erklärt; mein Zweck ist hierbei nicht, Personen kenntlich zu machen, sondern nur im Allgemeinen Irrthümer zu zeigen, und etwas zur Verbesserung beizutragen. Ich hasse jede persönliche An-

spielung, wo auch nur das mindeste auf Kosten
 der Ehre der Person geht, und werde mich nie
 zu einer solchen pasquillantischen Niederträch-
 tigkeit herablassen; da aber in einem Werk,
 wie dieses, deutlich und nachdrücklich gespro-
 chen werden mußte, so konnte ich nicht um-
 hin, manchen Gegenstand mit solchen Zügen
 zu schildern, die mancher für die Zügen seines
 eigenen Gesichtes halten möchte. Ich erkläre
 daher hier öffentlich und feierlich, daß ich we-
 der in meinem zweiten Abschnitt, noch in mei-
 nem ganzen Werke Personen geschildert habe,
 und es würde mir unendlich leid thun, wenn
 verschiedene, in jeder andern Rücksicht brave
 Männer denken sollten, daß ich Züge meiner
 Kopie von ihrem Original geborgt hätte, und
 mir deswegen ihre Freundschaft entziehen woll-
 ten. Den brutalen Stolz aber der Unwissen-
 den, und deren geheime Künste und schleis-

chende Versuche, mir zu schaden, verachte ich viel zu viel, als daß ich es der Mühe werth halten sollte — auch nur wenige Worte darum zu verlieren. Menschen, deren ganzes Ich nur durch den Geldsak Gewicht bekommt, sind ein würdiger Gegenstand der Verachtung vernünftiger Wesen.

Nur noch eine Frage, die aufgeworfen werden könnte, will ich hier beantworten, und diese ist: „Warum ich Deutsch schreibe, da doch die Kolonie, von der und für die ich schreibe, eine Holländische und ein grosser Theil der Einwohner Engländer seyen, ich folglich, wenn ich hätte nuzzen wollen, auch Holländisch oder Englisch hätte schreiben müssen?“ Ich antworte hierauf: daß eines Theils ein grosser Theil der hiesigen Einwohner Deutsche sind, und mitunter Männer von entschiedenem Einfluß; andern Theils bin ich selbst

ein Deutscher, dem folglich seine Muttersprache am geläufigsten ist, und der sich darinn deutlicher und bestimmter ausdrücken kann, als in jeder andern. Jedoch mache ich mich anheischig, im Fall, daß meine Arbeit den Beifall der Gelehrten erhalten sollte, und eine holländische oder englische Ausgabe für nützlich gehalten würde, in einer dieser beiden Sprachen das Ganze noch einmal herauszugeben. Für die Sprachschnitzer, die ich dann als Ausländer begehen werde, muß ich freilich von dem hiesigen Publikum Verzeihung erbitten.

Rio Essequibo, Der
den 30ten Nov. 1793.

Verfasser.

MEDIZINISCH-CHIRURGISCHE
B E M E R K U N G E N

über
DAS KLIMA, DIE LEBENSWEISE UND
KRANKHEITEN DER EINWOHNER

VON

RIO ESSEQUEBO.

**Nos naturam sequamur, et ab omni quod ab horret ab ipsa;
Oculorum auriumque comprobatione fugiamus.**

Cicero.

ERSTER ABSCHNITT.

TOPOGRAPHIE VON ESSEQUEBO

UND

BEMERKUNGEN UEBER DAS KLIMA

DASELBST.

DEUS FECIT COELUM ET TERRAM, MARIA ET OMNIA,
QUAE IN EIS SUNT.

Pf. 146, 6.

Der Essequebfluß, (bei den Indianern Tissekiwo) der ohngefähr auf dem dritten Grad nördlicher Breite, und dem neun und dreissigsten Grad westlicher Länge (nach dem Meridian von Ferro gerechnet) in dem Innern von Guajana entspringt, läuft von Süden nach Norden, stürzt sich, nach neuern Entdeckungen, neun und dreissigmal über Felsen herab; und ergießt sich,

nachdem er verschiedene grosse Flüsse, z. B. den Rupunnuwinni, Sibaroma, Mazaroni, Cajona etc. aufgenommen hat, auf dem siebenten Grad nördlicher Breite und dem zwei und vierzigsten Grad westlicher Länge in den nördlichen Ocean; nachdem er vorher vom sechsten Grad an bis zu seinem Ausflusse viele beträchtliche Inseln gebildet hat.

An den Ufern dieses Flusses und auf dessen Inseln haben die Holländer eine Kolonie angelegt, die sie nach dem Flusse Rio Essequibo genannt haben. Die Gränzen dieser Kolonie sind: Gegen Norden der Ocean, gegen Osten die Kolonie Rio Demerary, gegen Süden die noch unbekannten Länder Südamerikens, und endlich gegen Westen Orinoco oder Rio Paria.

Die Lage des Landes ist auf einige Meilen vom Ufer ab so niedrig, daß es von dem vom Regen, vom Austretten der Flüsse und von der Springfluth stehen gebliebenem Wasser fast beständig überschwemmt ist; daher die Einwohner genöthigt sind, ihre Häuser und Felder mit Gräben und Schleusen zu umgeben, um das Land trocken zu erhalten. Man findet hier keinen Stein grösser als ein Sandkorn, der nicht durch Menschen dahin gebracht wäre.



Weiter hinauf aber wird der Grund merklich höher, hat beträchtliche Sandhügel und natürliche Quellen. Eingeborne und Indianer, die Reisen in das Innere des Landes gethan haben, versichern, daß sie vier bis fünf Tagereisen tief ganze Ketten hoher Berge und grosser Felsen gesehen hätten. Und obschon Bancroft * behauptet, daß ganz holländisch Guajana keinen Berg noch Hügel aufzuweisen habe, der diesen Namen verdiene; so bin ich doch geneigt, das Gegentheil zu glauben, und führe zum Beweis meiner Meinung grosse Stücke Granit an, die von hiesigen Einwohnern als Baumaterial dem Essequedflusse herunter gebracht worden sind. Namentlich auf der Pflanzung Königsberg kann man Stücke Granit sehen von mehrern Schuhen groß, die der erste Anleger dieser Pflanzung, Hr. Persick, von den Wasserfällen des Essequeds herunter geholt hat. Hr. L. Delarochette rechnet auf seiner Charte von den Caribäischen Inseln zwei Kettenberge in Essequibo auf dem fünften Grad nördlicher Breite und dem vierzigsten westlicher Länge. Er nennt sie Nauwaracu - Berge, und giebt im Essequedfluß neun und dreissig Fälle an. Ob diese An-

* Natural history of Guajana.

gabe vollkommen richtig ist, kann ich weder mit ja noch nein beantworten; daß aber Berge und Wasserfälle vorhanden sind, ist unstreitig gewiß. Jedoch scheinen diese Berge zu weit von der Seeküste entfernt zu seyn, um eine beträchtliche Veränderung des Klimats im bewohnten Theil von Essequib hervorbringen zu können; denn bis jezt ist nur noch der Saum dieses schönen Landes bewohnt, und das ganze Innere ist, so zu sagen, nur ein Wald, die hin und wieder befindlichen Haiden ausgenommen, die hier Savanen heißen.

Bewohnt sind die grössern Inseln, das östliche Ufer hinauf bis ohngefähr auf $6^{\circ}20'$, das westliche Ufer von $6^{\circ}40'$ längst der See herab bis zu $7^{\circ}40'$. In den Krekken wohnen nur wenige Menschen, und diese sind nicht Eingeborne.

Das östliche Ufer ist flach, niedrig, hoch oben fast noch ganz mit Wald bedekt, nahe an der Seeaber ziemlich kultivirt; es liegen Pflanzungen da, die schon beinahe eine doppelte Tiefe (1500 Ruthen) kultivirt haben. Es wird untenher vom Ostpassat bestrichen, hoch oben aber kann wegen der hohen dichten Wälder der Wind noch nicht genug streichen, auch hat es da beträchtliche Sümpfe.

Das westliche Ufer, das durch verschiedene beträchtliche Bäche oder kleine Flüsse (der Supanamekreek, der Aroma oder Hurbischkreek, der Unakreek, der Capujakreek, der Kamutikreek, dem Pomaruhn etc.) durchschnitten wird, ist ebenfalls niedrig, im Innern sumpfig und weniger kultivirt, als das östliche, hat aber das zum Vortheile, daß es recht gegen den Wind liegt, und frei bestrichen werden kann.

Im Munde des Flusses liegen drei grosse bewohnte Inseln, wovon die östlichste Leguaneiland heist, von der *Lacerta Iguana*, die sich in Menge darauf aufhält. Sie ist ganz bewohnt, ringsherum an ihrem Ufer liegen Pflanzungen, nur im Innern, wo verschiedene Sandriefen der Kultur nicht günstig sind, ist noch hoher Wald.

Die mittelste dieser Inseln heist Margaretheiland oder Wacanama. Sie ist die längste unter allen, und ebenfalls stark bewohnt; doch verhältnißmässig nicht so sehr, wie Leguaneiland. Noch mehr, als zwei Drittheile ist Wald und Sumpf.

Die westlichste heist Tiegereiland oder Arowabisch, weil oft sich Tiger, (*Felis Onca* L.) die von der Westküste herüber geschwommen sind, darauf sehen lassen. Diese Insel ist die kleinste unter den dreien. Sie hat nur fünf

Pflanzungen und ist nur wenig kultivirt; noch beinahe drei Vierteltheile ist sumpfiger Wald; dennoch ist sie so, wie die andern, ziemlich gesund, weil der beständige Ostpassat sie vorzüglich trifft, und die fäulichten Dünste verjagt.

Ueber diesen Inseln höher im Flusse liegen mehrere kleine Inseln, worunter vorzüglich folgende sich auszeichnen: Troelieiland, (Truliinsel) die diesen Namen von einer gewissen Palme, mit deren Blätter man die Häuser deckt, und die häufig darauf wächst, führt. Sie ist nur sehr wenig angebauet, beinahe noch gänzlich mit Sumpf und Wald bedeckt.

Hinter Wacanama liegt eine sehr lange Insel, Verkeneiland genannt, von einer Menge wilder Schweine, die sich ehemals daraufzuhalten pflegten. Auch sie ist nur wenig bewohnt.

Ostwärts dieser Insel liegt das Forteiland. Hier befindet sich auf der Nordspitze das Fort Zeelandia, in der Mitte der Insel eine Kirche nebst verschiedenen andern öffentlichen Gebäuden, und etwa dreissig Wohnhäuser. Das Ufer dieser Insel ist hoch. Sie hat selbst nur noch wenig Wald, wird aber von beiden Seiten durch den Wald des Verkeneilands und den des östlichen Ufers des Esseques eingeschlossen,

das den frischen Luftzug sehr hindert. Sie ist daher verhältnißmässig ungesunder, als die andern bewohnten Plätze in Essequibo.

In der Supanamakreek liegt eine Zukkerpflanzung, verschiedene Bauholzanlagen und eine Sägemühle. In der Arowabisch- und Capujakreek wohnen verschiedene theils Creolen, theils andere, die sich mehrentheils des Holzmachens wegen da aufhalten.

In Pamaroen oder Pamaruhn sind ehemals verschiedene Anlagen gewesen, die aber gegenwärtig verlassen sind. Es wird jezt bloß eine Gränzwacht daselbst gehalten, und einige wenige gehen dahin, um Zimmerholz zu fällen, und Truliblätter zu hauen.

Der Erdboden ist durchgängig leimenartig, mit Pflanzenerden durchmengt und bedekt, daher ungemein fruchtbar. Zukker, Kaffee und Baumwolle sind die vornehmsten Produkten; doch wird auch Cacao, Indigo, Reis, Bataten, Yams, Toyos, (*Arum sagittifolium*, *Colocasia* etc.) Erbsen, (*Cytisus Cajan* L.) Bohnen, (*Dolichos* etc.) und fast alle Arten europäischer Gartenpflanzen erzogen. Der Erdboden auf den Inseln scheint derselbe zu seyn; doch ist hier mehr oder weniger eine blaue Thonerde damit vermischt, die sich auf den untern In-

seln in verschiedenen kahlen Stellen, auch beim Graben, Schichtenweis deutlich zeigt. Es ist dieser Thon mit jenem vollkommen einerlei, der sich auf den Leimenbänken bei der Surinam-schen Küste an das Senkblei hängt. Dieser Thon scheint also von Osten herangespült zu seyn. Ueberhaupt scheinen diese drei untern Inseln zu jenen zu gehören, die Forster * niedrige Inseln nennt, und die ihren Ursprung Seewürmern zu verdanken haben. Was dieses wahrscheinlich macht, ist, daß sich von einer jeden ein langes Corallenriff in die See ersrekt, das mit Sand überdeckt ist, und an verschiedenen Plätzen bei der Ebbe trocken fällt. Seit geraumer Zeit begann die See Leimengrund darauf anzuspülen, und es läßt sich vorhersehen, daß diese Corallenriffe obengenannte Inseln mit der Zeit verlängern werden.

Das hiesige Klima, das in Europa, Nordamerika und den Caribäischen Inseln so verschrieen ist, ist wirklich so ungemein ungesund nicht. Die Hitze, die freilich nur sechs Grade vom Aequator entfernt, beträchtlich seyn

* J. R. Forster Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt. Berlin 1783.

muß, wird durch immerwährenden Ostpassat sehr vermindert, so, daß keinesweges die Erde hier fünf bis sechs Schuh weit aufspringt, wie uns Hr. Ludwig * gerne von Surinam weismachen wollte. Durch die Ausdünstungen der nahen See und des grossen Flusses wird zugleich die Luft abgekühlt und zum Einathmen geschickt erhalten, überdies mässigen die öftern Regen das Klima so, daß es bisweilen kühl ist und man kaum glauben sollte, so nahe am Aequator zu wohnen.

Essequib hat freilich alle die Eigenschaffen, die uns James Lind ** als die Zeichen eines ungesunden Landes aufzählt. Hitze und heftige Abendkühle wechseln oft plötzlich ab, es entstehen bisweilen Abends stinkende Nebel, es sind ungemein viel Fliegen und Insekten hier, Fleischspeise verdirbt geschwind, Metalle, besonders Eisen der Luft ausgesetzt, rostet leicht, todte Körper werden sehr schnell stinkend; auch jener weisse, feine, lockere Sand, der so nachtheilig für die Gesundheit gehalten wird, wird häufig hier gefunden, besonders auf der Westküste von Essequibo. Alles Zei-

* Neueste Nachricht von Surinam.

** Essay on discases incidental to Europeans in hot Climatis.

chen eines heissen, niedrigen, sumpfigen, unkultivirten und folglich ungesunden Landes. Demohngeachtet ist Essequibo lange nicht so ungesund, als gewöhnlich vorgegeben wird. Es ist Vourtheil, wenn man glaubt, daß dieses Land für einen Europäer so besonders gefährvoll, in Rücksicht seiner Gesundheit, seye. Es ist Vorurtheil, wenn ein verzärtelter Europäer glaubt, er dürfe wegen der Hitze von Morgens zehen bis Nachmittags vier Uhr das Haus nicht verlassen, oder er dürfe der bösen Einflüsse wegen seinen Kopf im Mondschein nicht unbedeckt lassen.

Unstreitig müßte die Hitze in einem so niedrigen, feuchten, mit Wäldern bedekten, und so dicht am Aequator liegenden Lande, der Gesundheit äusserst nachtheilig seyn, wenn sie nicht durch den wohlthätigen Seewind gemildert würde. Auch läugne ich keinesweges, daß sie allerdings viel Einfluß auf den menschlichen Körper habe, sie dehnt die Säfte aus, macht den Körper zu gallichten und fäulichten Krankheiten geneigt: nur das lächerliche Vorurtheil, das so allgemein gegen unser Klima herrscht, suche ich zu bestreiten. Ich will in dieser Rücksicht zehnmal lieber hier, als auf Terra firma, in Mexico, Florida, ja selbst in

Südkarolina, wohnen. * Gallichten und faulen Krankheiten sind wir in jedem Lande zwischen den Windekreisen, selbst zur Sommerszeit in Europa, ausgesetzt. — Die Nachtluft ist überall schädlich, wo nur immer Pflanzen wachsen, und der Mond hat keinen Einfluß auf bloße Köpfe, weder hier noch dort. —

Ich gebe zu, daß Essequibo damals ein sehr ungesunder Ort war, da man die Kolonie anfieng zu gründen; damals, da noch das ganze Land nichts anders, als ein einziger Sumpf, ein einziger Wald war; da man noch in einer Hütte von Palmblättern auf dem möglichst trocknen Platze sein Nachtlager aufschlug, um den andern Morgen wieder in Morast und Wassergräben zu arbeiten; damals, da man sich gewöhnlich alle Abend ein Räuschchen trank, um die obgenannten bösen Dünste zu vertreiben, und die Muskitenstiche nicht zu fühlen. Damals — ja, muß es ungesund gewesen seyn; es ist es noch an ähnlichen einzeln Plätzen. Jezo aber, da, im Ganzen genommen, das Land täglich mehr ausgetrocknet, mehr kultivirt wird; jezo, da Plantage an Plantage liegt;

* Lionel Chalmers Nachrichten über die Witterung und Krankheiten im südlichen Carolina; aus dem Engl. Stendal 1783.

jezo, da man, vorzüglich in den höhern Klassen, nicht mehr so matrosenartig lebt, ist es gewiß nicht mehr so ungesund. Ja, ich möchte fast sagen, daß man nicht viel gesündere Plätze zwischen den Wendekreisen antrifft. Der Mann, dessen Vermögensumstände ihm erlauben, eine mit gesunden Speisen besetzte Tafel zu halten, der mäßig lebt und seiner Leidenschaften Herr ist, wird den Einfluß des Klimats nur wenig fühlen. Der Arme freilich, der, um sein Brod zu finden, gezwungen ist, auf einer sumpfigen Plantage zu wohnen, der sich gefallen lassen muß, mit den ungesunden Speisen gefüttert zu werden, der lebt freilich hart, büßt oft Gesundheit und Leben ein; aber dann ist nicht das Klima, sondern seine individuelle Lage schuld.

Der gewöhnlichste Wind ist, wie ich schon oben bemerkt habe, der sogenannte Ostpassat, d. h. östlich aus den Strichen zwischen Norden und Süden. Wenn die Sonne nördlich declinirt, so bläst er gemeiniglich auf Ost-Süd-Ost und Südost, und so umgekehrt, wenn sie südlich declinirt, aus Ost-Nord-Ost und Nord-Ost. Nicht oft und nur bei umzogenem Himmel wehet es bisweilen aus Norden, Nordwest, West-Nord-West, oder Süd-Süd-Ost. Aus

Westen und Süden und allen darzwischen liegenden Strichen wehet es nur äusserst selten. Von Stürmen und Orkanen, wie sie auf den caribäischen Inseln gewöhnlich sind, weiss man hier nichts, wir haben keine hohe Berge so dicht bei uns, die die Luftströme sammeln und leiten könnten. Es wehet zwar bisweilen aus Osten sehr heftig, und der Passatwind, dessen Kräfte gewöhnlich Vormittags um neun oder zehen Uhr zunehmen, bläst oft, besonders in der Regenzeit, mit einer Heftigkeit von fünf bis sechs Graden, dessen Scala zu acht Graden angenommen, und heisst alsdann Travad, das aber nur eine zwanzig oder dreissig Minuten dauert. Dafs er sich aber zu einem völligen Sturm ausbilde, geschiehet nur äusserst selten, und dann gemeiniglich Nachts.

Südliche und westliche Winde, oder wie man hier sagt: der Landwind, ist gemeiniglich kühl, ja oft rauh und unangenehm, und wie mich Erfahrung gelehrt hat, ungesund. Er bringt gemeiniglich Rheumatismen, Ruhren, Sumpf- und Nervenfieber mit sich, wenn er einige Tage anhaltend wehet, das meines Erachtens bloss davon herrührt, dafs er über grosse Flüsse und sumpfige Wälder streicht. Doch ist eben dieser Wind nicht nachtheilig, wenn er

nicht heftig wehet; denn es wird oft Nachts mehr oder weniger Landwind verspürt, ohne daß er Einfluß auf die Gesundheit schwarzer und weisser Menschen, oder des Viehes, das man Tags und Nachts draussen läßt, äusserte. Vielleicht, daß er dann nicht weit genug herkommt, um schädliche Theile mit sich zu führen. Donner höret man nur selten hier, zum wenigsten lange nicht so oft, als in Teutschland. Am meisten donnert es am Ende der grossen trocknen Jahreszeit; fern von uns in Süden oder Süd-Süd-Westen blitzt es dann oft ganze Nächte durch. Die Nachricht von Bancroft, daß es in den Wintermonaten hier gar nicht donnere, ist ungegründet.

Die Jahreszeiten sind keinesweges so regulär, wie Fermin und Ludwig* will. Der häufigste Regen fällt, oder nach hiesiger Art gesprochen, die Regenzeit tritt ein, wenn die Sonne sich von dem Aequator entfernt und entweder südlich oder nördlich declinirt. D. h. im April, Mai, Juni, Juli, wenn die Sonne auf ihrer Reise zum Wendekreise des Krebses begriffen ist, und im November, December, Januar, wenn sie sich dem

* P. Fermin historisch - physikalische Beschreibung der Kolonie Surinam; aus dem Franz. Berlin 1775.

Wendekreis des Steinboks nähert. Die trocknensten Monate sind: der halbe Juli, August, September, October und der halbe November, der Februar, der März und der halbe April. Doch ist alles dies keinesweges regulär, eben so wenig, als die Angabe von Fermin und die Berechnungen von Moseley. Bisweilen regnet es eine Woche anhaltend in der trocknen Zeit, und bisweilen ist es mehrere Wochen trocken in der Regenzeit, so, daß sich eigentlich keine Jahreszeiten bestimmen lassen. Am besten noch hat Bancroft sie bestimmt, wenn er sagt, daß die trockne Jahreszeit sechs oder sieben Wochen vor, und eben so viel nach jedem Aequinoctio seye.

In frühern Zeiten, da die Kolonie noch nicht so viel angebauet, die Wälder noch nicht so viel ausgehauen waren, ist es begreiflich, daß die Regenzeit heftiger und anhaltender muß gewesen seyn, als jetzt. Creolen und Europäer, die sich lange hier befinden, bezeugen, daß es ehemals so stark regnete, daß man oft in drei bis vier Wochen keine Sonne sahe; gegenwärtig nennt man es ungemein regnicht, wenn in drei oder vier Tagen anhaltend die Atmosphäre nicht aufklärt. So unangenehm aber auch immer die Regenzeit für den Mann

ist, dessen Geschäfte ihn vor die Thüre rufen, so ist sie doch bei weitem die gesundeste Jahreszeit. Die Hitze ist dann nicht so unerträglich, die Wassergräben und Sümpfe sind dann mit Wasser angefüllt, und dünsten folglich nicht so schädlich aus, die Luft ist feucht, zum Einathmen milder, das Blut wird nicht so ausgedehnt, der Körper nicht so ausgetrocknet, und nicht so sehr zu gallichten und fäulichten Krankheiten disponirt, als in der trocknen Jahreszeit.

Die Witterung ist, im Ganzen genommen, hier sehr gleichförmig; Thermometer und Barometer verändern ihren Standpunkt nur sehr wenig, und die Abwechselung der Jahreszeiten ist kaum merklich; es kann daher keinesweges so äusserst ungesund seyn. Freilich entstehen, wenn es lange trocken ist, gerne Gallen- und Faulfieber; wenn es lange und viel regnet, wenn Westwinde wehen, Ruhren, Rheumatismen etc.; allein dies sind Uebel, die uns überall treffen können, die Essequibo nicht allein eigen sind; überhaupt betrachtet, ist diese Kolonie sehr gesund. Es giebt Leute hier, die 60 — 70 Jahre alt sind, ohne je in ihrem Leben krank gewesen oder Arznei gebraucht zu haben. Oft, sehr oft ist der Leidende an seiner Krankheit selbst schuld, oder die Krankheit

wird durch üble Behandlung gefährlich. Oft ist unvermeidliche individuelle Situation die Ursache von Krankheiten, die dann bloß auf Rechnung des Klimats geschrieben werden. Im zweiten Abschnitt werde ich weitläufiger hiervon reden.

Unter einem heitern Himmel, wo die wohlthätige Wärme die ganze Natur belebt, wo der Wald voll Wildpret, das Wasser voll schmackhafter Fische und der Erdboden ergiebig ist, da kann es gewiß dem Menschen nicht an gesunder Nahrung fehlen, wenn er sich darum bemühen will. Der *Cervus Mexicanus* (Haertebest), die *Cavia Paca* (Labba), *Cavia Aguti* (Agurri), der Tapir (*Maipuri*), *Sus Tassu* (wild Verken), *Dasypus novemcinctus* (Jessi), und noch viele andern durchkreuzen unsere Wälder. Die *Cavia Capybara* (Waterhaaze) kann sogar auf den Pflanzungen geschossen werden, wo sie des Zuckerrohrs wegen hinkommt. Selbst der Tiegier liefert einen schmackhaften Braten. Wilde Tauben, Enten und andere Vögel sind in Menge zu haben. Schildkröten, selbst Eidechsen sind eßbar, (*Lacerta Iguana* L.) und die delikatesten Fische sind beinahe ohne Mühe zu bekommen. Der Erdboden ist ergiebig und fruchtbar; fast jedes euro-

päische Gartengewächs kommt hier fort. Auch für Arzneigewächse hat die gütige Natur reichlich gesorgt. Was fehlt nun noch zur Glückseligkeit der hiesigen Bewohner? — Wenn menschliche Verhältnisse, wenn Menschen Menschen nicht mißmüthig, nicht unglücklich machen — wahrhaftig nichts!

Freilich ist auch hier die Wahrheit des Satzes bestätigt, „daß nichts hienieden vollkommen sey!“ Die fürchterliche *Felis Onia* hat schon durch mehrere Beispiele bewiesen, daß sie, gereizt, auch der Menschen nicht schone. Der *Crotalus horridus* und mehrere giftige Schlangen sind nicht minder gefährlich; die *Raja Pastinaea*, die *Scolopendra morsitans*, die *Aranea avicularia*, verwunden gefährlich. Der *Termes destructor*, die *Blatta surinamensis* und viele andere gefräßige Insekten verwüsten die Speisen und Geräthe der Menschen. Doch alles dies sind nur kleine Uebel, denen man leicht ausweichen kann. Wenn man auf den Tieger nicht eher schießt, bis man seiner gewiß ist, so wird man nicht leicht handgemein mit ihm werden; denn er flieht sowohl, als alle übrigen wilde Thiere, den Menschen; nur Rache oder der äusserste Hunger (welcher Fall hier nur selten statt haben kann) kann ihn bewegen, ei-

nen Menschen anzufallen. Alle übrigen schädliche Thiere verletzen nur zu ihrer eigenen Vertheidigung.

Zur Vollständigkeit einer medizinischen Topographie gehört unstreitig so viel Naturgeschichte und Oekonomie, als der praktische Arzt zu einer richtigen Uebersicht des Klimats und der Lebensmittel nöthig hat, um daraus den Ursprung der endemischen Krankheiten zu beurtheilen. Ich habe dieser Forderung, in Rücksicht des Klimats, so viel zu entsprechen gesucht, als in meinem Vermögen lag. In Hinsicht auf Lebensmittel werde ich im zweiten Abschnitt weitläufiger handeln; jedoch nur leicht berühren, weil doch die gewöhnlichsten Hausthiere auf der ganzen bewohnten Erde beinahe dieselben sind. Nur das Pflanzenreich will ich hier noch etwas näher betrachten. Die Kenntniss der heilsamen und schädlichen Pflanzen eines Landes ist, meines Erachtens, unentbehrlich für den wahren Arzt. Mehr als drei Viertheile der Dinge, die wir täglich genießen, kommen aus dem Pflanzenreich; der größte Theil wirksamer Arzneien und eine Menge heftiger Gifte kommen eben daher. Wie ist es möglich, dass man Arzt seyn könne, ohne diese so reichhaltige Quelle der Gesundheit

und des Todes zu kennen? Ich will daher eine kurze Beschreibung derjenigen Gewächse, die zum ökonomischen und Arzneigebrauch angewendet werden könnten, so viel mir bekannt ist, nach einer alphabetischen Ordnung hier folgen lassen. Findet diese Arbeit Beifall, so kann ich vielleicht in der Folge ein vollständigeres Verzeichnis liefern:

- 1) *Abrus precatorius* L. *angl.* the Beadvine or Liquorish, *belgiis*: roode Coraalen, *Indianis*: Baragaro.

Eine schöne Pflanze mit gefiederten Blättern und röthlichten Blumen. Die hiesigen Einwohner halten sehr viel von ihr, und verschiedene pflanzen sie mit vielem Fleis in Gärten. Sie ist nach ihnen ein bewährtes Mittel in Lungen-suchten. Auch Dr. Wright * lobt sie in Katarren, Husten, Seitenstechen etc. Der Geschmack der Stengel und Blätter ist angenehm süs, und dem unsrer *Glycyrrhiza glabra* ähnlich, wird aber durch einen bitterlich-schleimigen Geschmack gefolgt. Ich bediene mich ihrer häufig in demulcirenden Abkochungen mit sehr gutem Erfolg.

* An Account of the medicinal plants growing in Jamaica, by W. Wright M. D. London medical Journal Vol. VIII. P. III. p. 217 — 295.

Die kaum Zoll langen Saamenhülsen enthalten fünf bis sechs knochenharte, prächtigrothe glänzende, erbsenförmige Saamen mit einem schwarzen Flecken am Style. Nach Wright verursachen diese Erbrechen. Die Neger reihen diese Saamen bisweilen mit einem Faden zusammen, und tragen sie statt Korallen um den Hals; doch wird auch hier meist die Kunst der Natur vorgezogen. Eine Glaskoralle thut nach der Meinung einer Negerin weit mehr Wirkung, als der Saamen des Abrus; vermuthlich, weil man diesen umsonst haben kann.

2) *Achras Sapota* L. *angl.* Sapodille-tree.

belg. de Mispelboom, de Zapotillappel.

Ein schöner hoher, unsern Birnbäumen gleichender Baum, mit ovalen, glänzenden, lederartigen Blättern, die, wenn man sie abbricht, einen zähen, weissen, milchartigen Saft ausfließen lassen.

Jacquin * erzählt uns, daß die Rinde des Stammes von vielen in Fiebern anstatt der Cinchona angewendet würde. Auch soll, nach eben diesem Autor, dem geschälten Saamen eine grosse urintreibende Kraft von den Martini-

* N. J. Jacquin *selectarum stirpium americanarum Historia.*

quern zugeschrieben und sie daher in Dy-
surien, Strangurien und ähnlichen Krankheiten
gebraucht werden. Ich bin hier noch nicht ge-
wahr worden, daß man etwas von diesem Bau-
me als Arznei gebraucht, wohl aber wird er
seiner Früchte wegen sehr in Ehren gehalten.

- 3) *Allamanda cathartica* L. *angl.* Belly
ak'sbush. *belg.* Goudbeursje.

Ein Rankengewächs, das mit seinen goldgel-
ben Blumen die Wälder ungemein ziert. Ein
Dekokt der Blätter wird von einigen in Koliken
angewendet, woher auch dessen Namen rührt.
Wenn das Dekokt saturirt ist, so verursacht
ein Bierglas voll achtzehn bis zwanzig Stuhl-
gänge.

- 4) *Alpinia spicata* Jacq. *angl.* wild Ginger.
belg. wilde Gember.

Ein Dekokt der Wurzeln und Stengeln wird
in venerischen Krankheiten und Hautausschlä-
gen sehr gerühmt. Es ist gelindeeröffnend und
diluirend; mit Limoniensaft und Zucker ver-
mischt, hat es einen angenehmen Geschmack,
ohne diese Mischung aber schmeckt es etwas salzig.

- 5) *Amaranthus cruentus*. L. *belg.* roode Ga-
laloë.

- 6) — — *oleraceus* L. *belg.* gemeene
Galaloë. (*angl.* Catterpillar.)

Beide werden in Gärten erzogen und als Gemüse verspeist. Sie nähern sich im Geschmack der *Spinacea oleracea* L. und sind eine gesunde leichtverdauliche Speise. Letztere Art wächst in cultis und arvis auch häufig wild.

7) *Amomum Zingiber* L. *angl.* Ginger.
belg. Gember. *Incolis* Simsimber.

Ingwer wird nur von wenigen hier gepflanzt, meistentheils kommt er getroknet oder eingemacht von Barbados und den übrigen caribäischen Inseln. Der hier erzogene ist zu mastig und läßt sich daher nicht gut troknen.

Die Wurzeln geschabt und getroknet, in einem warmen Infuso als Thee getrunken, sind erwärmend und schweistreibend. Das Pulver kann in geringer Gabe zu eben diesem Zweck gebraucht werden. Es befördert zugleich die Verdauung, und hat beruhigende Kräfte.

8) *Amyris balsamifera* L. *Indianis*: Hājāwe.

Ein ansehnlich hoher Baum, mit länglichen, spizzigen, glänzenden Blättern. Alle Theile dieses Baumes, sogar das Holz, haben einen starken balsamischen Geruch und brennenden Geschmack. Wenn man die noch unreifen Früchte etwas hart mit den Fingern drückt, so tropft ein sehr angenehmriechender, klebriger Saft heraus, den die Indianer als Wundmittel rühmen.

9) *Anacardium occidentale*. L. *angl.* Cashewtree. *belg.* Catschoe.

Ein sehr schöner Baum mit ovalen Blättern und röthlichen Blumen, die einen sehr angenehmen Geruch verbreiten. Das konische Receptaculum, worauf der nierenförmige Saamen sitzt, ist angenehm zu essen, doch hat es einen etwas herben Geschmack. Einen gewöhnlichen kalten Punsch macht es sehr angenehm und kühlend. Die nierenförmige Nuss wird geschälet, der Kern über dem Feuer geröstet, und so, wie in Europa die Kastanien, gespeiset; er schmeckt noch angenehmer, als diese. Das caustische Oel zwischen Kern und Nuss, das im rohen Zustande sehr äzend ist, wird durch das Feuer verflüchtigt, und der Kern unschädlich gemacht. Nach Wright kann man ihn sogar zu Emulsionen gebrauchen.

10) *Annona glabra* L. *angl.* the Monkey-tree. *belg.* De Clapenappel, Korkhout.

Wächst häufig hier wild, und wird von den Affen seiner gelben konischen Frucht wegen sehr gesucht, deren Geschmack süslicht, jedoch eben nicht angenehm ist. Das Holz gebrauchen die Einwohner zu Korken etc. Es ist eben so leicht und gut zu schneiden, als wie die Rinde des *Quercus Suber*, ist aber nicht so elastisch.

11) *Annona muricata* L. *angl.* Sourtop.
belg. Sicursack.

12) — — *squamosa* L. *angl.* Sweetsop,
Sugarapple. *belg.* Caneelappel.

Beide werden ihrer Früchte wegen gepflanzt, die von der Letztern vorzüglich sehr delikate sind. Wright rühmt die Früchte und Blätter als wurmtreibend.

13) *Arachis Hypogaea* L. *angl.* Groundnut.
belg. Neegernooten. Aethiopicis Pinda.

Sie wird von vielen hier gepflanzt. Ihre Saamenkapsel, die sich in die Erde eingräbt, enthält zwei länglichte, Eicheln ähnliche Saamen von angenehmem Geschmack.

14) *Areca oleracea* L. *angl.* the Cabbage-tree.

Eine prachtvolle majestätische Palme, der höchste und geradeste Baum, den ich je erblickte. Hundert und zwanzig bis dreissig Schuhe hoch, ist nur noch ein junger Baum. Dr. Wright sahe einen von hundert und siebenzig, und verschiedene meiner hiesigen Bekannten versichern mich, daß sie dieser Bäume gesehen hätten, die über zweihundert Schuhe hoch waren.

Der obere grüne Theil dieses Baumes enthält den sogenannten Kohl (*angl.* Mountaincab-

bage, *Incolis* Palmit). Er besteht aus den noch unentwickelten Blättern, ist weislich von Farbe, und sehr zart und wohlschmeckend. Jede Palme liefert zwar einen solchen Kohl, der von der Areca aber wird für den besten gehalten. Sein Mark liefert, nach Wright, eine Art Sagu. Auch ernährt sich in diesem Mark häufig die Larve des *Curculionis Palmarum*, die hier Adukkuma heist, und für einen Lekkerbissen gehalten wird. Chirurgischen Nuzzen haben die Blattstiele, die sich zu Schienen bei Beinbrüchen verarbeiten lassen.

15) *Aristolochia triloba* L. *belg.* Slangenkruit.

Ein Rankengewächs mit grünlichen braun-gefleckten Blumen, deren Limbus eine besonders lange Zunge (8 bis 12 Zoll) hat. Die ganze Pflanze, besonders aber das Holz, riecht sehr aromatisch, und hat einen scharfen Geschmack. Die Indianer rühmen das Holz gegen Schlangengibis, gekauet auf die Wunde gelegt, und auch niedergeschluckt.

16) *Arum arborescens* L. *angl.* Dumbeane. *Incol.* Mocomoco.

Wächst ungemein häufig an sumpfigten Orten und zwischen Bäumen, an die es sich anlehnen kann, oft zu vierzig und mehrern

Schuhen hoch; dennoch ist der Stamm schwammig, weich, und kann, wenn auch eines Schtuhes im Durchmesser dik, doch mit einem Messer durchschnitten werden. In trocknen Feldern, zwischen dem Zukker etc. wächst eine ähnliche Pflanze, die sich in nichts von der vorigen unterscheidet, als durch die mindere Höhe; denn diese wird kaum drei Fus hoch. Beide werden von den Einwohnern blos mit dem Epitheton der grossen und kleinen Mocomoco unterschieden. Ich bin geneigt, zu glauben, dafs beide nur eine Art ausmachen, und dafs blos die mehrere Feuchtigkeit und Schatten jene zu einer solchen Höhe gedeihen läfst.

Dr. Wright schildert diese Pflanze als sehr scharf; und doch versicherte mich ein hiesiger Einwohner, dafs er die jungen Blätter gekocht und als Gemüse ohne Schaden genossen habe; auch das Rindvieh frisst sie gerne, und wird fett davon. Beides scheint mit einander zu streiten, und doch kann es wahr seyn: vielleicht, dafs die Schärfe in flüchtigen Theilen bestünde, die durch das Feuer verjagt würden, und dem Rindvieh nicht schaden, so wie wir wissen, dafs die Ziege selbst *Cicuta virosa* L. ohne Schaden frisst. Künftige Versuche werden dies aufhellen.

Mocomocoblätter besizzen, nach Bancroft, eine starkziehende Eigenschaft, werden daher von den Indianern in Ophthalmien über die Augen gebunden, und verursachen dann ein starkes Thränen, wodurch die Ophthalmie gehoben wird. Aus eben dieser Ursache werden sie zum Verbinden der spanischen Fliegen, und von den Creolen gegen Kopfweh angewendet. Auch sollen, nach Bancroft, die Neger sie Nachts auf die Füße binden, und diese dadurch zu schwellen verursachen, wodurch sie von der Arbeit befreiet würden. Es ist mir kein solcher Fall bekannt, wohl aber weiß ich, daß die Schwarzen unbedeutende Geschwüren dadurch zu verschlimmern wissen.

17) *Arum Colocasia* L. *angl.* white Eddoes or 'Toyos.

18) *Arum sagosittifolium* L. *angl.* black Eddoes or Toy. (*Incolis* Malanga.)

Beides stiellose Pflanzen, erstere mit rundlichen schildförmigen, letztere mit pfeilförmigen Blättern. Die Wurzel wird gesotten, so wie unsere Kartoffeln, verspeist. Sie sind eine leicht zu verdauende Speise, die von den Creolen der caribäischen Inseln sehr geliebt wird. An Bestandtheilen mögen sie ungefähr das Mittel halten zwischen unsern Kartoffeln und weis-

sen Rüben, nicht so voll grober erdiger Theile, als erstere, nicht so wässerig, als letztere, und etwa mehr schleimig, als beide.

19) *Arum Seguinum* L. *angl.* Dumbeane.
belg. Ezelsooren.

Diese Pflanze, die gewöhnlich eine Höhe von vier bis fünf Schuhen erreicht, hat einen etwas holzigen Stamm und grosse, länglichte, aufrechtstehende Blätter, die bei trocknem Wetter an den Rändern sich etwas einwärts schlagen, so, daß sie ziemlichermassen einem Eselsohr gleich sehen, und daher der holländische Name.

Ich schilderte diese Pflanze in meinem Briefe an Hrn. Geheimenrath Baldinger als äusserst giftig; diese Schilderung war nicht das Resultat eigener Erfahrung, sondern das, was ich von glaubwürdigen Einwohnern, die Augenzeuge mehrerer Beispiele gewesen seyn wollten, gehört hatte. Auch noch bis jetzt habe ich keine Versuche damit angestellt, weil praktische Geschäfte, die mir meinen Unterhalt gewähren müssen, mich hinderten, mit jeder Pflanze, die mir botanisch bekannt geworden ist, die nöthigen Versuche anzustellen. Ich werde mich daher an jene sehr glaubwürdige Erzählungen halten, bis Zeit und Muse mir verstaten, ei-

gene Versuche damit zu machen; und das Resultat dieser soll meinen Lesern nicht vorenthalten werden. — Noch eines wichtigen Gewährmannes muß ich nicht vergessen, der diese Pflanze ebenfalls als äusserst giftig schildert, dieser ist J. N. Jacquin; man lese seine *Stirpium americanarum Historia*.

Die Blätter gekaut, sagt man, zerfressen Lippe, Zunge und Gaumen, und hinuntergeschluckt, bringen sie den Tod. Creolenneger, die bösen Herzens sind, streuen das Pulver der trocknen Blätter unter Speis und Trank; wer davon geniest, ist des Todes. Bei Hahnengefechten, die von Engländern bisweilen hier gehalten werden, wird oft ein wichtiger Betrug mit dieser Pflanze ausgeführt: der Betrüger wascht seinen Hahn mit einer Abkochung dieser Blätter, oder streuet das Pulver derselben zwischen dessen Federn; dieses schadet dem Hahn selbst nichts, sobald aber der feindliche Hahn in diese so vergiftete Federn seines Adversarii beißt, so bekommt er einen Krampf, wobei ihm der Schnabel offen stehet, und die Flügel gelähmt herabhängen. War die Dosis stark, so stirbt er an Convulsionen. — Um diese Betrügerei zu entdecken, wäscht man das verdächtige Thier mit Wasser, vorzüglich auf und unter

den Flügeln, und setzt andern Hühnern dieses Wasser zu trinken vor. Taumeln sie, fallen sie um, oder laufen wie toll herum, so ist es ein Beweis, daß der Hahn mit Dumbeane vergiftet war, und der Betrüger wird nach Verdienst behandelt.

20) *Asclepias curassavica* L. *angl.* the Red-head. *Incolis* Hipecacuanha.

Viele der hiesigen Einwohner, die überhaupt alle drastische Purgier- und Brechmittel sehr lieben, und ein Laxans, das nicht wenigstens zehn Stuhlgänge verursacht, verachten, bedienen sich auch dieser Pflanze als Brechmittel. Sie geben das Dekokt der Blätter oder das Pulver der Wurzeln. Dr. Wright in Jamaica empfiehlt den ausgepressten Saft der Blätter von einem Theelöffel voll bis zu einer Unze, als wurmtreibendes Mittel, und erklärt das Pulver der Wurzel als Brechmittel gebraucht gefährlich. Gereizt durch diese Nachricht stellte ich Versuche mit demselben an, und fand folgende Wirkung: Sieben robusten Negern von 20 bis zu 25 Jahren, die nach oben turgescirende Cruditäten im Magen hatten, gab ich fünfzehn Gran der gepulverten Wurzel; sie brachen vier bis fünfmal, und hatten drei bis vier Stuhlgänge. Drei starken Negerjungen von sechszehn

bis neunzehn Jahren gab ich zwölf Gran, sie brachen fünfmal, und einer davon hatte zwei Stühle, der andere drei, der dritte gar keinen. Vier robusten Negerinnen von neunzehn bis zwei und zwanzig Jahren gab ich zwölf Gran; drei davon hatten viermal Erbrechen und zwei Stühle, die vierte brach sechsmal und hatte vier Stuhlgänge.

Diese Erfahrungen beweisen, daß unsere Asclepias anstatt der wahren Ipecacuanha gebraucht werden könne, und obschon dadurch nicht bewiesen wird, daß sie die wahre Ipecacuanha sey, wie viele unserer hiesigen Aerzten und Afterärzten behaupten, so nehmen sie doch das Ungereimte dieser Behauptung weg. Das Pulver verliert sehr leicht seine Brechen erregende Eigenschaft, wenn es nur wenige Tage dem Zutritt der Luft ausgesetzt wird. Des Dekokts der Blätter bediente ich mich schon seit dem Anfange meiner hiesigen Praxis in Fällen, wo ich durch Schweiß und Urin ausleeren wollte, und fand es von entschiedenem Nuzzen. Mit der Wolle der Saamen (Pappus) hat man in Barbados eine Probe angestellt und sie verarbeitet; sie soll ein Zeug geliefert haben, das an Feinheit der Seide gleich kam, aber viel stärker war.

21) *Avicennia nitida* L. *belg.* Karweboom.

Dieser Baum scheint mir der von Bajon in Caijenne angegebene Paletewier gris zu seyn. Er rühmt die Asche des Holzes in unreinen Geschwüren; ob aber die Asche dieses Holzes mehr als die Asche irgend eines andern Holzes, mehr als ein gewöhnliches Alkali enthält, ist nicht erweislich. Die Eingebornen benutzen das Dekokt der Blätter zu demselben Zweck, aber, wie mich dünkt, ohne sichtbaren Nuzzen.

22) *Ballota disticha* L. *Incolis*: Abiawe.

Die Eingebornen legen vielen Werth auf diese Pflanze. Sie gebrauchen sie als Reinigungsmittel bei Geschwüren, als schweistreibendes Mittel in Rheumatismen, Brustkrankheiten, Kopf- und Ohrenschmerzen, und noch in einem ganzen Register von Krankheiten. Ich hieß die Abiawe ehemals für *Ballota suaveolens* L., weil wirklich ein in einem Garten erzogenes Exemplar derselben mir dafür gezeigt wurde, jetzt aber bin ich eines bessern belehrt. Die hier unter dem Namen Abiawe bekannte Pflanze ist *Ballota disticha* L. Sie besitzt ein den starkkriechenden Pflanzen, besonders den Linneischen Didynamisten, eigenes essentialisches Oel, woraus sich ihre erhitzende und schweistreibende Eigenschaft erklären läßt. Je-

doch, ohngeachtet ihrer entschiedenen Kräfte, würde ich immer die *Lantana camara* L. vorziehen, die nicht allein einen angenehmen Geruch hat, sondern auch grössere Kräfte zu haben scheint.

23) *Bombax pentandrum* L. *angl.* the Silkeottontree. *Incol.* Gumakaboom.

Ein hoher schöner Baum mit gefingerten Blättern und mit kurzen robusten Stacheln besetzt. Er ist um dreier Ursachen willen merkwürdig: Erstlich ist das Holz der Aeste ganz besonders spröde. Auf einem Aste von der Dicke eines Mannesschenkels kann noch niemand sitzen, ohne Gefahr, mit ihm abzurechen. Das Holz des Stammes wird gemeiniglich zu Kaffeeblöcken verarbeitet, weil es weich ist und der Kaffee in hartem Holz zu Stücken gestossen werden würde. Zweitens läßt der Aberglauben die Gespenster (*Jawafu*) immer unter den Gumakabäumen sitzen, und drittens liefert die Fruchtkapsel, wie das *Gossypium*, eine Wolle, die aber viel feiner ist und das Mittel zwischen dieser und der Seide hält. Man sagt, sie seye wegen ihrer Kurzhaarigkeit schwer zu spinnen; Zeuge aber, die davon gewebet würden, seyen stärker noch als Seide.

24) Bromelia Ananas L. *angl.* Pine-apple.
belg. Ananas.

Sie wächst hier an sandigten Plätzen zwischen niedrigem Gesträuche in ungeheurer Menge wild. Es giebt vier Varietäten, die systematisch nicht wohl zu unterscheiden sind, aber von Geschmack und Grösse sehr von einander abweichen. Aus einer Art, die sehr viel Phlegma hat, machen die Bocken (eingebohrne Indianer) ein berauschendes Getränke. In medizinischer Rücksicht kann sie bei gallichten und faulichten Krankheiten als Erfrischung dienen. Um Zunge und Mund zu reinigen, ist sie wegen ihrer bei sich führenden starken Säure (sie liefert einen Essig, der dem destillirenden Weinessig kaum nachsteht) vorzüglich zu empfehlen.

25) Bromelia Karatas L. *angl.* Pinguin.
Indianis: Curoa.

Ein wundervolles Gewächs. Seine Blätter erreichen eine Länge von zwölf bis achtzehn Fuß, die sich ungeheuer ausbreiten, und in deren Mitte die Blüthe ungestielt auf der Wurzel sitzt, oft in der Breite eines mittelmässigen Fassbodens. Die konischen Samenkapseln sind angenehm zu essen; doch haben sie einen etwas scharfen Nachgeschmak, der, wenn man fünf

bis sechs ißt, die Zunge gefühllos macht. Die Indianer wissen aus den Blättern sehr haltbare Fäden zu bereiten, die noch weisser als unser Hanf, und zu Strikken verarbeitet, viel stärker als hänfene Strikke sind. Diese Fäden werden von den Indianern Cūroā^o genennt, und dienen auf Plantagen, um Peitschen daraus zu machen.

26) *Capsicum annum* L. *angl.* Cockspurpepper. *Incol.* Baccoromanni.

27) — — *baccatum* L. *angl.* Cherrypepper. *belg.* ronde Peeper.

28) — — *frutescens* L. *angl.* Birdpepper, Negropepper. *belg.* Rottenstront.

29) — — *grossum* L. *angl.* Gourdpepper. *β* *fructibus albis.* *angl.* Lady'sfinger.

Diese nebst allen ihren Abarten, die sich hier in den Gärten bis in's Unzählbare vermehren, werden unter dem allgemeinen Namen des rothen Pfeffers begriffen, und statt des ostindischen Pfeffers und anderer Gewürze genutzt, und das zwar in solcher ungeheuren Menge, daß es einem neu angekommenen Europäer unmöglich ist, bei einer westindischen Mahlzeit einen sogenannten Peeperpot mit zu essen. Es bestehet dieser aus Fleisch oder Fisch, so mit

dem Saft der Wurzel der *Jatrophae Manihot* gekocht worden, und wozu so viel *Capsicum* gethan wird, daß der erste Löffel voll in einem europäischen Munde eine Inflammation erregt. Freilich ist es nicht zu läugnen, daß man sich bald daran gewöhnen kann; es giebt sogar Europäer, deren Mund nach einigen Jahren Aufenthalt hier so kallös geworden ist, daß sie auch den stärksten Pfeffer kaum schmekken, und den schwarzen Ostindischen für ganz geschmaklos erklären.

Unter diese Klasse muß auch Dr. W. Wright gehören, sonst wäre es unmöglich, daß er diese kaustische Samenkapseln so preisen könnte. Daß sie in einer kleinen Quantität genossen nützlich sind, die Verdauung befördern, Flatulenz verhindern etc. lehrt die Erfahrung, daß sie aber auch in Schlafsucht, Phthisi, Ophthalmien etc. von so ausgebreiteter Wirkung wären, mögte ich beinahe noch bezweifeln. Auch in Wassersuchten, Geschwüren u. dgl. lobt man sie. Sie sind immer nur ein reizendes Mittel, das nur da Statt haben kann, wo Erschlaffung der vesten Theile obwaltet, oder Reiz durch Reiz gehoben werden soll, und da, dünkt mich doch, hätten wir sichrere und erprobtere Mittel. Als *Rubefaciens* habe ich sie verschiedenemal

angewendet, und da haben sie mir so viel Dienste gethan, als unser Mezereum oder ein Sinapis-mus.

30) *Carcia Papaia* L. *angl.* the Poppawtree.
belg. Papajeboom.

Ein Baum mit einem saftigen, krautartigen Stamm, oder besser: eine Pflanze mit einem etwas holzigen Stengel, von zehen bis zwölf Schuh hoch. Die Frucht, die oft die Grösse eines gemeinen Kürbises erlangt, sitzt am Stamme vest, und hat einen süssen, angenehmen, melonenartigen jedoch etwas wässerigen Geschmack. Die Schaale der Frucht ist lactescirend, und diese Milch soll ein gutes linderndes Mittel in Lungensuchten seyn. In die noch unreife Frucht schneidet man viele kleine Schnitte, die die Schaale nicht ganz durchdringen, und fängt den herausfliessenden Saft auf, der dann ganz frisch zu zwei bis drei Löffel voll Morgens in Thee genommen wird.

31) *Cassia alata* L. *angl.* Ringwormbush.
belg. Ringwormblaaderen.

Dieser Strauch erreicht bisweilen eine Höhe von zwölf bis sechzehn Schuhen. Er trägt schöne gelbe Blumenähren, und seine Blätter gleichen in etwas unsern Wallnufsblättern. Ein Dekokt der Blumen und Blätter thut im Herpes

gute Dienste, so lange er noch nicht zu weit um sich gefressen hat, oder es keine der schlimmern Arten ist; in diesen beiden Fällen hilft die Cassia nichts.

32) *Cassia occidentalis* L. *angl.* Pissabed, Stinking weed.

Wright in seiner Abhandlung of medical plants growing in Jamaica meldet, daß die Wurzel dieser Staude bisweilen in eröffnenden und urintreibenden Dekokten angewendet würde. Ich benutzte erstlich diese Nachricht bei einem Neger in Anasarca, und liefs zwei Hände voll der frischen Blätter mit einem Maas Wasser bis zur Hälfte einkochen, und dieses den Neger in vier und zwanzig Stunden trinken. Es verursachte Stuhlgänge und häufigen Urin. Den folgenden Tag war alle Geschwulst um die Hälfte gesunken. Ich liefs jetzt dieses Dekokt noch einige Tage in derselben Gabe fortgebrauchen, und gab dann Stahlmittel, liefs dennoch aber mein Decoctum aperitivum nicht völlig zurücksetzen, sondern gab es zwischendurch in minderer Quantität. Bei dieser Behandlungsart hatte ich das Vergnügen, meinen Kranken in drei Wochen völlig hergestellt zu sehen.

Aufgemuntert durch diese gute Wirkung machte ich jetzt mehrere Versuche, auch mit der Wurzel, und nie verfehlte ich meinen Zweck. Die Wurzel ist wirkender als die Blätter, und muß daher mit mehrerer Vorsicht angewendet werden. Die ganze Pflanze hat einen unangenehmen Geschmack und Geruch. Letzterer kommt dem Geruch des Opiums sehr nahe. Aus dieser Ursache scheuen es die Kranken sehr, und Negers muß man mit Schlägen zum Einnehmen antreiben.

33) *Cassia pulchra*.

C. foliis 20 — 30 jugis, foliolis oblongis obtusis; glandula inter infimum par subulata reflexa, pedunculis hirsutis.

Ein schöner hoher Baum mit grossen gelben Blumen, der ziemlich häufig hier in trocknen sandigten Wäldern wächst. Die Blätter getrocknet und in Absud angewendet, thun beinahe gleiche Wirkung, als die der *Cassia Senna*. Ich gerieth auf den Gedanken, sie zu prüfen, und fand bei zehn angestellten Versuchen, daß sechs Drachmen einem Erwachsenen vier bis fünf Stühle geben, ohne alles Grimmen. Die Blätter sind nicht so dik, als die der gewöhnlichen Senne, aber grösser, und behalten getrocknet ihre schöne dunkelgrüne Farbe.

34) *Cassia venenifera*. *Indianis*: Piampi

C. tota hirsuta, foliis quadrijugis ovatis, glandula basi petioli; umbellis axillaribus.

Ein vier bis fünf Schuh hoher unansehnlicher haariger Strauch. Aus den Winkeln der Blätter entspringen vier oder fünf gelbe Blumen von gewöhnlicher Gestalt, die doldenförmig auf einem kurzen gemeinschaftlichen Blumenstiel sitzen. Die ganze Pflanze hat einen unangenehmen narcotischen Geruch, der viel stärker ist, als bei irgend einer andern *Cassia*, die ich gesehen habe. Die Indianer zerstossen die Wurzel und streuen sie in die Bäche, um Fische damit zu fangen. Sie betäubt die Fische so, daß sie auf der Oberfläche des Wassers auf dem Rücken schwimmend mit Händen gegriffen werden können. Hat ein Fisch davon geschluckt, so schneiden die Bocken sogleich den Bauch auf und nehmen die Eingeweide heraus, durch welche Vorsicht er zur Speise tauglich bleibt. Von Menschen genossen, ist diese Wurzel tödlich.

35) *Cecropia peltata* L. *angl.* The Trumpettree. *Incolis* Huannasunne.

Dieser Baum wird oft sechzig und mehrere Schuhe hoch. Er hat beinahe die Gestalt einer Palme; denn er verliert die untersten Blätter,

so wie oben neue entstehen, wodurch er einen sehr hohen nakten Stamm bekommt, der von den Ansätzen der Blätter geringelt ist; und nur oben an der Spitze trägt er eine Krone von kurzen Aesten und handförmigen Blättern. Die grössern Blätter haben gewöhnlich anderthalbe Schuh im Querdurchmesser und zwei Schuh in der Länge. Der Stamm ist hohl und in Fächer abgetheilt. Die Fructificationsentwicklung dieses Baumes ist sonderbar. In der Spitze des Baumes erscheint eine conische Scheide (Spatha) welche eine andere kleinere Scheide, ein zusammengefoldenes Blatt und zwei Blumenstiele enthält an deren jedem vier Amenta sitzen. Diese zweite, in der ersten enthaltenen Scheide, enthält dasselbe, und so gehet es fort, bis zur elften oder zwölften Entwicklung, da dann endlich die Contenta des Continentis so klein werden, daß sie dem unbewafneten Auge unsichtbar werden.

Wo man in die weichen Theile dieses Baumes schneidet, flieset ein Saft heraus, der alle weisse Kleidungsstücke augenblicklich schwarz färbt; dieses Safts bedienen sich die sich überlassenen Neger, um Geschwüre zu heilen; mit welchem Erfolge, weiß ich nicht, weil ich nie Versuche damit angestellt habe.

36) *Chrysobalanes Icacs* L. *angl.* Cocco-plumtree, Fat Porck.

Verschiedene Varietäten dieser Steinfrucht wachsen ungemein häufig hier an sandigten Stellen; aber nicht alle sind essbar. Die sogenannten Wilden sind klein, kaum etwas grösser als eine Schlehe, mit so wenig Fleisch um den Kern, daß es der Mühe, sie abzunagen, nicht werth ist. Nur eine Abart ist hier, die so groß als eine mittelmässige europäische Pflaume wird, und deren Geschmack sich dem Geschmack einer Mirabelle nähert. Die Schale ist glatt und röthlich, das Fleisch schmuzzigweis, und sieht beinahe aus, wie Spek, woher auch der hier übliche englische Name seinen Ursprung hat.

In den mehr bewohnten englischen, spanischen und französischen Kolonien bringt man diese Früchte, wie in Europa die Pflaumen, regelmässig zu markte; hier aber, wo der Reiche zu geizig und der Arme zu faul ist, wird die Kultur dieser, so wie vieler andern nützlicher Früchte, ganz vernachlässigt.

37) *Citrus decumanus* L. *angl.* Shaddock, *belg.* Pompelmoes.

Wird von verschiedenen hiesigen Einwohnern seiner Früchte wegen angepflanzt und sehr geschätzt. Er hängt bisweilen so voll,

dass, da die Früchte so ungeheuer groß sind, die Aeste oft bis auf die Erde herunter gezogen werden. Es giebt verschiedene Varietäten dieser Früchte mit weissem und rothen Fleisch, die angenehm zu essen sind; unter andern aber auch eine, die forbidden Fruit heist, und einen sehr unangenehmen Geschmack hat.

38) *Citrus Aurantium* L. *angl.* Seville Orangis. *belg.* Oranieappel.

— — β *Sinensis* L. *angl.* Sweet Orangis. *belg.* Zoete Appeln, Appel Sina.

Diese und noch eine Menge Abarten pflanzt man hier in Alleen. Erstere habe ich auch wild gefunden, wenn anders das wild heissen mag, sie auf einer Plantage, aber doch mitten im Walde zu finden. Die süssen sind eine sehr angenehme erquikkende Speise, und in hitzigen Gallenfiebern sehr zu empfehlen. Einige Abarten der bitteren Oranien sind zu bitter, um so roh gespeiset zu werden, und werden daher nur als Würze zur Speise und zu bitteren Aufgüssen angewendet. So lange sie noch unreif sind, gehen sie oft auch unter dem Namen von Limonen durch.

39) *Citrus Medica* L. *angl.* Limons. *belg.* Citroenen.

β Limon L. *angl.* Limes. *belg.* Limonen.

Auch dieser Baum erzeugt, so wie alle cultivirten Obstbäume, unendlich viel Abarten. Auch einen Bastard giebt es hier, wozu der Oranienbaum Vater ist. Den eigentlichen Zitronenbaum, der zum Unterschied bei den Engländern Lisbonlimontrec, und bei den Holländern Zitroenboom heist, siehet man nur äusserst selten hier. Um so mehr aber die Varietät β nebst andern Abarten, die bisweilen so häufig sind, dass man sie zum Ausfegen des Bodens der Zimmer gebraucht. Sie dienen, um Speise damit zuzubereiten, Limonade und Punsch damit zu machen, bei Tische anstatt Essig, Tschicken mit zu rödten, faule Geschwüre damit zu verbinden etc. etc.

40) Coccoloba uvifera L. *angl.* Seesidegrapes. *belg.* Seetruive.

Ein niedriger aber schöner Baum, mit grossen, lederartigen, runden, beinahe nierenförmigen Blättern. Er treibt eine Traube aus den Enden der Aeste, deren Beeren angenehm zu essen sind. Dieses ist diejenige Traube, wovon Ludwig spricht, wenn er in seinen „neuesten Nachrichten von Surinam“ von einer Trau-

be erzählt, aus deren Kerne man Chocolate machen könne.

41) *Cocos nucifera* L. *angl.* the Cocoanut-
tree, *belg.* de Cookernootenboom.

Dieser hohe und schöne Baum scheint hier nicht einheimisch, sondern aus Afrika hergebracht zu seyn. Eine Beschreibung desselben und seiner Früchte würde überflüssig seyn; er ist bekannt genug. Der weisse hohle Kern, der reif hart, unreif aber weich ist, und mit dem Löffel gegessen werden kann, hat eben keinen unangenehmen Geschmack, ist aber auch lange nicht so delikat, als ein Europäer sich gewöhnlich vorstellt. Das darinn enthaltene Wasser trinkt man vor Durst, oder macht anstatt des gemeinen Wassers den hier üblichen kalten Punsch damit. Es schmeckt süslich, fade und nicht im mindesten säuerlich. Das Weinsäuerliche, das der Herr Geheimerath Baldinger empfand, * muß daher der Gährung, worin die Cocosnuß bei einer langen Reise nothwendig übergehen muß, zuzuschreiben seyn. Was den Geschmack des Kerns betrifft, so können wir beide Recht haben und doch von ein-

* Med. phys. Journal, 28tes Stük.

ander differiren; ich für meinen Theil würde lieber Mandeln als Cocosnüsse essen.

Der Baum ist übrigens noch in mancher ökonomischen Hinsicht nützlich, wovon aber hier wegen seiner Seltenheit wenig Gebrauch gemacht wird. So kann man z. B. die Spatha zum Filtriren gebrauchen, den faserigten Theil der Nuss zu Stricken, das Mark der Blattrippen zu Dochten, den Saft zu Wein, die Blätter zum Häuserdekken, die noch unentwickelten Blätter zu Salat und Gemüse, die Nuss zu Trinkgeschirren u. s. w. Herr Bajon empfiehlt die Rippen der Blätter zu Schienen bei Beinbrüchen. Ein vorzüglich schöner Gebrauch der Cocosnuss ist der hier durchgängig eingeführte Gebrauch zum Wassers schöpfen; gewiss ist sie dazu den ungesunden kupfernen Wasserschöpfern in den deutschen und holländischen Küchen vorzuziehen.

42) *Coffea arabica* L. *angl.* Coffeetrec.
belg. Coffyboom.

Kein hoher, aber ein sehr schöner Baum. Man sagt, er seye hier nicht so vortheilhaft, als in Surinam; woran es liegt, wage ich nicht zu entziffern. Zum wenigsten hält man den Zuckerbau für viel einträglicher. Jeder, der nur immer durch Lage und Verhältniß im Stan-

de ist, ein Zuckerwerk zu errichten, wird fast nie von Kaffeepflanzen sein Hauptgeschäft machen. Er nimmt zwar mit schlechterem Boden vorlieb, als der Zucker, auch können Bananen, so lange er noch jung ist, dazwischen gepflanzt werden; dennoch aber schreckt das lange Warten auf die erste Erndte manchen von dessen Anbau ab. Es werden fünf Jahre erfordert, bis man eine etwas beträchtliche Erndte von ihm erhält; dahingegen giebt der Zucker schon in zwölf und die Baumwolle in sieben Monaten Revenüen.

43) *Convolvulus Batatas* L. *angl.* Sweet Potatoes. *belg.* Batatten.

Eine Ranke mit rother glockenförmiger Blume, die als Gartengewächs angezogen wird. Die Wurzel ist groß, leicht, inwendig gelblich von Farbe, und hat einen süslichen Geschmack. Geröstet und mit Butter geschmiert, ist sie eine angenehme, leichtverdauliche Speise; gekocht aber hat sie, wenigstens für den, der nicht daran gewöhnt ist, keinen so anlockenden Geschmack.

44) *Convolvulus brasiliensis* L. *angl.* Sea side Scammony. *belg.* Jalappe.

Einwohner, die ihre eigene Aerzte sind, pressen den milchigten Saft aus dieser Pflanze,

dikken ihn ein, und geben davon ohngefähr einen Skrupel für ein Laxans, das aber äusserst heftig purgirt. In Wassersuchten verstärken sie die Gabe, oder wenden ein saturirtes Dekokt der Wurzel an, und leeren dadurch das Wasser auf einmal aus. Leider! gehet durch dieses Verfahren mancher verloren. Die Blätter dieser Pflanze werden von den Creolennegern sehr hoch geschätzt, und bei jeder Verwundung, Geschwür etc. sogleich darüber hergelegt.

45) *Conyza anthelmintica* L.

Die wurmtreibende Eigenschaft dieser Pflanze ist wirklich hier niemand bekannt. Ich fand sie in einem Walde, wo sie zwischen mehreren hohen Pflanzen den Boden bedekte, und zeigte sie etlichen Kunstverwandten, die sie aber nicht kannten. Ihnen zu gefallen machte ich eine Probe damit, und trieb bei einem Neger, dem ich zwei Tage hinter einander eine halbe Quint des gepülverten Samens gab, eine ganze Parthie der hier so gewöhnlichen weissen Spulwürmer ab. So lange ich diese Pflanze habhaft werden konnte, wendete ich sie öfters an, und hatte immer gute Wirkung davon; jezt aber ist der Wald, worinn ich sie fand, niedergehauen, und ich habe sie bisher noch an keinem andern Orte entdeckt.

46) *Copaifera officinalis* L.

Noch habe ich nicht das Glück gehabt, diesen Baum zu sehen, er muß aber häufig hier wachsen, nach der Quantität des Balsams zu urtheilen, den die Indianer von Orinoco, Pomaruhn etc. in grossen Krügen zum Verkauf bringen. Dieser Balsam heist bei den Indianern Marane und ist hier allgemein bekannt und benutzt. In frischen Wunden, die nicht sehr gross sind, ist er allerdings ein vortreffliches Mittel. Zum innern Gebrauch aber beim Tripper, weis ich nicht recht, was ich davon halten soll. Ich habe freilich einige gesehen, die nichts anders gebraucht haben und genesen sind; man weis ja aber wohl, daß manche Tripper von selbst heilen: ich habe wieder andere gesehen, die fürchterliche Testikkeln durch ihn bekommen haben.

47) *Crescentia Cujete* L. *angl.* the Calabash tree. *belg.* de Calabassenboom.

Dieser Baum ist der westindische Töpfer; er liefert alle Arten von Geschirren. Kumpen, Schüsseln, Teller, Löffel u. dgl. wissen sich die Neger aus der holzigten Schaale der Frucht zu verfertigen. Es ist ein unansehnlicher krüppelhafter Baum, der einige Aehnlichkeit mit

einem übelgerathenen Apfelbaum hat. Seine ungestielte Blätter kommen büschelweis an den Aesten und am Stamme hervor. Eben daher entspringen seine Blumen einzeln oder paarweis, worauf eine glatte grüne eyrunde Frucht erfolgt, die, wenn sie hängen bleibt, oft eine ungeheure Grösse erlangt. Das Holz ist weis und hart, jedoch gut zu verarbeiten, und empfiehlt sich sehr durch die Eigenschaft, daß es nicht so leicht spaltet. Es wird auch daher vorzüglich zu Pumpen angewendet.

48) *Crinum americanum* L. *Incolis* Squille.

Ein hieslger Arzt erklärte einst im gelehrten Taumel diese Pflanze für *Scilla maritima* L. „Er habe sie viele hundertmal in botanischen Gärten gesehen — in seinem eigenen selbst gezogen!“ Von diesem Augenblick an war das Glück dieser Pflanze gemacht und sie zur Medizinalpflanze erhoben. Selbst der Umstand, daß diese Pflanze eine *Radicem subfusiformam* hat, konnte unsern gelehrten Herrn nicht irre machen. Als zeitigendes Mittel auf Abscesse etc. ist sie wirklich in Ermangelung gemeiner Zwiebeln noch wohl nützlich, doch ziehe ich diese, wenn sie zu haben sind, vor.

Uebrigens wächst diese schöne Pflanze häufig in Wassergräben und sumpfigen Orten.

Eine kleinere Art habe ich am Seeufer gefunden, welche immer nur zwei oder drei Blumen trägt, da die in Sümpfen wachsende eine Umbelle von fünf, sechs und mehrern viel grössern Blumen hat. Ob das Salzwasser ihren Wachsthum hindert, oder ob dies eine andere Art ist, habe ich noch nicht Zeit gehabt, zu untersuchen.

49) *Cucurbita dulcis* L. *angl.* Pumpkin.
belg. Pampoen.

C. foliis sublobatis maculatis dentatis; pomis laevibus; dentibus calycinis maximis. Nectariis nullis.

Ein Rankengewächs, das in seinem Habitus sowohl als in seiner Frucht mit unserer *Cucurbita Pepo* übereinkommt; jedoch ist es evident von ihr unterschieden, wie leicht aus oben angegebenen Characteres specifico zu sehen ist. Wahrscheinlich ist sie nur eine Abart der *Pepo*, wie das so oft der Fall bei Küchenpflanzen ist, daß sie bei Verschiedenheit der Kultur, des Bodens etc. leicht ausarten. Selbst hier hat man wieder verschiedene Abarten der *C. dulcis*. Eine mit weisgefleckten Blättern, eine ungefleckte mit stumpfwinkelichten Blättern mit spitzen Lobis.

Alle diese Varietäten werden häufig angezogen und gekocht, sowohl von Weissen als Schwarzen, als Nahrungsmittel genutzt; der Geschmack ist süslich und nicht unangenehm.

Man hat noch eine andere Art mit kleinen rundlichten Früchten, die den der *C. oviferae* nahe kommen: diese wird von den Engländern *Squashy* genennt, und ist vornemlich von Barbados hierher gebracht. Man bricht die Früchte ab, wenn so eben die Blüthe abgefallen ist, d. h. man ist den Fruchtknoten, der dann so groß, als ein starker Mannsdaumen ist. Diese Fruchtknoten gekocht und gehörig mit Gewürzen zubereitet, ist eine der delikatesten Speisen aus dem Pflanzenreiche, und verdient unserm besten Blumenkohl zur Seite gesetzt, wo nicht vorgezogen zu werden. Sollte man unsere europäische Kürbissen nicht eben so anwenden können?

50) *Cucurbita Citrullus* L. *angl.* Watermelon. *belg.* Watermeloen.

Wächst häufig hier, jedoch nicht eigentlich wild, sondern als *Planta aufuga*. Im Sande wuchert sie sehr. Der Geschmack des Fleisches, so weit es röthlicht ist, ist angenehm süslich und sehr erfrischend, in Menge genossen aber blähend.

51) *Cucurbita lagenaria* L. *angl.* Gourds.
Incolis Morducke.

Wird, besonders von den Negern, ihrer Früchte wegen angepflanzt; die dann auch oft zu einer ungeheuren Grösse anwachsen. Sie werden vorzüglich zu Wasserbehältern, Trinkgeschirren, Pulverhörnern u. s. w. angewendet.

52) *Cucumis Anguria* L. *belg.* Agurkjes.

An den Rändern der Wälder, Wegen und niedrigem Buschwerk wächst sie häufig wild. Verschiedene Einwohner legen sie in Essig und geniessen sie, wie europäische Essiggurken. Gut zubereitet haben sie auch ohngefähr denselben Geschmack.

53) *Cucumis Melo* L. *angl.* Melon, Miss-melon, *belg.* Meloen, Speckmeloen.

Geräth hier nicht so gut, als in Europa; sie fault leicht, oder wird von Würmern aufgefressen. Vielleicht aus Mangel an gehöriger Wartung?

54) *Cytisus Cajan* L. *angl.* Pigeonpea tree, *Incolis* Pisipies.

Schon am Creolennamen siehet man, wessen Ursprungs der Anbau dieser Pflanze ist; er schreibt sich von den Engländern her, deren Benennung dieser Pflanze durch das gemeine Volk und Negers verunstaltet ist. Ihre Samen

sind in Suppen gut zu essen, und auf mancher Plantage oft das einzige frische Nahrungsmittel. Bei mässiger Bewegung scheinen sie gesund und nährend zu seyn, für schwache Mägen aber sind sie blähend und unverdaulich. Die Einwohner von Barbados haben durch Kultur fast noch mehrere Abarten von ihr erhalten, als wir von unserm *Pisum sativum*.

55) *Dioscorea alata* L. *angl.* Roastingyam.

56) — — *sativa* L. -- Bucksyam.

57) — — *trifida* L. -- Guineayam.

(*Incolis* Jams.)

Drei steigende Pflanzen, die der Wurzel wegen angepflanzt werden; *D. sativa* wächst aber auch wild. Die Wurzeln sind im offenen Feuer gebraten und dann mit Butter gespeist, ein wohlschmeckendes und sehr leicht zu verdauendes Nahrungsmittel, das das Brod ziemlich ersetzt und ungleich gesunder ist, als die unverdaulichen Bananen.

58) *Dolichos pruriens* L. *angl.* Cowitch.
belg. Kreebelkruid.

Ich habe ihn noch nicht wild hier gesehen; verschiedene hiesige Einwohner aber haben ihn in ihren Gärten, und benutzen ihn als Hausmittel gegen die Würmer. Er thut vortreffliche Wirkung ohne alle Leibscherzen; jedoch

habe ich Fälle gesehen, wo er dem Samen Cy-
nae nachstehen mußte.

59) *Dolichos urens* L.

Werden von manchen hier für den *D. pru-*
riens gehalten und statt demselben gegen Wür-
mer gebraucht; ob mit Erfolg, ist mir unbe-
kannt. Er wächst häufig hier an sumpfigen
Orten, wo er an andern Bäumen in die Höhe
steigt, und durch seine grossen gelben Blumen
leicht zu entdekken ist.

60) *Eryngium foetidum* L. *angl.* Fitweed,
belg. Joodenkruid.

Diese Pflanze wird von den Creolen ganz
besonders geachtet und ihr viele Tugenden zu-
geschrieben. Sie hat frisch einen sehr starken,
unangenehmen, durchdringenden Geruch; ge-
troknet aber weder Geruch noch Geschmack,
ein Umstand, der mich nicht zu ihrem Vorthei-
le einnimmt.

61) *Eugenia Jambos* L. *Incolis* Pomroses,
vom Franz. Pomme de Roses.

Ein schöner schattiger Baum mit lanzettfö-
rmigen Blättern, der seiner angenehmen Früch-
te wegen hier gepflanzt wird. Die Frucht ist
rund, ohngefähr von Gestalt und Grösse eines
Borsdorfer Apfels, innwendig hohl und enthält
einen oder zwei Samen. Der Geschmack ist bei-

nahe, wie der des eben genannten Apfels mit Rosenwasser gemischt. Die Fledermäuse lieben diese Frucht so sehr, daß man an einem Orte, wo sich viele dieser Gäste aufhalten, fast keine Frucht reifen sieht. Die Wurzel wird für ein grosses Gift gehalten.

62) *Eugenia Pseudopsidium* L. *belg.* Schildpoeddenappel.

Dieser schöne schlanke Strauch wächst häufig hier an sandigen Orten. Die Frucht ist lang gestielt, roth, und von der Grösse einer Kirsche; daher sie einer europäischen Kirsche sehr ähnlich sieht, und eher den Namen der westindischen Kirsche verdient, als die *Malpighia glabra*, die doch hier durchgängig mit diesem Namen belegt wird. Der Geschmack ist süslich, doch aber etwas roh hinterher, so ohngefähr, wie ein Kohlstrunk. Ich glaube, daß diese Frucht vieler Verädlung fähig ist, und durch Kultur unsern Kirschen an Geschmack sehr nahe gebracht werden könnte.

63) *Eupatorium odoratum* L. *angl.* Christmasbush.

Diese Pflanze, die einen beträchtlichen Theil essentialisches Oel enthält, wird als Hausmittel, um Geschwüre zu reinigen, in einem Dekokt angewendet. Auch als schweistreibenden Thee

gebrauchen sie Einige; jedoch werden dazu die *Lantana camara* und verschiedene Münzenarten vorgezogen. Sie blühet zwei Monate lang und fängt gewöhnlich am Ende des Decembers an; woher auch ihr engl. Name rührt.

64) *Euphorbia thymifolia* L. *angl.* Dove-weed.

In Barbados soll diese Pflanze, wie mir ein sehr kundiger dortiger Eingeborner erzählt hat, in Gonorrhöen und andern venerischen Krankheiten, auch Hautausschlägen, in Gestalt eines Thee's mit Nuzzen angewendet werden. Auch ein hiesiger alter Arzt versichert, sie lange mit Nuzzen gebraucht zu haben. Da sie an dem Orte meines Aufenthaltes nicht in hinlänglicher Menge wächst, um lange anhaltende Versuche damit anzustellen, so bin ich durch die wenige Versuchen, die ich damit anstellen konnte, noch nicht in Stand gesetzt, ihre Kräfte zu bestätigen. Ein gesättigtes Dekokt ist blutroth, das Infusum blässer. Roh ist ihre Milch sehr fressend.

65) *Gossypium religiosum* L. } *angl.* Cot-
66) — — — *arboreum* L. } tentree.

belg. de Catoenboom.

Baumwolle ist eins der vorzüglichsten hiesigen Produkten. Sie wird von Anfängern häu-

fig gepflanzt, weil ihre Zubereitung nicht so kostspielig ist, als die des Zuckers, und weil sie eine frühere Erndte giebt, als der Kaffee. Man kann schon im siebenten Monat die Wolle pflücken. Sie liebt einen guten Boden und freien Luftzug. Man pflanzt die Bäume gewöhnlich auf acht bis zehen Fuß Entfernung, und ein Baum liefert in zwei Erndten jährlich $\frac{3}{4}$ bis ein Pfund Baumwolle.

Die Blätter dienen als Hausmittel zum Brechen, und zwar in Gestalt eines gesättigten Dekokts, wovon getrunken wird bis Brechen erfolgt. Der Geschmack soll sehr unangenehm seyn.

67) *Quajacum sanctum* L.

Ein hier sehr allgemein, besonders unter den Engländern, bekanntes Mittel gegen Hautausschläge, Geschwüre, venerischen Krankheiten etc. Sie kennen es unter dem Namen *Lignum vititoe*s, eine verdorbene Aussprache von *Lignum vitae*, und bekommen es gewöhnlich von Barbados, wo es in Menge angepflanzt wird. Ich habe verschiedene Bäume hier in Gärten gesehen, die nicht *Guajacum officinale*, *G. sanctum* L. waren, wesswegen ich auch hier *Lignum vitae* unter diesem Namen aufführe; zumal, da verschiedene Barbadianen mich ver-

sichern, es seye der nämliche Baum, der bei ihnen wächst. Ob dieser Baum oder vielleicht beide Arten hier in unsern Wäldern wachsen, will ich nicht behaupten; aber höchst wahrscheinlich ist es mir doch.

68) *Guarea trichiloides* L. *Indianis* Crapohalli.

Ein starker, nicht seltner Baum, mit grossen gefiederten Blättern und kleinen weissen in eine Aehre zusammengedrängten Blumen.

Die Creolen bedienen sich des Bastes dieses Baumes als Brechmittel auf folgende Art: Sie ziehen von einem mittelmässigen Aste die äussere Rinde ab, und legen nun diesen Ast, woran die innere Rinde oder Bast noch fest sitzt, so lange in ein offenes Feuer, bis er ganz braun gebrannt ist; dann schaben sie diesen braungebrannten Bast mit einem Messer ab, und nehmen nach dem Augenmaas ohngefähr einen Löffel voll ein, das dann vier bis fünfmal Brechen erweckt.

69) *Heliconia psittacorum* L. *angl.* wild Arrowroot. *belg.* Papogoiienbeck.

Wird fälschlich von Vielen für eine Abart der *Maranta arundinacea* gehalten, vermischt mit derselben gepflanzt, und zu demselben Zwekke angewendet. (S. *Maranta arundinacea*)

In sumpfigen, schattigen Wäldern wächst sie sehr häufig wild.

70) *Hibiscus esculentus* L. *angl.* Okra. *In-*
colis Akurrama.

Die junge Samenkapsel ist in Suppen gekocht eine angenehme und nahrhafte Speise. Diese Pflanze verdiente in jeder Rücksicht in den europäischen Küchengärten aufgenommen zu werden; und daß dies keine Schwierigkeit machen würde, glaube ich aus folgenden Gründen: Erstlich kommt sie in den nördlichsten Antillen auch ohne Wartung und Pflege sehr gut fort, und zweitens, bedarf sie nicht mehr, als vier bis fünf Monate zu ihrer Vollkommenheit; wenn sie daher im April gesät wird, so kann man schon im August ihre Früchte genießen.

Bancroft giebt an, daß die Sklavenweiber, die nicht gebären wollten, bei der Akurramadiät ein gutes Mittel gefunden hätten, die Wege schon zum voraus schlüpfrig zu machen. Ich finde hierbei nöthig zu bemerken, daß man zwar viele Negerinnen und verhältnismässig noch mehr Weissen findet, die den weissen Fluß haben, daß er aber auch gewiss nur das zehntemal von der Akurramadiät entstanden ist. Viele derjenigen Weiber, die mir in dem Lauf

meiner hiesigen Praxis mit dieser Krankheit vorgekommen sind, hatten nur sehr sparsam die Gelegenheit, Akurrama's zu bekommen; und im Gegentheil viele hundert andere, die ich kannte und wußte, daß sie fast täglich die Kapseln des Hibisci esculenti assen, hatten den weissen Fluß nicht. Daß der zähe Schleim dieser Pflanze ähnlichen Schleim im Körper erzeugen könne, und daß dieser auch die partes uterinas einigermaßen überziehen und dadurch zum weissen Fluß disponiren könne, will ich nicht ganz läugnen; daß aber eine Diät dieser Kapseln vorzüglich zum Abortiren beitrage, bezweifle ich sehr.

71) Hibiscus tiliaceus L. *Incolis* Cājowā.

Ein schöner schattiger Baum, der gerne an sandigen Ufern wächst, und mit seinen schönen gelben Blumen die Gegend sehr reizend macht.

Die Blätter und Blumen dieses Baumes kenne ich als ein sehr gutes Wundmittel. Ein mit eben so viel Rum vermisches Dekokt derselben, erhält die Geschwüre rein, verhindert schwammige Auswüchse und das Aufschwellen der Ränder. Auf frischen Wunden befördert es gewöhnlich die Reunion, oder bringt eine gutartige Eiterung zuwege.

72) *Holeus Sorghum* L. *angl.* Guineacorn.

Wird auf den caribäischen Inseln sehr häufig als Getraide angebauet. Hier — wo man keine Zeit hat, die Vögel zu verscheuchen — wird es von diesen aufgezehrt, noch ehe es eingeerntet werden kann. Verschiedene Pflanzer pflanzen es hier als Futter für Pferde und Maulthiere, die sehr lüstern darnach sind und Fett dabei werden. Es wird zu dieser Absicht geschnitten, noch ehe es zu Samen schießt.

73) *Hura crepitans* L. *angl.* The Sandbox-tree. *belg.* De Sandkookerboom.

Ein ziemlich hoher, starker Baum, der über und über mit kurzen breiten, etwas stumpfen Dornen besetzt ist. Sein Holz ist so spröde, daß ein mittelmässig starker Mann nicht viel Gewalt anzuwenden hat, um auch den diksten Ast abzubrechen. Aus der Samenkapsel kann man, wie bekannt, Sandbüchsen verfertigen. Die Nachricht, daß der Saft dieses Baumes, wenn er jemand in die Augen kommt, blind mache, wird auch von den hiesigen Einwohnern bestätigt. Anmerken muß ich noch, daß man hier die Samen dieses Baumes, nach der Behauptung eines hiesigen Wundarztes, für die bekannten Krähenaugen hält!

74) *Jatropha Curcas* L. *angl.* Physicnut.
belg. Purgiernooten.

Die Samen wenden einige in hartnäckigen Verstopfungen an. Ein einziger Same soll etliche zwanzig Stuhlgänge und halb so viel Erbrechen erregen, diese drastische Eigenschaft liegt jedoch blos in dem Keim; nimmt man diesen sorgfältig heraus, so ist die Nuss essbar, die dann einen delikaten mandelähnlichen Geschmack hat.

75) *Jatropha Janipha* L. *angl.* Sweet Cassade, roasting Cassade, *belg.* Zoete Cassawi, *Incolis* Bisurri.

Wird mit der Folgenden als Nahrungsmittel promiscue gepflanzt. Wegen ihrer grossen Aehnlichkeit im Habitus und der Gestalt der Blätter mit der *J. Manihot*, können die Meisten sie von dieser nicht anders, als durch den holzigen Kern unterscheiden, der ganz durch die Wurzel hinläuft, bei dem *Manihot* aber fehlt. Die Wurzel ist, im offenen Feuer gebraten, eine delikate, leichtverdauliche Speise, und keinesweges giftig, wie die Folgende.

76) *Jatropha Manihot* L. *angl.* bitter Cassade, *belg.* bitter Cassawi.

Der eigentliche Brodbaum der hiesigen Indianer, Selbst Pfanzer, denen die Gesund-

heit und Zufriedenheit ihrer Sklaven am Herzen liegt, lassen diese nützliche Pflanze auf ihren Pflanzungen häufig anziehen. Die Zubereitung des Brodes geschieht folgendergestalt: In neun Monaten ist die Wurzel zum Ausgraben tüchtig. Sie wird dann geschält, so frisch auf einem Reibeisen gerieben, und in eine lange cylindrische, korbartiggeflochtene Maschine, die bei den Indianern Matapi heist, gethan. Diese Matapi wird mit ihrem einen Ende aufgehängt, und vermittelst eines Stok's, der durch ein am untern Ende befindliches Ohr gestekt wird, so lange herumgedreht, bis sich kein Saft mehr auspresst. Diese so ausgepresste Cassawi wird in der Sonne zum Troknen ausgebreitet; wenn sie trokken ist, durch ein korbartiggeflochtenes Sieb (Manari) durchgeseiht und auf einer eisernen Platte über starkem Kohlf Feuer zu dünnen Kuchen in Gestalt der israelitischen Osterkuchen gebakken. Dieses Brod warm von der Platte mit Butter gespeist, ist ein Lekkerbissen: kalt und trokken hat es etwas Sägespänartiges, ist aber leicht zu verdauen, und Fieberkranken noch eher, als das oft unausgebäkkene Waizenbrod zu empfehlen.

Der ausgepresste Saft sowohl, als die ganze Wurzel, ist ein schnelltödtendes Gift, Pfer-

de, die ihr Instinct mißleitet, so, daß sie von dieser Wurzel fressen, schwellen davon auf, und sind in vier und zwanzig Stunden, oder in längerer oder kürzerer Zeit, je nachdem die gefressene Quantität war, ein Raub des Todes. Hunde, die von dem Saft trinken, sterben oft plötzlich in Convulsionen, und so fast jedes Thier, das roh von dieser Wurzel genießt. Nur der Mensch wußte durch Hülfe des Feuers dieses schreckliche Gift auszutreiben.

Die Wirkung dieses Gifts ist eine Empfindung von Kälte durch alle Glieder, Aufschwellung des Unterleibs, Lähmung aller Muskeln, Tod. Das einzige Gegenmittel, das man bis jetzt noch kennt, ist, eine grosse Quantität rother Pfeffer (*Capsicum*) in Rum, und heftige Bewegung, z. B. Laufen etc. so, daß ein Schweis ausbricht. Auf diese Art, habe ich mir erzählen lassen, seye einst ein Mann, der durch Irrthum ein Glas voll dieses rohen Safts getrunken habe, gerettet worden. Ich kann zwar für die Aechtheit dieser Erfahrung nicht stehen, weil ich nicht Augenzeuge war; immer aber verdient doch dieses Mittel Nachahmung und nähere Untersuchung.

Den Saft dieser Wurzel unschädlich und geniesbar zu machen, muß er so lange gekocht

werden, bis er klebrig wird und einen süßlichen Geschmack annimmt; dann legt man nach Belieben Fleisch oder Fisch hinein, und kocht ihn abermals so lange, bis dieses gar ist: und dies ist nun ein Peeperpot. Eine nicht allein gesunde, sondern auch angenehme Speise, deren vornehmste Tugend ist, daß sie nie verderbt, und daher den Vortheil gewährt, daß man immer frisch Fleisch essen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß es durch die Wärme verdorben werde.

Man kann einen solchen Peeperpot mehrere Monate gut erhalten, das darinn gekochte Fleisch heraus essen und wieder frisches darinn kochen, so lange der Liquor dauert, der nicht schlechter, sondern durch das öftere Aufkochen täglich besser wird. Es müssen aber folgende Regeln dabei beobachtet werden: 1) Das Gefäß muß ganz rein und ein erdenes seyn. 2) Man muß nie mit einem Löffel oder Gabel, die mit andern Speisen verunreinigt sind, etwas herausholen. 3) Man muß ihn täglich zum wenigsten zweimal aufkochen, oder doch heiß machen; und 4) man muß ihn nie zudecken oder in einen Speisekasten setzen, bevor er gänzlich kalt ist. Läßt man eine dieser Regeln aus der Acht, so wird er sauer und untauglich zur Speise.

Die frisch geschabte Wurzel in Substanz auf faule Geschwüre gelegt, reinigt dieselben zum Erstaunen. In oft minder als drei Tagen habe ich ganz faule Geschwüre mit ihr gereinigt. Es ist aber hier zu bemerken, daß dies Auflegen sechs bis achtmal täglich erneuert werden muß; denn wenn sie trocken wird, so verursacht sie durch ihren Druk Schmerzen und hindert zugleich den Abfluß der Jauche. Das Dekokt wird von Bajon als Wundmittel gerühmt; auch ich bediene mich desselben mit gutem Nuzzen.

77) *Jatropha multifida* L. *angl.* French Physicnut.

Auch sie trägt eine heftig purgirende Nufs, die keinesweges zu diesem Endzwek anzurathen ist, obschon sie hin und wieder dazu gebraucht wird. Als Gartenzierde aber verdient sie wirklich Aufmerksamkeit. Ihre niedlich zerschnittenen Blätter von einer fröhlichen blaugrünen Farbe, und ihre purpurfarbene Blumen machen sie zu einer der schönsten Pflanzen Südamerikens.

78) *Indigofera tinctoria* L. *angl.* Indigo. *belg.* Indig.

Diese Pflanze wird nur sehr wenig hier gepflanzt, und ich muß bekennen, daß ich noch

keine Indigoplantage gesehen habe. Man versichert mich, daß der Gestank auf einer solchen Plantage beinahe unerträglich und die Arbeit sehr ungesund seye; dabei seye es ein Produkt von minderer Ausbeute. Es wächst eine Pflanze hier wild, die ich für *J. Anil L.* halte; verschiedene Pflanzer aber versichern mich, sie seye der wahre Indigo. Ob vielleicht *J. Anil* hier statt *J. tinctoria*, oder mit dieser vermischt gepflanzt wird, oder ob ich schief gesehen habe, muß die Zeit mich lehren, wenn ich einst Gelegenheit habe, auf eine Indigoplantage zu kommen, und Vergleichung anzustellen.

79) *Lantana camara L.* *angl.* wild Sage.
belg. wilde Salic.

Auch sie ist eine Zierde der Wälder mit ihren schönen Blumen, die aus dem Goldgelben ins Purpurfarbene spielen. Die ganze Pflanze hat jenen Geruch, der den Linneischen *Didynamisten* so eigen ist, in einem sehr hohen Grad. Als *Sudoriferum* thut sie sehr gute Wirkung, wenn sie beim Schlafengehen als Thee getrunken wird, macht viele andere Dinge entbehrlich.

80) *Laurus Persea L.* *angl.* the Alligator-pear. *belg.* de Avigatoboom.

Ein mittelmässig hoher Baum mit weitverbreitenden Aesten und grossen ovalen Blättern. Er wird seiner Früchte wegen erzogen, die einer grossen Birne ähnlich sehen, aber nur einen Samen enthalten (Drupa). Unreif sind diese Früchten äusserst schädlich, verursachen gefährliche Bauchflüsse; reif aber eine angenehme Speise. Das Fleisch hat die Consistens von Butter, und schmeckt am besten mit Pfeffer und Salz gespeist. Der Saft der Nuss, die sehr weichschalig ist, macht rostfärbige Flekken in Leinwand, die nie ausgewaschen werden können, und daher zur Zeichnung derselben gebraucht werden. Die Blätter rühmen einige als Brustmittel.

81) *Mammea americana* L. *angl.* the Mammetree. *Incolis* Mamaieboom.

Dieser schöne Baum liefert eine Frucht, die einen sehr angenehmen Geschmack hat, aber auch eben deswegen schädlich werden kann; denn ihr goldgelbes hartes Fleisch ist keinesweges leicht zu verdauen. Viel davon genossen, verursacht auch dem gesündesten Magen einige Beschwerden. Ich erlaube sie daher in gastrischen Krankheiten niemals. Sie erreicht bisweilen die Grösse eines kleinen Kindskopfes, hat eine rauhe dicke Schale und von einem bis

zu vier grossen rauhen Samen. Das Fleisch ist vest, goldgelb und von angenehmem, gewürzreichem Geschmack; noch gewürzreicher aber ist dieser Geschmack, wenn das Fleisch anfängt, weich zu werden und in Gährung überzugehen.

82) *Maranta arundinacea* L. *angl.* Arrow-root, *belg.* Styfsel.

Wächst in trocknen sandigen Gebüschten häufig wild, wird aber auch ihrer Wurzel wegen, um Stärke für leinene Kleider, die hier stark getragen werden, davon zu machen, gepflanzt, wovon sie auch den holländischen Namen Styfsel erhalten hat. Sie liefert ein sehr feines Amylum, das sich in schleimigen Clystieren, z. B. bei der Ruhr, wo der natürliche Schleim weggespühlt ist, sehr auszeichnet.

83) *Menyanthes indica* L. *angl.* Duckweed.
S. *Nymphaea glandulifera*.

84) *Mimosa fagifolia* L. *angl.* Spanish Oak.

Sie wächst hier häufig in Wäldern und Büschen, ein schöner, hoher, schattiger Baum, und wird ihrer Früchte wegen sehr geliebt. Sie trägt viele sechs bis acht Zoll lange Schoten, deren länglichte Samen in einem süssen, an-

genehm schmeckenden Mark liegen, das so, wie das Tamarindenmark, gelindpurgirend ist.

85) *Mirabilis Jalapa* L. *belg.* Jalappe.

Sie wird von verschiedenen hier für die wahre Jalapa gehalten, und zu demselben Endzwek angewendet. Ob sie hier wild wächst, ist mir unwissend; diejenigen, die ich gesehen habe, schienen gepflanzt zu seyn.

86) *Momordica Luffa* L. *angl.* Sieves, *belg.* Zeeften.

Ein Rankengewächs, das in die Ordnung der Kürbisartigen gehört, mit spizwicklichten Blättern und schönen gelben Blumen. Man pflanzt es der Frucht wegen an, die lang, stumpf-dreieckig und nach vornen zu etwas zugespitzt ist. Das innere trockene Fasernge- webe dient als ein Sieb, wodurch sich sehr gut filtriren läßt.

87) *Musa paradisiaca* L. *angl.* Plantaintree, *belg.* Banarienboom.

Diese baumartige Pflanze liefert das west- indische Brod. Ohne sie würden die hiesigen Kolonien wahrscheinlich nicht so blühend seyn; denn keine andere mir bekannte Pflanze, die zu diesem Endzwek angewendet werden könn- te, wächst mit so wenigen Unkosten und auf so wenigem Grunde, als die Musa. Jede Wur-

zel treibt mehrere Stämme, und jeder Stamm trägt eine herabhängende Traube, die vierzig bis siebenzig und mehrere Früchte (nach botanischen Begriffen eine Beere) hervorbringt, die einen Schuh lang und einen bis zwei Zoll im Durchschnitt dik sind.

Diese Früchte werden, wenn sie reif sind, entweder roh gegessen, oder in Scheiben geschnitten und mit Butter gebakken, da sie dann ohngefähr den Geschmack eines europäischen Apfelkuchens haben. Unreif dienen sie an Brodes Statt, indem man, nachdem die grüne Schale abgezogen, das Mark im Feuer röstet, oder sie, nachdem sie gekocht sind, in einem hölzernen Mörser stampft, und zu einem Ballen formt, der Afugu heist; oder indem man sie zu Scheiben schneidet, an der Sonne troknet, sie dann zu einem Mehl reiber, und so, wie unser Waizenmehl anwendet.

Sie, diese Fruchttraube, die von den Engländern a Bunsh of Plantains, und von den Holländern een Bofs Bananen genennt wird, macht das Hauptnahrungsmittel der Neger aus, und dient zugleich allen weissen Menschen, denen der Weg zu europäischem Mehl oder andern mehlichten Früchten verschlossen ist, an Brodes Statt. Die Banane enthält grobe erd-

artige Theile, und ist für einen zärtlichen Magen, oder für Menschen, die eine sizzende Lebensart führen, ganz unverdaulich. Sie verschleimt die Eingeweide, und erzeugt die fürchterlichsten Infarctus. Für die Würmer ist sie ein wahres Element. Ganze Kolonien von Würmer bauen sich Vestungen in den zusammengeleimten Bananenklumpen, wo sie oft allen medizinischen Angriffen trotzen.

Der medizinische Nuzzen dieser Pflanze ist der Gebrauch der jungen noch unentwickelten Blätter zum Verbinden der von spanischen Fliegen gezogenen Blasen.

88) *Musa Sapientum* L. *angl.* the Bananatre. *belg.* Backoeven.

Wegen ihres minder allgemeinen ökonomischen Nuzzens wird sie nicht so häufig, als vorhergehende Art, gepflanzt. Ihre Früchte sind kleiner und unreif nicht essbar; reif aber schmekken sie angenehmer, als eine Banane, nähern sich im Geschmack ziemlich einer europäischen Birne.

89) *Nymphaea glandulifera*. *angl.* Duckweed. *N. calycibus quadrifidis, foliis cordatis integerrimis; glandulis clavatis stigma circumdantibus.*

Sie hat ganz den Bau der *N. alba*; nur ein Kranz von keulenförmigen Glandeln, der um das Stigma herumsitzt, und wovon ich mich nicht mehr erinnern kann, ob ihn *N. alba* L. auch hat, hat mich veranlaßt, sie so lange, als eine eigene Art anzunehmen, bis ich eines Nähern belehrt bin.

Die Blätter werden promiscue mit den Blättern der *Menyanthes indicæ* unter dem Namen Duckweed (Entenkraut), so frisch aus dem Wasser auf die Stirne gebunden, als vortreflich wider Kopfwelh gelobt.

90) *Origanum Maru* L. *angl.* Majoram.
belg. Marjolein.

Wird in Gärten erzogen, und anstatt unsers *O. Majorane* in der Küche benutzt.

91) *Passiflora quadrangularis* L. *angl.* *belg.*
Granadill.

92) — — *laurifolia* L. *angl.* Waterlemon.

93) — — *foetida* L. *angl.* Lovely Mifs.

94) — — *Vespertilio* L.

95) — — *quadriglandulosa* L. (*Incolis* Zemyteboom.)

P. foliis trilobis simplicibusque inaequaliter serratis; petiolis calycibusque quadriglandulosis.

Alle diese Arten, wovon die vier letztern wild wachsen, sind unter dem Namen Zemyteboomen bekannt; die Frucht der erstern Art, die in Gärten erzogen wird, führt bei den Vornehmern auch den Namen der Granadille. Ihre Früchte sind angenehm süssschmeckend, und in hizzigen Krankheiten als Erfrischung mit sehr gutem Nuzzen anzuwenden. Doch aber würde ich hierzu nur die grössern Arten empfehlen, weil die kleinern nicht von ihren harten unverdaulichen Samen hinlänglich gereinigt werden können.

96) *Paullinia pinnata* L. *angl.* Bread and Chees.

Ein Rankengewächs, das häufig in Wäldern um andere Bäume sich herumschlingt. Zu beiden Seiten des länglichen Samens, deren drei in einer birnformigen Kapsel liegen, ist ein weisser markigter Ueberzug, der auf jedem Samen kaum sechs Gran beträgt, ist alles, was daran essbar ist; der Samen selbst ist bitter. Es ist daher begreiflich, warum diese Frucht in keinem hohen Werth stehet. Nur Kinder und müssige Leute benaschen diese Samen.

97) *Phyllanthus Niruri* L. *angl.* Wormweed.
Der Geschmack dieser niedlichen Pflanze ist ganz ungemein bitter; sie ist daher als Wurm-

mittel allgemein bekannt, und thut wirklich grosse Dienste. Als auflösendes und stärken- des Mittel verdient sie unsern besten Amaris zur Seite gesetzt zu werden. Es ist nur Schade, daß sie nicht so viel wässeriges Extrakt giebt, als unser Taraxacum, und nur in gebautem Lande wild wächst, wo, obschon sie ihrer vielen kleinen Samen wegen sehr wuchert, doch immer wieder ausgerottet wird.

98) *Physalis angulata* L. *Incolis* bitter Galalu.

Die jungen Sprossen dieser häufig wildwachsenden Pflanzen werden von den Schwarzen aufgesucht und unter dem Namen von bitter Galalu verspeist. Viel davon gegessen, purgirt. Die Früchte, die von verschiedenen roh genossen werden, haben eben keinen angenehmen Geschmack. Bei vielem Phlegma haben sie einen bitterlichen Nachgeschmack, der alles das Süsse, was man vorher empfand, verdunkelt.

99) *Plumieria rubra* L. *angl.* Jasmin. *belg.* Jasmyn.

Eine lactescirende baumartige Pflanze mit einer schönen rothen Blume. Sie ist ein Arcanum des schönen Geschlechts, treibt Geburt und Nachgeburt, bringt die monatliche Reinigung wieder in Ordnung etc. etc.

100) *Psidium pomiferum* L. *angl.* Gujaves.
Incolis Mariaves.

Dieser sehr häufig an trocknen Orten hier wachsende Baum trägt eine sehr süsriechende Frucht, die auch ziemlich wohlschmeckend ist. Gekocht hat sie den Geschmack beinahe, wie eine Pflaume, roh aber ist sie etwas herbe. Sie ist an und für sich sehr adstringirend, daher sie in Bauchflüssen, wo man anhalten will, zu einem Brei gekocht mit Nuzzen gegeben werden kann. Die Rinde, die ebenfalls adstringirend ist, ist in Gurgelwassern, Dekokten und Bähungen ein wichtiges Mittel. In Nothfällen kann sie der Chinarinde substituirt werden. Ein Dekokt der Blätter erregt Erbrechen.

101. *Quassia amara* L. *angl.* Quashibitter.
Indianis Carawatani.

Der Quassiabaum wächst hier in ungeheurer Menge. Oft enthält eine Strecke von einem halben bis ganzen Morgen nichts anders, als Quassiabäume, und das so dicht, daß man erst einige weghauen muß, wenn man durch will. Es ist begreiflich, daß es bei einer solchen Dichtigkeit keine starke Bäume giebt. Auch habe ich überhaupt noch wenig starke Quassiabäume gesehen. Der dikste, den ich sahe, hielt im Durchmesser dicht über der Wurzel ohngefähr sechs

Zoll. Das Gewöhnlichste ist von ein bis drei Zoll.

Er blühet von October bis Mai sehr stark und sehr jung. Ein Strauch, der kaum die Dicke eines kleinen Fingers hat, blühet schon, und ein älterer Strauch treibt aus jedem Aste eine Blüthentraube. Fast niemals ist ein Quassienwald ganz ohne Blüthe, das denn den amerikanischen Wäldern zur ungemeinen Zierde gereicht; denn nichts prächtigeres kann man sehen, als eine grosse Anzahl blühender Quassiabäume, mit ihren gefiederten, glänzenden Blättern und purpurfarbenen Blumen, deren Purpur die gelben Antheren, die daraus hervorragen, noch mehr erhöhen. Zumal, wenn Rankengewächse mit grossen lebhaften Blumen, deren hier so viele sind, diesen Quassiawald durchklettern, und die blaue Bignonia, die mit der Quassia einen Boden liebt, majestätisch über alle hervorragt, und durch ihr tiefes Blau den hellern Farben mehr Hebung giebt.

Es würde überflüssig seyn, viel über die Eigenschaften der Quassia zu sagen, da diese in Europa längst bekannt sind; nur seye es mir erlaubt, hier zu bemerken, daß das Holz, welches wir nach Europa bekommen, der geringstwirkende Theil des ganzen Baumes ist,

Es wird an Wirksamkeit von der Rinde übertroffen, diese von der Wurzel, und diese wieder von der Blüthe. Die Blüthe leistet die mehreste Wirkung in allen den Fällen, wo nur immer Quasia angewendet werden kann. Auch gegen Würmer in einem Infuso spirituosum ist sie eins der ersten Mittel, die wir kennen.

102) *Ricinus communis* L. *angl.* Castor oil-tree. *Incolis* Carpatta.

Dieses Gewächs erreicht hier bisweilen eine Höhe von zwanzig Fufs. Die Creolen, besonders die von den Antillen, wissen aus dem Samen das Oel durch Kochen zu erhalten, und bedienen sich desselben als Hausmittel.

103) *Saccharum officinale* L. *angl.* Sugar-cane. *belg.* Zuykerried.

Wild habe ich ihn noch nicht gefunden, dagegen aber in grosser Menge angepflanzt gesehen. Er erfordert guten Grund und ein ganzes Jahr zur Reife, hingegen verhältnismässig wenig Arbeit. Wenn die Zukkerländer gehörig mit Graben umgeben sind, und von anderm Gras rein gehalten werden, so erreicht er eine Höhe von zwölf bis vierzehn und mehrern Schuhen, und eine Dicke von ein bis anderthalb Zoll im Durchmesser. Ein Akker Land, so hier dreihundert Quadratruthen ist, liefert zwei

bis vier Fässer, jedes Faß zu achthundert bis tausend Pfund, woraus sich nach dem jetzt steigenden Preise leicht berechnen läßt, wie vortheilhaft eine Zukkerpflanzung seyn müsse.

Der Zukker ist nährend und reinigend; dies wird dadurch bewiesen, daß Menschen und Thiere auf den Zukkerpflanzungen zur Erntezeit fett werden. Die Neger, die, wenn gemahlen wird, fast beständig Zukkerrohr saugen, sehen dann viel lebhafter und glänzender aus, als zu andern Zeiten; jedoch schadet der übermässig genossene Zukkersaft auch bisweilen; der Reiz seiner salzigten Theile erzeugt Leibscherzen, bringt Diarrhöen und nicht selten Ruhren hervor.

Das längst widerlegte Vorurtheil, daß der Zukker die Zähne verderbe, hat auch hier die Erfahrung gegen sich. Nicht leicht hat eine Nation schönere Zähne, als die Negers, und doch kauen diese fast beständig Zukker.

Auch als Wundmittel wird der Zukker von den Eingebornen angewendet. Sie kochen Zukker mit Rum zu einer Syrupdikke, und verbinden damit übelaussehende Geschwüre. Die Wirkung dieses Mittels ist oft heilsam; es erhält die Geschwüre rein, und verhindert das Aufschwellen der Ränder. Allein es ist dabei

zu merken, daß oft verbunden werden muß, der Verband wird sonst hart und reizt.

104) *Sapium aucuparium* Jacq. *angl.* the
Poison tree.

Ein ansehnlicher schöner Baum, mit elliptischen, feingezahnten, glänzenden Blättern, an deren Stiel zwei röthliche Glandeln sich befinden. Wo man diesen Baum verletzt, fließt ein milchigter Saft heraus, der an der freien Luft gelblich und zähe wird, und sich sehr gut zu Vogelleim gebrauchen läßt. Es ist mir kein medizinischer Nuzzen davon bekannt; aber wegen der betäubenden giftigen Eigenschaft dieses Safts verdient der Baum wenigstens jedem hier praktizirenden Arzt bekannt zu seyn.

105) *Sesamum orientale* L.

Ich habe diese Pflanze nur in wenigen Gärten hier gesehen; sie verdient aber ihrer Samen wegen, die in Suppen eine angenehme, leichtverdauliche Speise ausmachen, gewiß mehrere Aufmerksamkeit und unsern Oekonomen sehr anempfohlen zu werden.

106) *Scoparia dulcis* L. *Incolis* fyn Beezem-
kruid.

In Jacquins *Stirpium americanarum historia* las ich, daß das Infusum dieser Pflanze in Westindien als Brustmittel angewendet würde. Ich

prüfte sie daher nach dieser Angabe, und fand, daß das Infusum ohne alle Schärfe, ohne alle adstringirende und betäubende Eigenschaft, und nicht ganz unangenehm zu trinken seye, auch wirklich einige versüssende Kräfte äussere. Sie verdient daher immer in der westindischen Materia medica einen Platz, und obgleich in eigentlichen Brustkrankheiten der Abrus precatorius den Vorzug verdient, so ist doch diese Pflanze, weil sie so häufig an trocknen Plätzen, Schutthaufen etc. wächst, und daher leichter zu haben ist, mit Recht nicht zu verwerfen.

107) Solanum mammosum L. *angl.* the Cockroachappel.

Ein Dornbusch, der in der Blüthezeit mit seinen schönen blauen Blumenblättern, gelben Antheren und gelben Stacheln auf den dunkelgrünen Blättern ein sehr niedliches Ansehen hat; zur Zeit der Reife seiner Früchte aber ganz ungemein prächtig aussiehet. Die meisten seiner Blätter fallen dann ab, und der ganze Strauch ist mit grossen goldgelben Früchten wie übersäet.

Vor den Früchten, die man für giftig hält, fliehen die Kakerlacken (Blattae L.) Sie sind daher ein gutes Mittel, jener unangenehmen Gäste los zu werden.

108) *Spondias Mombin* Jacq. *angl.* the Hog-plumtree. *Incolis* Hubbu.

Ein sehr hoher schattiger Baum, der eine ungemein grosse Blüthentraube trägt. Aus einer einzigen Panicula machte ich einst neunzehn bogengrosse Exemplare zum Einlegen. Die gelbe Frucht, die einer Mirabelle sehr gleich kommt, aber länglich ist, ist sehr wohl zu essen, da sie aber beständig viel Würmer enthält, so wird sie nur wenig gespeist. Um so nützlicher hingegen sind die andern Theile des Baumes: die Rinde mit Wasser gekocht und unreine Geschwüre damit gewaschen; erhält dieselben. Der Saft der Blätter ausgepresst und in entzündete Augen geträpfelt, heilt augenblicklich, wenn die Ophthalmie nicht zu heftig ist, oder keine andere innere Fehler zur Ursache hat. Ein Dekokt der Blüthe und jungen Blätter thut in Anginis, Brustbeschwerden und übrigens verwandten Krankheiten als besänftigendes und verbesserndes Mittel wahre Dienste.

109) *Tamarindus indica* L. *angl.* the Tamarindtree. *belg.* de Tamarindenboom.

Dieser schöne schattige Baum wird seiner Früchte wegen hier gepflanzt. Seine hängende Aeste, gefiederten Blätter und schön gemalten Blumen geben ihm ein überaus niedliches Ansehn.

Er fängt im Mai an zu blühen und blühet bis in halben Julius. Die Frucht ist eine rauhe, gelbgraue, zerbrechliche Hülse, die vier, sechs und mehrere plattrunde kastanienbraune Samen in einem gelbbraunen mit Fasern durchwebten äusserst sauren Fleisch enthält.

Mit Zucker eingemacht werden sie sowohl als Confitüre als auch Arzneimittel angewendet. In gallichten Ruhren und Fiebern sind sie von anerkanntem Nuzzen.

110) *Theobroma Cacao* L. *angl.* Chocollattree. *belg.* de Cacaoboom.

Nicht als Handelsprodukt, sondern blos zum Hausgebrauch wird dieser Baum hier angepflanzt. Die röthlichen Samen, die in einem weissen Mark liegen, könnten, wenn sie reif sind, auch roh gegessen werden, und schmecken dann süs und gewürzhaft. Der gewöhnlichste Gebrauch derselben ist: Chokolade davon zu machen, d. h. sie zu rösten, zu schälen, auf einem Stein mit Wasser zum Brei zu reiben, und in runde Ballen zu formen. Dies ist hier Chokolade! Man kennt keinen Zusatz von Vanille, Zimmet, Zucker, oder gar Mehl, wie in unsern Chokoladefabriken in Europa. Diese Chokolade ist freilich nicht so wohl-

schmeckend, wie die europäischen Täfelchen, aber gesünder. —

111) *Verbena curassavica* L. *angl. Incolis*
Vervain.

Eine Pflanze mit schönen blauen Blumen, die hin und wieder an sandigen Orten wild wächst. Auch sie ist eine der hiesigen allgemein bekannten Medizinalpflanzen, die durchgängig als Hausmittel angewendet wird. Das Infusum desselben ist ein vortrefliches Substitut des chinesischen Thee's; bei einem sehr angenehmen Geschmack und allen guten Eigenschaften des Thee's fehlt ihr das Betäubende und Adstringirende desselben. In Menge getrunken ist sie gelinde eröffnend. Der ausgepresste Saft zu einigen Löffeln voll, ist ein Purgans, das zugleich ein gelindes Brechen erregt.

112) *Walthuria americana* L. *Incolis* Altheewortel.

Eine bis drei Schuh hohe Staude, die häufig hier an sandigen Orten wächst, und von der es fast unmöglich ist, viele hiesige Aetherärzte zu überzeugen, daß sie nicht wirklich *Althaea officinalis* seye: „Die treffendste Aehnlichkeit in den Blättern, warum sollte sie es nicht seyn?“ Auch haben die Blätter dieselbe erweichende Eigenschaft, wie unsere *Althaea*,

und können an ihrer Statt mit gutem Nuzzen gebraucht werden. Aber die Wurzel ist ein wahres Holz, und zu nichts, als zum Feuer-machen brauchbar.

113) *Ximenia americana*. L.

Dieser starkbewafnete Dornstrauch trägt eine gelbe Pflaume, die der gelben Varietät von unsrer *Prunus domestica* sehr ähnlich siehet, auch einen beinahe ähnlichen jedoch etwas mehr aromatischen Geschmack hat. Es ist mir mehr als wahrscheinlich, daß diese Frucht vieler Verädlung fähig ist, und durch Kultur zu einer der delikatesten tropischen Früchte gemacht werden könnte.

114) *Zea Mays* L. *angl.* Indian Corn. *belg.* Mais.

Wird als ein nothwendiger Artikel fast von jedermann hier gepflanzt. Es ist bis jezt noch die einzige Getraideart, die man hier hat, und womit alle Arten Federvieh erzogen werden müssen; auch Pferden giebt man nichts anders, um sie vor oder nach einer strapaziösen Reise zu stärken. Selbst Menschen genießen häufig die noch unreifen Aehren geröstet, oder die reifen als Mehl in verschiedener Form gekocht oder gebakken. In Barbados und andern caribäischen Inseln, wo Bananen nicht gut fortkom-

men wollen, macht es die Hauptnahrung der Neger aus. Gut zubereitet, läßt es sich wohl noch essen, scheint auch nicht sehr ungesund zu seyn; neue Neger aber, die es nicht gut zuzubereiten wissen, bekommen leicht gefährliche Bauchflüsse davon.

ZWEITER ABSCHNITT.

VON DEN EINWOHNERN UND DEREN
LEBENSWEISE.

— — PURGET WITH EUPHRASY AND RUE
HIS VISUAL NERVE, FOR HE HAD MUCH TOSE.

MILTON.

Den ersten Grund zu dem jetzt so blühenden Surinam legte bekanntlich der Tausch zwischen Holland und England im Jahr 1665, wodurch ersteres für Newyork in Nordamerika, das damals Neu-Holland hieß, den Theil von Guajana bekam, der gegen Osten an Cayenne und gegen Westen an Orinoco grenzt.

Niederhauung der Wälder, Austroknung der Sümpfe und Anlegung von Plantagen war das erste Geschäfte, das die industriösen Holländer unternahmen. — Nach und nach entstand das schöne Paramaribo. Und da man endlich längst dem Seegestade und den Ufern der Flüsse sich so ausgebreitet hatte, daß man da nichts weiter anzupflanzen fand; so gieng man weiter westlich, und gründete die Kolonien Berbice, Demerary, Essequibo. Es konn-

te nicht fehlen, die beiden beträchtlichen Flüsse Demerari und Essequibo zu entdecken, sie zu neuen Kolonien vortheilhaft gelegen zu finden, sie folglich zu bevölkern und empor zu bringen.

Wann dieser Period der ersten Gründung dieser Kolonien gewesen ist, ist mir unbekannt; es ist aber ausser Zweifel, daß er lange zurück ist, denn man findet sehr alte Creolen hier: und hieraus erhellet der langsame Wuchs dieser Kolonien; denn noch vor zwanzig Jahren verdienten sie kaum diesen Namen. Jetzt beginnen sie ihre Häupter empor zu heben, und es ist wahrscheinlich, daß sie bald manchen ihrer Schwestern den Rang ablaufen werden. Täglich werden sie mehr bevölkert, besser kultivirt, und ihre Produkten mehr gesucht.

Die ersten und natürlichen Einwohner dieses fruchtbaren Landes waren die herumstreichenden Indianer, die unter dem Namen der Bocken bekannt sind. Da diese vorzüglich sandige Plätze und das Ufer der süßen Flüsse zu ihrem Aufenthalt wählen, und nur der Fische und Krabben wegen bisweilen das Seegestade besuchen; die Holländer hingegen einen schweren feuchten Boden zum Zukkerpflanzen, und das Seegestade zur Bequemlichkeit ihres Han-

dels und Abschiffung ihrer Produkten suchten; so war der Vertrag ohne Blutvergießen bald gemacht. Jene zogen sich zurück, und diese nahmen Besiz von dem Lande längst der Küste, und so tief einwärts, als es ihnen zur Anlegung von Plantagen nöthig dünkte.

Die ersten Gründer dieser Kolonien waren ohne Widerspruch Europäer, oder doch zum wenigsten Westindier von europäischer Abkunft. Geboren in einem kältern Erdstrich, ungewohnt der beständigen entnervenden Hitze, theils ungewohnt der harten körperlichen Arbeit, war es ihnen unmöglich, das Land selbst zu kultiviren. Nach einer Reihe von Jahrhunderten würden doch erst noch einzelne Hütten das möglichste Produkt eigenen Fleises gewesen seyn. Man hatte daher Hülfe nöthig, und solche mußten Menschen leisten, die nicht allein stark von Körperbau, sondern auch an ein solches Klima gewöhnt waren.

Der erste Gedanken mußte hier natürlich auf die Bocken fallen; als Eingeborne des Landes konnten ihre Körper am besten sich mit dem Klima vertragen. Man begriff aber, daß es gegen alles, Natur und Völkerrecht, streite, ein freies Volk sein eigenes Land als Sklave bebauen zu lassen. Man begriff, daß es gefähr-

lich seyn würde, eine zahlreiche noch nicht unterjochte Nation, ganz gegen ihre Neigung zum Arbeiten zu zwingen. Man kannte manches traurige Beispiel aus der Geschichte, und die spanischen Greuel, wovor die Menschheit schauderte, waren noch frisch im Gedächtnis. Es war daher eine weisere Politik, den kleinen Tyrannen auf der Goldküste ihre Sklaven abzukaufen, sie nach Amerika überzuführen und mit den dasigen Indianern einen Vertrag zu errichten, wobei sie selbst ihre Freiheit behielten, und als Freunde der Europäer, ihnen gegen Ueberfall beizustehen, und ihre entlaufene Sklaven zurückzuliefern versprachen.

So denke ich mir den Ursprung des Negerhandels; so denke ich mir die Entstehung nicht allein dieser Kolonie, worinn ich gegenwärtig lebe, sondern die Entstehung der meisten europäischen Kolonien in Südamerika, und die Geschichte (die ersten Eroberungen ausgenommen) stimmt mit meiner Idee überein.

Es kamen auf diese Art Nationen dreier Welttheile zusammen, deren jede, in Rücksicht der Haaren und der Farbe der Haut, nachhaft von beiden andern abwich. Eine Vermischung von roth, schwarz und weis mußte natürlich wieder neue Farben und folglich neue Menschen-

razen erzeugen; und daß diese drei Nationen unmöglich lange unvermischt bleiben konnten, ist begreiflich, zumal, wenn man annimmt, daß immer der größte Theil neuer Kolonisten Männer sind und seyn müssen.

Diese erzeugten mit Indianerinnen oder Negerinnen eine Menschenart, die man von einer Anspielung auf das Wort Mulus, Mulatten nannte; und je nachdem nun diese wieder mit andern sich vermischten, entstunden wieder andere kleinere Abarten, die aber nur von wenigen genau unterschieden werden.

Die beste Uebersicht gewährt, dünkt mich, die Tabellenform; ich habe mich deßwegen auch ihrer bedient und liefere hier eine

T A B E L L E
VON VERMISCHUNG DER NATIONEN IN
WESTINDIEN.

BLANKEN.	BOCKEN.	NEGER.
Weisse Euro- päer: mit lan- gem Haare von verschiedener Farbe.	Gelbrothe Westindianer: mit langem, strakkem, kohl- schwarzen Haar	Schwarze Afri- kaner: mit kur- zer krauser Wolle.

MULATTEN.*	CARBÜCKER.
Gelb von Farbe, ohngefähr, wie mit einem dünnen gelb- bräunlichen Anstrich über eine weisse Haut: mit langem schwarzbraunen Haare	Kastanienbraun von Farbe: mit einer dikken schwarzen Wolle, oder Haa- ren, krausen Zie- genhaaren ähnlich.

MULATTEN.
Gelbbraun von Farbe: mit langem krausem Haare, das etwas von der Farbe des väterlichen Haares hat.

MESTIS.	* Nach einigen andern auch, aber unrichtig. Mestis: dieser Name kommt nur der zwei- ten Generation zu.
Weis aber bleich von Farbe, ohngefähr, wie die Farbe eines kranken Europäers: mit ver- schiedengefärbtem, doch noch etwas kräusern Haare.	

CASTIS.
Vollkommen Europäern ähnlich.

Aus vorstehenden fünf Bastardrassen entstehen nun wieder viele Nebenvarietäten, die ich, da sie mit keinem besondern Namen hier bezeichnet werden, auch nicht in dieser Tabelle aufgeführt habe. Es ist z. B. hegreiflich, daß der Sohn eines Bocken mit einer Mulattin, oder der Sohn eines Carbuckers mit einer Negerin erzeugt, nicht viel von beiden Aeltern variiren kann, da sie in der Farbe so nahe mit einander verwandt sind. Der Unterschied ist, ob schon merklich, doch klein, und kann nur von solchen beobachtet werden, die mit dem Gang dieser Bastardgenerationen bekannt sind. Man pflegt nur diese Hauptregel zu beobachten: daß ein Kind, das ursprünglich einen weissen Vater oder Mutter aufzuweisen hat, ein Mulatte genannt wird; alle andere durch Vermischung von Mulatten, Negern, Bocken, Carbuckern etc. werden unter dem allgemeinen Namen, Carbucker, begriffen.

Ludwig vergleicht ganz unrichtig die Farbe eines Mulatten mit der eines Spaniers. Jenes Farbe ist einfärbig gelb, die Adern scheinen nicht blau durch, seine Wangen sind keiner Schamröthe fähig; das hingegen doch der Fall bei dem Spanier ist. Es giebt bekanntlich viele Mulatten in Spanien, wenn Hr. Ludwig

diese meint, concedo; aber zwischen einem westindischen Mulatten und einem alten Kastilian ist doch immer noch ein sehr beträchtlicher Unterschied. Unter dem Wort Spanier hat vielleicht Hr. Ludwig Creolen von Orinoco, Peru, Mexico etc. verstanden, die bekanntlich mehrentheils eine gemischte Nation von Spaniern und Indianern sind.

Creol wird jeder genennt, der hier gebohren ist, er seye von Freien oder Slaven, von weissen oder schwarzen Aeltern gebohren. Ein Wort spanischen Ursprungs, aber gegenwärtig allen Nationen gemein.

Zur nähern Kenntniss werde ich diese verschiedene Nationen jetzt einzeln betrachten, und so viel von ihnen erwähnen, als mir zu meinem Plan nöthig zu seyn scheint.

I. Indianer, vulgo Wilden oder Bocken. Der Ursprung dieser letztern Benennung ist unbekannt und ein wirklich befremdender Ausdruck, eine ganze Nation damit zu bezeichnen. Es läßt sich auch nicht ein einziger Umstand in ihrer Bildung, Lebensart, Haushaltung u. s. w. auffinden, den man mit vernünftigen Gründen als Veranlassung zu dieser Benennung ansehen könnte. Am wahrscheinlichsten ist mir noch, daß sie durch ein mißverstandenes

Wort entstanden ist. In der Arowakensprache nämlich bedeutet Lockóhó einen Menschen, welches Wort so geschwind ausgesprochen wird, daß es gleichsam Lockó lauter; es ist, meines Erachtens, nun leicht möglich, daß einst jemand von einem Indianer auf die Frage: Wer bist du? zur Antwort bekam: Dai Lockóhó, (Ich bin ein Mensch) das L mit B verwechselte und Bockó verstand; wie dergleichen Verwechselungen nicht allein leicht möglich sind, sondern hier auch so besonders oft vorkommen, daß sie dem aufmerksamen Beobachter keinesweges entgehen können.

Sie sind meistens wohlgebildete Menschen, gelb von Farbe, keinesweges braun, klein, mit breitem Gesichte, eingedrückter Nase und kleinen Augen, wie Fermin sie schilderte. Ihre Haut ist gelb, spielt aber etwas ins Braune, und ist so ohngefähr karmelit: da sie aber, so wie alle wilde Völkerschaften, ihren Körper durch Mahlerei zu verzieren pflegen, und sich dazu einer rothen Farbe bedienen, womit sie das Gesicht, die Haare und den ganzen Körper beschmieren, so erscheinen sie beinahe kupferfärbig. Sie bedienen sich ferner einer Frucht, die sie Lana nennen, und deren Saft die Haut

schwarzblau färbt; mit diesem mahlen sie allerlei Schnörkel auf ihre Aermel, Angesicht und Brust, die erst am neunten Tage wieder verschwinden. Durch diese Mahlereien, scheint es mir, geben sie ihrer Haut nach und nach eine dunklere Farbe; denn ich glaube bemerkt zu haben, daß alle Bocken, die von Jugend auf auf einer Plantage gelebt haben, wo sie ihr Schminken weder ausüben durften, noch konnten, viel heller von Farbe sind, als jene, die in den Wäldern ihre Freiheit genießen.

Ihre Länge ist durchgängig wenig über fünf schuhe; manche sind kleiner, viele aber auch grösser: so habe ich robuste, handveste Kerls unter ihnen gesehen, die sechs Fuß und drüber hatten. Im ganzen genommen scheint aber doch diese Nation von einer etwas zärtlichen Leibesbeschaffenheit zu seyn, als die von Afrika herübergebrachten Sklaven, wovon, nach meinen Begriffen, die Ursache bloß in ihrer ruhigen, unarbeitsamen Lebensart zu suchen ist. Ihre Haare sind lang, kohlschwarz; die Augen groß, gewöhnlich von einer hellen Farbenmischung; ihre Nasen gerade und wohlproportionirt, weder eingedrückt, noch erhaben, und an der Spitze auf eine Art abgerundet, die dieser Nation eigen ist, und woran man

sogleich auch in der dritten Generation den Ursprung der Mestisen erkennen kann. Bisweilen siehet man auch Bocken mit erhabenen Caesarsnasen, aber nie mit eingedrückten. Ihre Lippen sind nicht aufgeschwollen, und ihre Zähne sind weiß und regelmässig. Bart haben sie fast keinen, auch an den Schamtheilen nur wenig Haare, die sie noch überdies sehr beflissen sind auszurotten. Merkwürdig ist's, daß ein Bock von Mutter Natur sehr stiefmütterlich zum Zeugungsgeschäfte ausgerüstet ist. Ein sechs Zoll langer Penis möchte wohl mit Recht ein indianischer Priapus genannt werden können.

Die Weiber sind zum Theil schön von Gesicht, aber nicht immer wohl proportionirt von Körperbau. Gemeiniglich etwas kurz von Statur und breit von Hüften scheinen ihre dünnen Beine eine oft unangemessene Last zu tragen. Jedoch verstehe ich dies nur hauptsächlich von solchen, die mehrmalen gebohren haben, und deren Fasern ohnehin sehr relax, an Bauch und Lenden sich bis zur Unförmlichkeit ausgedehnt haben.

Ihre ganze Kleidung besteht in einem von bunten Glaskorallen zusammengesetzten Lappen

zweier Mannshände groß, den sie *Queu* nennen, und vor die Scham binden. Aermee und Füße umbinden sie hinter der Handwurzel und über den Knöcheln mit baumwollenen Strikken oder Korallenschnüren so vest, als ohne den Blutumlauf gänzlich zu hemmen möglich ist; wodurch die Ernährung dieser Theile langsamer geschieht, und Hände und Füße klein bleiben.

Die Kleidung der Männer bestehet in einer drittehalb Ellen langen und zwei Hand breiten Binde, den Penem einzuhüllen, die unter dem Namen Lapp bekannt ist, einigen silbernen oder kupfernen Ringen, oder Blättchen in der Nase oder Ohren, und etwa einer Schnur Ahovainüsse oder Glasperlen etc. über eine Schulter gehangen. Bisweilen siehet man einige mit dem Schwanze einer hiesigen Oluna, etwas seltnen Affenart, geziert, dessen Fell sie abziehen, in einen Kranz zusammennähen, und auf dem Kopf statt Mütze tragen. Bei grossen feierlichen Tänzen werden grosse Federmützen getragen, die die Künstlichsten unter ihnen aus den schönfärbigsten Federn der hiesigen Vögel zusammensetzen. Eine solche Mütze hat die Grösse und auch beinahe die

Gestalt einer Husarenmütze; sie weicht nur darinn ab, daß sie in der Mitte etwas zusammengezogen und obenher mit mystischscheinenden Kreuzchen, Knöpfchen etc. verziert ist. Noch tragen oft auch Liebhaber und jüngst verheurathete junge Männer eine Schärpe, von den Haaren des geliebten Gegenstandes geflochten. Dies hier Angeführte ist bis jezt alles, was ich unter unsern sogenannten Wilden von Kleidung und Verzierung des Körpers habe bemerken können.

Es theilen sich die Westindianer in viele Stämme, vielleicht besser Nationen, die in ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen sehr von einander abweichen. Sie agiren oft feindschaftlich gegen einander, führen Kriege, und speisten ihre Kriegsgefangenen in frühern Zeiten, verkaufen sie aber jezt als Sklaven an die Kolonisten. Selbst stehlen sie sich einander die Kinder und verkaufen sie, aus Begierde zu den schönen Glasperlen, Spiegeln, Fischangeln, Beilen und andern Kleinigkeiten, die unter dem Titel Bocksnegocie hier bekannt sind. Man weiß freilich in neuern Zeiten nicht so viel mehr von Reisen, die des Sklavenhandels wegen in das Innere des Landes gemacht werden. Verschiedene dieser Waghälse büßten ihr Le-

ben bei dieser Spekulation ein, und schreckten andere dadurch ab.

Aus den nahe bei uns wohnenden Stämmen, worunter die Cāribis, Warau und Arowacken vorzüglich zu rechnen sind, Sklaven zu machen würde gefährlich seyn, es würde sicherlich eine Gährung verursachen, die traurige Folgen haben könnte: daher vermeidet man auch sorgfältig jede Ursache zum öffentlichen Bruch mit diesen Stämmen, und jedes Individuum derselben stehet sowohl unter dem unmittelbaren Schutz der holländischen Gesezen, als jeder andrer Einwohner der Kolonie. Nur aus den mehr entfernten Stämmen erlaubte man, Sklaven zu kaufen; welcher Handel jedoch, wie ich schon bemerkt habe, jezt aufzuhören anfängt.

Es befinden sich in den holländischen Besizungen, in Guajana, so viel mir bis jezt bekannt ist, zwölf Stämme Indianer, deren jeder seine besondere Sprache spricht, und die sich durch folgende Namen von einander unterscheiden: 1) Warau. 2) Cāribis. 3) Ārowackā. 4) Wacowāy. 5) Ī-nāu. 6) Makū. 7) Makusi. 8) Mapisanna. 9) Parowiana. 10) Atoraju. 11) Maipuri. 12) Guaiāna. Der Stamm Guaja-

na, der an den Küsten hier unbekannt ist, aber nach den Berichten anderer Stämme ein sehr mächtiger Stamm seyn muß, scheint dem ganzen Land seinen Namen gegeben zu haben. Das Fort St. Thoma de Guaiana in Oronoco, der Negerausdruck Wajanne, und das französische Cayenne, scheinen alle aus dieser einzigen Quelle zu fließen. Es ist daher unrecht, wenn man Gujanne schreibt, wie ich bisher selbst nach dem Beispiel anderer geschrieben habe.

Alle hiesige Indianer nähren sich von der Jagd, Fischfang und Manihotbau. Ihre Lebensweise ist nur einfach, daher sind auch ihre Krankheiten und Heilmittel einfach. Ihre Piaï's, eine Sorte von Beschwörern, sind Aerzte, Priester und Wahrsager zugleich. So wie es zu allen Zeiten und unter allen Nationen Betrüger gegeben hat, die der Unwissenheit des Volks zu ihrem Vorthail sich bedienten, durch scheinbare Wunderwerke es täuschten, und seinen Aberglauben unterhielten; so giebt es auch unter dieser rohen Nation Betrüger, die sich durch angemafste magische Kraft, durch Geheimniskrämerei, durch das Vorgeben der Rache der Gottheit sich bedienen, und den Teufel zwingen zu können, in Respekt erhalten. Durch eben die Mittel, wodurch Priester, Bonzen,

Braminen und Mönche sich in Ansehen setzten und erhielten, durch eben die Mittel, nur nach Bedürfnis modificirt, setzt und erhält auch der Piai sich in Ansehen.

Mit einem geheimnisvollen Anstand und religiösen Geberden, unverständlichem Murmeln, unsinnigem Tanzen, Springen, Klappern, Heulen etc. mit geheimnisvollen Federchen, Hölzchen, Pulvern, durch Streichen, Betasten u. s. w. spricht er Segen oder Fluch über ganze Nationen, macht Kranke gesund, und giebt Halbtodten das Leben zurück.

Ein Westindianer glaubt seinen Piai, wie ein Thibetaner seinen Lama, oder ein Rechtgläubiger seinen heiligen Vater ohnfehlbar. Nichts kann den Gedanken verdrängen, daß der, dem er flucht, von der Gottheit verworfen seye, oder daß der, den er nicht heilen kann, auch nicht mehr geheilt werden könne. Daher wissen wir so wenig von ihren Krankheiten und der Mortalität, die unter ihnen herrscht. Bei einfachen, leichten Krankheiten bedienen sie sich der Arzneigewächse, die Erfahrung sie nach und nach kennen lehrte, und wovon jeder Indianer mehr oder weniger Anwendung zu machen weiß. Scheint die Krank-

heit gefährlich, so wird der Kranke zum Piai gebracht.

Es liegt etwas so natürliches in dieser Handlungsart der Indianer, etwas so ganz conform mit der Idee von einem rohen Naturvolk, daß sich mir hier der Gedanke aufdringt: „Wurde doch unsere ganze Arzneiwissenschaft auf eben solchen Säulen erst erbauet. Die Priester der Aegypter und Hebräer, wohin der Aussätzige (vermuthlich Jawespatient) gehen und sich zeigen mußte, waren doch wohl nichts anders, als ihre Piai's, die bei der Kenntniss von Wurzeln und Kräutern noch eine grosse Gabe zu lügen und zu religiösen Charlatanerien besaßen. Ich finde es zum wenigsten eben so natürlich, wenn der Indian zu seinem Piai geht, als wenn der Europäer den Herrn Doktor mit der grossen Perücke rufen läßt: wenn aber der Europäer, der bessere Hülfe kennt und erreichen kann, wenn der an die Unfehlbarkeit der Piai's glaubt, und in einer Kreek hinaufrudert, um seine Gesundheit wieder zu erlangen, so finde ich das unnatürlich, und bin geneigt, seinen Fall für ein Extravasat im Hirn zu halten, der durch nichts, als die Trepanation geheilt werden kann.

II. Die weissen Einwohner der Kolonie sind entweder Creolen der Kolonie selbst, oder Creolen der caribäischen Inseln, Nordamerikaner oder Europäer, die sämmtlich unter dem Schutze der holländischen Gesezzen stehen und Bürger heissen. Es ist zu weit von meinem Plan entfernt, auch nur irgend etwas über politischen Verhältnisse zu sagen. Ich schreibe für den Arzt, und für ihn nur allein. Ihm ist es genug zu wissen, wie der Hohe und der Niedrige hier lebt, um daraus Schlüsse zu ziehen, und sie pathologisch anzuwenden.

In frühern Zeiten lebte man hier auf gut Seemännisch, d. h. man trank Jenever von's Morgens bis Mittags. Man ass dann gesalzen Fleisch, Spek, Häringe, Stokfische, Grütze u. s. w. und trank brav rothen Wein. Nachmittags galt es wieder der Jeneverflasche bis zum Abend, da man dann die bösen Dünste des Klimats völlig vertrieben hatte, und nun die Muskitenstiche nicht fühlte.

Da die Kolonie nach und nach in Aufnahme kam, und sich mehrere Leute hierher zogen, die eben nicht alle an Back oder Stüürbord angewachsen waren, so nahm auch jene Art zu leben nach und nach ab. Man legte Gärten an, machte eine Auswahl von gesunden Spei-

sen, trank Nachmittags Thee oder Kaffee, und stellte nicht mehr die größte Ehre darein, andere nieder zu trinken.

Der gute Ruf, den jetzt die Kolonie bekam, lokte manchen Fremden hierher, um, wie man zu sagen pflegt, sein Glück zu machen: unter andern auch viele von den benachbarten caribäischen Inseln, die beim Zucker- und Baumwollenbau erzogen waren. Mit ihnen kam der Gebrauch, Rum zu trinken; und die ältern Einwohner fanden so viel Geschmak daran, daß es gegenwärtig fast ein Gesez ist, jedermann, der in das Haus kommt, zu fragen: ob er Grog trinken wolle? Es ist ein gesundes Getränk, sagt man, am besten angemessen einem heissen Klimat, nicht so adstringirend, als rother Wein; nicht so erhizzend, als Madeira! Dies zugegeben und mässig gebraucht, auch durch Erfahrung bestätigt, bedient man sich nun seiner überall. Man trinkt ihn im Kaffee, im Thee, im Wasser, in Milch und überall, wo nur immer der erfinderische Trinkergeist eine passende Mixtur für ihn ausdenken konnte. Einige Löffel voll in einer Tasse Kaffee, ist Kaffee-cordial; einfach mit Wasser vermischt, ist Grog; Eyer mit Milch geschlagen, Zucker und Rum darunter, ist Bob; mit Limoniensauer,

Zucker und Wasser vermischt, giebt kalten Bunsch; anstatt des Zuckers siedenden Zuckersaft genommen und Zitronenschalen hineingeworfen, macht Black-syrop; in Verbindung mit Bier und Wein, ist es Diversion, Killman u. s. w. u. s. w.

Welches Vorrecht die Vernunft dem Menschen nicht giebt über die Thiere! Wie erfindungsreich ist er nicht, wenn es sein Vergnügen betrifft! Das Thier, das nur dem Instinkt folgt, und Wasser trinkt, kann das Vergnügen nicht schmecken, vom Trank zu taumeln, weil es die Kenntniss entbehrt, durch Kraft des Feuers den Naturkörpern ihren Geist zu entreissen. Es fühlt freilich dafür jede Kraft des Lebens, die sein weiser, gütiger Schöpfer ihm verlieh; es kann sich aber auch nicht mit dem Menschen trösten, daß alle die Wassersuchten, Lähmungen, Entzündungen der Eingeweide, Ophthalmien etc. ihm von Gott geschickt seyen, es wegen seiner verdorbenen Natur, als in Erbsünde empfangen und gebohren, zu züchtigen!

Die reichen Einwohner, dahin man gewöhnlich diejenigen rechnet, die ansehnliche Pflanzungen besitzen, haben es in ihrer Macht, eine schmackhafte und gesunde Tafel zu halten; und Billigdenkende sorgen in dieser Rücksicht

auch für ihre Diener, Sklaven und andere Personen, die auf ihren Plantagen angestellt sind. Leider aber, giebt es noch so viele, die entweder selbst von Jugend auf an ein rohes Leben gewöhnt sind, oder die, sobald Fortuna sie begünstigt, jeden von ihnen abhängigen, als eine Kreatur von geringerm Werth ansehen, für die auch das Schlechteste gut genug ist.

Nach dem Kostüm des Landes werden Bananen und gesalzen Fleisch für Kost, eine Hütte für Wohnung, gebieterische und sklavische Behandlung für Politik gerechnet. Jeder also, der auf diese Art sein Brod suchen muß, und den das Schicksal in die Hände eines rohen, geizigen, stolzen Mannes führt, muß mit einer solchen Behandlung zufrieden seyn; zeigt er den mindesten Unwillen, so heist er ein brutaler Mensch; vielleicht dichtet man ihm gar Laster an, die ihn in der Achtund der Rechtschaffenen nothwendig herabsezzen müssen. Unbemerket und daher unfähig, den reichern Verläumder zu widerlegen, welkt unter der Unterdrückung seine körperliche Kraft dahin, sein Geist sinkt unter der ihm aufgelegten Last, wird gefühllos, und endlich gleichgültig für Ehre und Schande, eine Satire auf Menschenvernunft, und eine Bürde der Erde! Umge-

kehrt hingegen ist es, wenn sein freundlicher Genius ihn unter Menschen brachte, die menschlich fühlen, und noch nicht vergessen haben, daß auch sie einst wünschten, Reichere möchten sie mit Freundlichkeit behandeln. Seine Tage gleiten dann in Zufriedenheit, redlich erfüllt er seine Pflichten, und nennt nach Jahren noch dankbar den Namen dessen, der so billig ihn behandelte.

Bananen, die Frucht des Pisangbaumes, werden durchgängig hier statt des Brodes gespeist, weil kein Getreide hier gepflanzt wird, das Mehl alle aus Europa und Nordamerika angebracht werden muß, folglich theuer ist und nicht von jedem angeschafft werden kann. Sie sind für Leute von robustem Körperbau, für solche, die harte Handarbeit thun, im Felde stehen u. s. w. eine solide Nahrung, die nicht so bald wieder hungrig werden läßt; aber Frauenzimmer, Gelehrten, Kaufleute, und jeder, der eine sizzende Lebensart führt, sollte durchaus keine Bananen essen; sie sind unverdaulich, verschleimen die Eingeweide, erzeugen Infarctus, und befördern die Erzeugung der Würmer.

Der Hang der Engländer zum Fleischessen, der durch Gewohnheit hier in dieser Kolonie

über alle Nationen sich ausgebreitet hat, ist nächst dem heissen Klima eine andere sehr wichtige Ursache der hier so häufig vorkommenden Gallenfieber. Viele Menschen genießen ausser den unverdaulichen Bananen fast nie Vegetabilien, essen dabei alte eingesalzene, von Europa oder Nordamerika angebrachte, oft ranzige Butter in unmässiger Quantität, und schieben dann, wenn überhäufte, scharf gewordene Galle ihnen lästig wird, die Schuld auf, Gott weifs! welchen verborgenen Einfluß des Klimats. Viele legen aus Sparsamkeit oder Trägheit gar keine Gemüsgärten an, oder vernachlässigen sie, weil ihr Plan ist, alles so viel immer möglich ist, zu sparen, um in kurzer Zeit reich zu werden, und dann dieses ungesunde Land zu verlassen. Sie bedenken aber nicht, daß eben diese Begierde, schnell reich zu werden, diese übermässige Sparsamkeit und Arbeit sie in Krankheiten stürzen kann, die ihren ganzen Plan vereiteln.

Aus eben dieser Ursache bemühet man sich so wenig mit der Viehzucht; obschon beinahe jedes europäische Hausthier hier gut fortkommt, und noch mehrere Einheimische die Zahl vermehren könnten. So rechnet man unter das hiesige Zuchtvieh, nebst den in Europa gewöhnlichen Kühen, Schweinen, Schafen, Ziegen

und dem gewöhnlichen Federvieh, auch noch die *Numida Meliagris*, *Anas americana* und *moschata*. Von einheimischen Thieren lassen sich der Tapir, die *Cavia Paca* und *Aguti*, und der *Cervus mexicanus* zähmen; die jedoch aber als Hausthiere noch nicht betrachtet werden können, weil man deren Zähmung bis jezt noch mehr von der Seite einer kindischen Spielerei, als von der des ökonomischen Nuzzens behandelt hat.

Zu dem vornehmsten hiesigen Wild rechnet man, nebst den hier eben genannten vier Thieren, noch den *Moschus americanus*, *Sus Tajassu*, *Cavia Capybara*, und *Dasypus novemcinctus*. Die kleinern *Didelphis* und Rattenarten werden nur von Indianern und Negeren gespeist, und die Tiegerarten sind noch vielen, die sich vom Vorurtheil nicht losmachen können, ein Greuel. Von der *Cavia Capybara* und *Paca* sagt man, daß sie Venerischen, oder solchen, die vom afrikanischen Pokkengift angesteckt sind, schädlich seyen; daß eine einzige Mahlzeit dieses Fleisches das noch verborgene Pokkengift auf die Haut heraustreibe etc. Mit welchem Recht dies behauptet wird — kann ich nicht entscheiden. Noch verdient erwähnt zu werden, daß auch bisweilen ein *Trichecus Manatus* hier gefangen wird; ich habe von einem sechshundert Pfund schweren gegessen, dessen

Fleisch so zart und saftig, als wie Kalbfleisch, schmeckte.

Unter den wilden eßbaren Vögeln giebt man den hier häufigen Enten- und Daubenarten, wie billig, den Vorzug; nach diesen folgen die grössern Rallusarten, und die grössern aus der Gattung Loxia etc. etc. Auch die grünen Papagayenarten geben eine vortreffliche Suppe, aber ihr Fleisch ist hart und unverdaulich.

Von den Amphibien sind die grössern Eidechsarten eßbar, besonders die Lacerta Igua-na und Alligator; doch muß man letztern mit Vorsicht abziehen und ausnehmen, sonst behält er einen unangenehmen Bisamgeschmak; auch können nur die Jungen zur Speise dienen, die ein zärteres, weisseres, beinahe dem Hühnerfleisch ähnliches Fleisch haben, das jenen ranzigen Geschmak noch nicht angenommen hat. Ich half einst einen vier Schuh langen Cayman verzehren, der so delikat schmeckte, daß ich das Fleisch eines solchen auch dem verwöhntesten Gaumen getrost empfehlen darf.

Seeschildkröten sind etwas seltener hier, als man der Lage des Landes nach erwarten sollte; nur selten wird eine entdekt, und das immer nur, wenn sie an's Land kommt, um ihre Eyer zu legen. Von zweien, die ich gesehen habe,

war eine *T. Caretta*, die andere *Cartilaginea L.* Landschildkröten sind häufiger, besonders wird *T. sulcata* und *indica* so häufig auf der Westküste von Essequib gefangen, daß man oft das Stück für zehn holländische Stüver kaufen kann. Von Fröschen und Schlangen wird kein Gebrauch in der Küche gemacht; jedoch soll nach der gemeinen Sage *Boa Constrictor* von einigen Indianern gegessen werden. Ich wünsche ihnen guten Appetit! Der Geruch dieser Schlange ist unerträglich ekelhaft.

Die Arten der eßbaren Fische sind unzählbar, und unter ihnen viele, die sehr schmackhaft sind. Ein Namenregister, auch nur der besten, würde undankbare Arbeit seyn, weil es nur den Raum füllen und dem Ichthyologen doch zu nichts dienen würde. Der Arzt begnügt sich, zu wissen, daß Knorpelfische sehr häufig hier gefangen und verspeist werden, und daß diese allerdings in einer guten Diätetik nicht mit Schuppenfischen in einem Rang stehen können, wem dürfte ich das wohl noch erst sagen? Sie sind unverdaulicher, und schwachen Mägen folglich nicht angemessen.

Von Insekten ist man nebst den verschiedenen Krebs- und Krabbenarten noch die Larve des *Curculio Palmarum*, unter dem Namen

Aduckuma und mitunter auch manche Larve anderer grosser Käfer, die sich in deren Gesellschaft befand. Von neuen Negern habe ich auch die Raupen grosser Schwärmer und Phalaenen essen sehen.

Nächst den Speisen verdient das Getränk vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Man überschreitet im Trinken hier oft sehr die Grenzen des Zuträglichen: In vornehmen Häusern trinkt man zwischen dem Frühstück und der Mittagsmahlzeit Madeirawein oder kalten Punsch, oft beides zugleich. Beides ist unschädlich, ja gesund, wenn die Grenzen der Mässigkeit nicht überschritten werden; aber leider! wie oft werden diese nicht überschritten, besonders in Gesellschaften? Madeirawein ist an sich, wenn er nicht mit Brandewein verfälscht ist, ein vorzügliches Analepticum, das beste, das ich kenne; gemüßbraucht aber auch ein langsamtödtendes Gift. Kalter Punsch, der aus Rum, Limoniensaft, Zucker und Wasser bestehet, ist ein erfrischendes, der Galle und Fäulnis entgegenarbeitendes Getränk; nur muß er nicht zu spirituös gemacht seyn. Er ist, nicht zu stark gemacht, der blosen Limonade weit vorzuziehen, weil der dazugenommene Rum die, die Verdauungskraft schwächende Eigenschaft der

Limoniensäure verbessert, welche sonst bald lästig wird, Blähungen verursacht, und die Reizbarkeit des Magens schwächt, wodurch wieder eben die Krankheiten erzeugt werden können, deren Entstehung man durch den Genuß der Säure verhindern wollte.

Ueber Tafel trinkt man gewöhnlich französische rothe Weine, die, wie bekannt, ihrer Güte nach sehr verschieden sind. Keine Weine sind indessen der Verfälschung so sehr unterworfen, als eben diese. Heidelbeeren, Alaun, Sandelholz, Bleizucker etc. sind die Ingredienzien, die der industriöse Weinhändler seinem Wein beimischt, um ihm Geschmack, Farbe und falsche Kraft zu geben. Hierzu kommt noch, daß, nach den Grundsätzen vieler europäischen Kaufleute, für Westindien das Schlechteste gut genug ist, und man für enormen Preis dasjenige bekommt, was dort niemand wollte kaufen. Man muß daher vorsichtig im Ankauf dieser Weine seyn, wenn man seine Gesundheit liebt. Man sollte billig immer seine Aufträge einem Weinverständigen geben, auf den man sich verlassen kann; ja, wenn es möglich wäre, Versuche mit der Hahnemannschen Weinprobe anstellen.

Viele ziehen dem rothen Wein ein Glas Grog vor, und diese haben nicht ganz unrecht, zumal, wenn der Wein schlecht ist, Rum und Wasser hingegen gut sind; aber leider! ist der recht gute Rum nur sehr selten. Oft hat er einen sauren oder einen brenzlichen Geschmack, das beides von Unreinigkeit der Gefäßen herührt, und ihn widrig macht; oft ist er noch jung und blos mit Zukker gefärbt, wie das nur zu oft der Fall auf Plantagen ist, wo der Eigenthümer alles zu Geld zu machen sucht, und seine Diener dann mit jungem Rum abspeist.

Kaffee und Chokolade werden nur mässig hier getrunken, mässiger noch mögte ich sagen, als in irgend einem Lande Europens, wo doch diese Samen wachsen. Zumal Kaffee, der ganz im holländischen Geschmack, d. h. so schwach, als möglich, getrunken wird, ist gewiss unschädlich für solche Personen, die nur eine Tasse trinken; und die Chokolade wird durch die Reinigkeit, worein sie getrunken wird, nicht allein ein unschädliches, sondern sogar ein sehr gesundes nahrhaftes Getränk; denn man weiß hier nichts von jenen hizzenden Zusätzen, die sie zu einem wohlschmeckenden Gift machen. So richtig nun aber auch die

Chocolade nach den Regeln einer vernünftigen Diätetik bereitet wird, so sehr werden doch eben diese Regeln hintangesetzt in der Zubereitung des Thee's. Dieser wird so stark gemacht, daß man zwei nebeneinander stehende Tassen, die eine mit Thee, die andere mit Kaffee angefüllt, durch das Gesicht nicht wohl von einander unterscheiden kann. Einem solchen Thee kann man, mögte ich fast sagen, seine narkotischen Eigenschaften ansehen und anschnicken.

Die Wohnung wird aus Liebe zur Sparsamkeit von vielen oft eben so vernachlässigt, wie ihre Nahrung: und wie viel auf eine zweckmässige gesunde Wohnung ankomme, glaube ich doch meinen Lesern nicht erst sagen zu dürfen. Wenn in den gemässigten Strichen Europens viel auf eine geräumige und gesunde Wohnung ankömmt, wie viel mehr muß darauf ankommen in einem Lande, so nahe am Aequator, dessen größter Theil noch mit Wald und Sumpf bedeckt ist?

Wenn man so die erbärmlichen Hütten ansieht, die es hin und wieder auf Plantagen giebt, und denen man den Namen Wohnung beilegt, so muß man sich wundern, wie es möglich ist, daß hier noch so viel gesunde Menschen sind.

Einige in die Erde gegrabene Pfäle mit Flechtwerk oder Manikohlwänden ausgefüllt und mit Palmblättern gedeckt, heist eine Wohnung, die man für die ärmere Klasse als gut genug ansieht; oft ist gar diese Wohnung noch an den sumpfigsten Ort hingesezt. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß auf Pflanzungen, die noch im Entstehen sind, wo noch die gehörigen Gebäude nicht aufgesezt sind, es oft unmöglich ist, selbst bei dem besten Willen des Eigenthümers gute und gesunde Wohnungen zu verschaffen; und hier ist es dann, wo das Klima seine völlige Gewalt ausübet. Kurz nach der Regenzeit, wenn es oft vier Wochen lang täglich geregnet hatte, wenn alle Wassergräben überliefen, die Muskiten bis zum Uebermaas sich mehrten, und die Wohnungen oft rundum im Wasser stunden; kurz nach dieser Zeit, wenn jezt die Atmosphäre aufklärt, so wird, nachdem nun das Wasser abgelaufen ist, die Luft mit mephitischen Dünsten geschwängert, und der durch unverdauliche Speise geschwächte und für das Miasma empfänglich gemachte Körper wird angegriffen und unterliegt. Nur durch Gewohnheit äusserst abgestumpfte Reizbarkeit kann dem Eindruck widerstehen, den diese verdorbene Luft auf den menschlichen Körper macht; es erklärt

sich hieraus, warum Creolen und Menschen, die schon einige Zeit hier sind, sich gesunder befinden, als neue Ankömmlinge. Ruhren, Gallen-, Sumpf- und Faulfieber sind dann die herrschendsten und verheerendsten Krankheiten.

Unter die bessern Wohnungen rechnet man diejenigen, die einige Schuhe hoch auf Pfählen oder gemauerten Pfeilern errichtet sind. Sie bestehen aus dem bloßen Gebälke, das rundum mit Brettern oder Schindeln zugenagelt und mit Brettern oder Schindeln gedeckt ist. Die Fenster sind bloße Löcher, die mit einem Laden oder Schalter verschlossen werden. Eine solche Wohnung, sagt man, ist gesund, sie ist lüftig, der Wind streicht durch, und läßt keine mephitische Luft darinn entstehen. Ich gebe dies gerne zu, keine mephitische Luft kann in solchen Wohnungen entstehen: ihr Fehler ist nur, daß sie zu lüftig sind; sie erlauben der brennenden Sonnenhitze, so wie der oft heftigen Nachtkälte, gleich schnellen Eingang. Tags gewähren sie keinen erquikkenden Schutz gegen die brennende Atmosphäre, und Nachts haust der kalte Westwind durch die Ritzen des Bodens und der Wände. Eine gesunde Wohnung müßte beide diesen Uebeln abhelfen, und

dies, dünkt mich, kann nur durch Mauerwerk erreicht werden.

Eine Mauer kann nicht so leicht von der Hitze der Sonnenstralen durchdrungen, und dadurch die Luft im Zimmer heisser werden, als die im Schatten eines Baumes, wo doch immer mehr oder weniger Windzug ist, und Nachts kann keinesweges der Westwind so durchstreichen und unsre Transpiration hemmen. Eine gesunde Wohnung also müßte von Stein seyn, ihr Boden aber von Holz; denn nichts kann schneller Rheumatismen, Durchfälle etc. erzeugen, als Erkältung der Füße. Sie müßte überdies geräumig seyn, hohe Zimmer haben, und viele grosse Fenster, die dem Windzug einen Durchgang verstatten könnten. Ich würde Glas dazu wählen, um sie bei Regenwetter schliessen zu können, ohne eben genöthigt zu seyn, im Finstern zu sitzen.

Eine bequeme und gesunde Wohnung müßte ferner in ihrer Richtung von Osten nach Westen sich erstrecken, d. h. mit ihrer Front nach Norden oder Süden gekehrt seyn. Man erlangt hierdurch einen doppelten Vorthail, erstlich: Die Sonne erhitzt jederzeit nur einen kleinen Theil davon, nämlich Vormittags nur den östlichen, und Nachmittags nur den west-

lichen Giebel; da im Gegentheil, wenn die Richtung von Norden nach Süden ist, die Sonne jedesmal das halbe Gebäude bescheint. Zweitens kommen Regenschauer und Stürme gewöhnlich aus den Strichen zwischen Norden und Osten; diese werden also ihre Wuth nicht auf das ganze Gebäude ausüben können, das doch geschehen müßte, wenn die Richtung von Norden nach Süden wäre.

Ich fordere ferner noch zu den Eigenschaften einer gesunden Wohnung in diesem Lande: Eine Lage auf einem trocknen halbsandigen Erdboden, entfernt von allen Sümpfen, seichten Wassergräben und Pfützen, so nahe aber, als möglich, an einem fließenden Wasser, und an der Windseite nicht beschränkt durch Waldung oder hohe Bäume. Der Nuzzen dieser Forderung ist unverkennbar, und heischt keine Erklärung.

Die Kleidung der hiesigen Einwohner bestehet fast durchgängig aus Leinwand und andern leichten Stoffen. Sie sind leicht, sagt man, beschweren den Körper nicht, und entkräften folglich nicht durch übermässiges Schwitzen; und in sofern hat man recht, sie reflektiren einen grossen Theil der Sonnenstralen auch ihrer Farbe wegen, und erhizzen daher noch um so

minder; sie hindern aber doch nicht gänzlich alles Schwitzen, und wenn nun der Körper beschwitzt ist, und ein kalter Abendwind ihn trifft, so werden leinene Kleider ihn nicht schützen, der Schweiß wird plötzlich gehemmt, ein Krampf verschließt die kleinen Gefäße, und es entsteht Schnupfen, Husten, Gliederschmerzen, Durchfälle u. s. w. Diesen Uebeln, dünkt mich, könnte man durch das Tragen wollener Kleider vorbeugen. Ich will hiermit eben nicht sagen, man müsse gar keine leinene Kleider tragen, dies würde mir selbst ein schweres Opfer seyn, das ich der Diätetik brächte; ich meine nur, daß man sich gegen streichenden Wind und Nachtluft schützen müsse, wenn man beschwitzt ist, und daß dies durch leichte tüchene Röcke, die so gemacht sind, daß man im Nothfall sie zuknöpfen kann, geschehen könne.

III. Der bei weitem größte Theil der Einwohner sind die Schwarzen; sie, als der härtestarbeitende Theil, an den die Kolonie ihre Reichtümer verschuldet ist, verdienen vorzüglich die Aufmerksamkeit des Arztes. Unter ihnen herrschen Krankheiten, die andern Nationen unbekannt sind, und die sie theils noch als Erbtheil aus ihrem Vaterland herüber gebracht haben. Wie interessant muß es nicht dem Arzt

hier seyn, pathologische Beobachtungen anstellen zu können? Wie viel Stoff findet man hier nicht zu der noch immer dunkeln Lehre von specifiken Giften?

Die Lebensart der Neger ist gänzlich von der andrer Nationen unterschieden, daher so unendlich viel Unterschied in ihren Krankheiten und deren Zeichen; daher, und auch wegen der Farbe ihrer Haut, ist hippokratische Semiotik zum Theil ganz und gar nicht auf sie anwendbar. Erfahrung muß den aufmerksamen Arzt hier leiten, und ihn die pathognomonischen Zeichen lehren, ohne die er oft keinen Schritt thun kann.

Ein Neger, der als Sklave von Afrika hierher gebracht wurde — denn nur von Sklaven rede ich jetzt; freie Neger, die in ihrer Lebensart mehr oder weniger sich der Lebensart weisser Menschen nähern, haben auch in ihren Krankheiten mehr Aehnlichkeit mit den Krankheiten jener — der ohngefähr auf demselben Grad der Breite gebohren, der in einem ebenso niedrigen, waldigten und sumpfigten Land erzogen wurde, der von Jugend auf nakkend zu gehen und Bananen zu essen gewohnt war, mit einem Wort, der in seinem Vaterland genau so lebte, die Arbeit allentfalls ausgenom-

men, wie er hier lebt, der fühlt und kann nicht so fühlen, wie der Europäer die Veränderung von Klima, Lebensart etc. weil dergleichen bei ihm nicht statt hat. Auch macht der Sklavenstand nur wenig Eindruck auf sein Gefühl. Geboren in einem Lande, wo immer der Schwächere der Sklave des Stärkern, wo jeder Unterthan der Sklave seines Fürsten ist, ist es ihm nicht fremd, wenn er nicht reich geboren war, daß er für andere arbeiten müsse. Nur Wenige, die ehemals das Glück der Freiheit schmeckten, und im Kriege oder durch List gefangen, und als Sklaven verkauft wurden, fühlen ganz das Gewicht der Sklaverei, — und diese dann haben meistens Muth genug, am Schicksal sich durch Selbstzerstörung zu rächen.

Der Arzt findet also wenig in dieser Rücksicht zu thun, ihre Leidenschaften erstrecken sich nicht weiter, als auf Selbsterhaltung und Weiberliebe. Und wirklich ist dies ein Glück, sowohl für den Arzt, als seine Kranken; denn er würde tausend Hindernisse finden, wenn er bei Skleven auf Leidenschaften Rücksicht nehmen wollte, die, wie man verlangt, für nichts, als für die Peitsche gefühlig seyn müssen.

Der Neger gehet sowohl hier als in seinem Vaterlande ganz nakkend, ein Stükchen Tuch

ausgenommen, womit er seine Scham bedekt. Wenn er hier gekauft wird, so giebt ihm gewöhnlich sein Herr einen Lapp, (eine Binde von buntem Linnen, zwei bis drei Ehlen lang und eine Viertelehle breit, den Penem einzuhüllen) ein Kamisol von grobem Tuch, einen Huth, grobes Leinwand, so viel, als zu einem Hemd nöthig ist, einen Topf, ein Messer, Nadeln und Garn, vielleicht auch eine Schure, Spiegel, Scheermesser u. dgl. Ein Weib bekommt etwas mehr Linnen, um sich Rok und Jakke zu machen, aber keinen Huth und Kamisol. Hiermit sind sie nun ausgestattet, und fangen ihre neue Laufbahn an; man weiset ihnen ein Haus an, giebt ihnen wöchentlich ein Busch Bananen, anderthalb oder zwei Pfund gesalzen Fleisch, und zwei- oder dreimal einen Schnaps. Manche Besizzer von Plantagen geben ihren Sklaven jährlich eine solche Austheilung von Kleidern, manche geben ihnen aber auch niemalsen etwas.

Sie gehen Morgens mit Tagesanbruch (5 Uhr $\frac{1}{2}$ 6) in das Feld an ihre Arbeit, werden um acht Uhr durch Läuten einer Glocke oder Blasen eines Horns zum Frühstück gerufen, wozu ihnen eine Stunde, so wie um zwölf Uhr auf eben die Art zum Mittagessen erlaubt ist.

Nachmittags gehen sie wieder ins Feld und arbeiten bis Abends sechs Uhr. Der Abend ist dann ihr eigen, in der Erndtezeit ausgenommen, und wenn extra Arbeit zu thun ist, z. B. Gebäude aufzuführen etc. Es arbeitet also ein Neger im Durchschnitt zwölf Stunden täglich, und hat überdies noch den Sonntag frei, gewiss nicht zu viel im Vergleich mit manchem armen Tagelöhner in Europa.

Ihren Unterhalt habe ich oben bereits angegeben; sie haben überdies noch Gelegenheit, um Fische und Krabben zu fangen, sie dürfen Hühner und Enten erziehen, man räumt ihnen auch etwas Land ein, worauf sie Cassawe, Welschkorn, Yhams etc. pflanzen können. Ein fleissiger, williger Neger also, der sich vor der Peitsche hütet, lebt bei weitem nicht so hart, als man gewöhnlich dafür hält, und steht viel besser, als wenn er Sklav in seinem Vaterlande ist: es müßte dann seyn, daß er einen unwissenden Tyrannen zum Herrn habe, der seinen gesunkenen Umständen durch Uebertreibung und Aushungerung dieser Unglücklichen wieder aufhelfen wolle. Zum Glück sind nur wenige dieser Auswürfe der Menschheit in dieser Kolonie, und der unbefangene Beobachter wird mit mir das Schicksal dieser

Menschen nicht anders, als sehr leicht in Vergleichung des, der morgenländischen Sklaven finden.

Die Wohnung eines Negerklaven sind vier Pfäle, die in die Erde eingegraben, vierzehn bis achtzehn Fuß im Quadrat von einander entfernt und mit Palmblättern gedeckt sind. Die Wände flechtet er nun selbst aus, unterscheidet es inwendig nach Gefallen, und bestreicht endlich alles mit Leimen. In einer solchen Wohnung ist kein ander Licht, als das durch die Rissen der Wände durchfällt, auch spielt keine andere Luft, als durch eben diesen Weg, daher sie dann stagniren und verderben muß, sobald der Neger diesen Weg versperrt, wie er doch natürlich in der Regenzeit thun muß. Solcher Wohnungen sind oft dreissig und mehrere in einer Reihe unter einem Dache, wodurch die Verderbnis der Luft nur noch vermehrt wird, besonders, wenn Unreinliche unter den Negern sind, wie das doch fast immer der Fall ist, oder wenn die Negerei (so heist diese Reihe Häuser) an einen sumpfigen Ort hingeklekt ist.

Es ist nicht allein Menschenpflicht, auch Sklaven eine gesunde Wohnung zu verschaffen, sondern es ist sogar Regel der Klugheit: Die

Vernachlässigung dieser Pflicht ist Besizzern vieler Sklaven schon oft sehr nachtheilig gewesen. Wie kann ein Neger gesund bleiben, wenn er Abends in eine Hütte kriechen muß, worinn Sumpfluft die herrschende ist? Wie kann er gesund bleiben, wenn die Ausdünstung von mehr als hundert Menschen unter einem Dache versammelt wird? Welchem Arzt sind wohl die giftigen Wirkungen der verderbten menschlichen Ausdünstung unbekannt? Wem ist wohl die schreckliche Geschichte der old Bailey schon vergessen?

Mein wohlmeinender Vorschlag wäre in dieser Rücksicht folgender: Dafs Eigenthümer, Administrateuren und Direktoren von Pflanzungen in Essequibo dahin sähen, dafs die Negerwohnungen an einem so trocknen Orte und so nahe an einem fließenden Wasser als möglich wären, und in den Windzug angelegt würden; dafs niemals mehr als fünf oder sechs Wohnungen unter ein Dach gebracht würden, und dafs jedes Haus, das folglich aus fünf oder sechs Wohnungen besteht, zwei bis drei Ruthen von dem nächsten entfernt seye. Ihre Richtung müßte im Gegensatz von den Wohnungen der Weissen von Norden nach Süden seyn, damit jede Wohnung gleichen Antheil an Sonne und

Wind bekäme. Hierdurch würde ein freier Luftzug erhalten, und die Entstehung der Sumpf- und Kerkerfieber verhindert werden. Ein gegen die geringen Unkosten von etwas mehr Pfosten und Palmblättern, die die Absonderung der Häuser kosten würde, abgewogen, ungemein grosser Vortheil. Auch Aerzten, die auf Pflanzungen praktiziren, ist es Pflicht und Vortheil, eine solche Bauart vorzuschlagen, und ihre Vorthteile auseinander zu seetzen; sie würden weniger Kranken haben und glücklicher heilen. Aber freilich ist es, leider! nicht so leicht, einem jeden seinen Vorthteil begreiflich zu machen: Vorurtheil, Stolz und Selbstsucht bekämpfen und überwinden oft den besten Plan.

Ein andrer für die Gesundheit der Neger sehr nachtheiliger Artikel ist ihr Schlafen auf der blossen Erde oder auf einem Stükchen Diehl, das auf die Erde hingelegt ist. Es ist meinen Lesern hinlänglich bekannt, wie thätig jederzeit die resorbirenden Gefäse des menschlichen Körpers sind, und besonders im Schlafe: bei einem Neger muß diese Resorbtion doppelt seyn, weil sein Körper unbedekt ist, und folglich auch die gröbsten Theilen, die bei einem bekleideten Menschen durch die Kleider gleichsam gesichtet werden, einsaugt. Wie gefähr-

lich muß nun nicht das Schlafen Nachts auf blosser Erde seyn, wo die schädlichen nächtlichen Ausdünstungen der um seine Wohnung herwachsenden Pflanzen, vielleicht gar Sumpfpflanzen, seinen nackten Körper doppelt treffen können. Es ist gewiss eine Sache, die alle Aufmerksamkeit verdient, und billig nie sollte geduldet werden, daß ein Sklav, an dessen Leben und Gesundheit dem Eigenthümer doch so viel gelegen ist, weniger als zwei Fuß von der Erde ab und unbedeckt schlafe.

Man verstehe mich hier nicht unrecht: Ich bin weit davon entfernt, einen Negerklaven zu bedauern, daß er nakkend geht und auf der harten Erde schläft; dieses Mitleiden würde eben so übel angebracht seyn, als wenn ich einen deutschen Bauern bemitleiden wollte, weil er keinen Kronleuchter und kein Canapée habe. Ich will nur Vorschläge thun, des Negers Gesundheit, so viel möglich, zu erhalten, und beweisen, daß dies möglich ist.

Die Indianer verfertigen Hangmatten aus den Blattstielfasern einer sichern Palme, die sie zusammendrehen und nezartig knüpfen; sie bedienen sich dieser Hangmatten nicht allein selbst, sondern verkaufen sie auch für ein sehr geringes Geld, oft für einen Gulden das Stück.

Eine solche Hangmatte nebst einer wollenen Pferdedecke, so wie man sie für einige Gulden in Europa kauft, schlage ich vor, jedem Neger zu geben. Beides kann mehrere Jahre dauern, die Unkosten sind nur klein, und der Nuzzen wird sich auffallend groß beweisen. Welches ist wohl für den Eigenthümer von Negersklaven vortheilhafter: Wenn der Neger in einem heftigen Regen Abends von seiner Arbeit nach Haus kommt, und jetzt eine trockene Decke findet, in die er sich einhüllen, und erwärmt und erquikt den nächsten Morgen wieder an seine Arbeit gehen kann; oder wenn er sich nakkend und naß auf die blosse Erde an ein Feuer niederlegt und halb erwärmt nun einschläft; am nächsten Morgen mit einem Rheumatismus, Fieber oder Ruhr ins Krankenhaus kömmt, vielleicht gar an den Folgen einer solchen Krankheit stirbt? — Können diese geringe Unkosten wohl den Verlust, auch nur von zwei oder drei guten Sklaven, die jährlich auf diese Art verlohren gehen mögten, aufwiegen? Kann man wohl noch anstehen, einen solchen Vorschlag zu billigen, wenn man weiß, wie leicht Tetanus durch Erkältung entstehen kann, und wie fürchterlich diese Krankheit in den hiesigen Erdgürteln ist? Jedoch

ist hier noch zu bemerken, daß der, der diesen Vorschlag ausführen wollte, hauptsächlich auf Reinlichkeit sehen, und seine Negers anhalten müßte, ihre Dekken und Hangematten jeden Sonntag auszulüften, und erstere wenigstens alle zwei bis drei Monate zu waschen. Ohne diese Vorsorge würden die meisten ihre Dekken so unrein werden lassen, daß sie der Gesundheit mehr schädlich als nützlich seyn würden.

Ein dritter ungemein wichtiger Punkt, der auf vielen Plantagen sehr vernachlässigt wird, ist gesundes Trinkwasser. Die meisten Pflanzungen dieser Kolonie liegen an der Seeküste und am Munde des Flusses, wo das Wasser salzig und daher untrinkbar ist; Brunnen lassen sich wegen Niedrigkeit des Landes nicht graben, und von natürlichen Quellen ist mir selbst nur eine einzige bekannt; gutes trinkbares Wasser folglich äusserst rar. Es sind freilich viele Bäche hier, die süßes Wasser führen; allein die meisten Pflanzungen sind so weit davon entfernt, daß es ohne grosse Unkosten und Zeitverlust nicht möglich ist, die ganze Negerschaft mit süßem Wasser zu versorgen. Auch das Auffangen von Regenwasser reicht nicht zu, um alle zu versorgen, wie man leicht

ermessen kann, wenn man bedenkt, daß es sechs Monate jährlich nur wenig oder gar nicht regnet. Der Neger ist daher genöthigt, zumal in der trocknen Zeit, wenn das Flußwasser sehr salzig ist, aus den Wassergräben, die sich in den Pflanzungen befinden, zu trinken: ein Wasser, das im höchsten Grad unrein, mit faulenden Thier- und Pflanzentheilen angefüllt und von Schlamm ganz undurchsichtig ist. Ist es bei solchem Trinkwasser zu verwundern, wenn Würmer bis zum Unbändigen sich vermehren, wenn Fieber und Geschwüre hartnäckig sind?

So unwidersprechlich nothwendig es nun ist, den Negern gesundes Trinkwasser zu verschaffen, und so sehr auch viele davon überzeugt sind, so hat doch bis jezt noch niemand eine Methode vorgeschlagen, die leicht und ohne grosse Unkosten zu befolgen wäre. Grosse gemauerte Regenzisternen sind ungemein kostspielig, und doch nicht gänzlich entsprechend. Man nehme nur den Fall an, daß es in drei Monaten gar nicht regnet, wie doch das bisweilen hier der Fall ist, muß da nicht bei hundert und mehreren Köpfen selbst die grösste Zisterne ledig werden? Muß dieses Wasser nicht endlich faul und stinkend werden? — In

die Kreeken zu senden, und da Wasser für die ganze Negerschaft holen zu lassen, ist für entfernte Plantagen unmöglich, weil es zu viel Arbeit heischen, und folglich zu viel Unkosten verursachen würde. — Es müßte also ein Weg gefunden werden, um das Wasser, das sich auf Pflanzungen schon befindet, zu verbessern und trinkbar zu machen. Man hat hierzu bekanntlich verschiedene Wege, z. B. ungelöschten Kalk, Vitriolöl, die Filtration, die Destillation etc. Aber alle diese sind theils unpassend, theils zu kostspielig, theils auf Plantagen gar nicht anwendbar. Das beste, leichteste und mit den wenigsten Kosten und Mühe verknüpfte Mittel ist, dünkt mich, das von James Lind vorgeschlagene Mittel, das Trinkwasser auf Kriegsschiffen zu verbessern. Es ist eine grosse Bütte oder Fafs, das halb mit gutem reinem Flußsand gefüllt wird, in dessen Mitte wird ein anderes kleineres Fafs ohne Boden, oder ein offener hölzerner Zylinder gesetzt, dessen Unterende, so weit es in dem Sand stikt, mit vielen Löchern durchbohrt ist. Diesen Zylinder füllt man ebenfalls halb mit Sand, und gießt dann das unreine Wasser darauf; das nun durch den Sand in dem Zylinder und durch dessen Löcher in den Sand des äussern Fasses oder

der Bütte dringt, und aus diesem endlich klar und gereinigt hervorquillt.

Ein solches Gefäs ist, zumal auf einer Zuckerpflanzung, wo doch Negerküfer gehalten werden, leicht und ohne grosse Unkosten gemacht. Nach Verhältniß der Menge Negers müßten zwei, drei und mehrere solcher Maschinen in der Negerei aufgestellt und die Neger angehalten werden, jeden Abend, wenn sie von der Arbeit kommen, die Maschinen zu füllen, und alle vierzehn Tage an einem Sonntage mit vereinten Kräften den Sand zu erneuern, und die Gefäse zu reinigen. Auf diese Art würden sie immer reines und gesundes Trinkwasser haben, es würde die Plantage, ausser den paar Fafsdauben, nicht das mindeste kosten, und die Sklaven würden allen jenen durch unreines Trinkwasser hervorgebrachten Krankheitsursachen ausweichen.

Bisher habe ich mich mit Beschreibung des Landes und der Einwohner beschäftigt, und gezeigt, (so viel, als, ohne zu sehr ins detail zu gehen, möglich war) wie weit man sich oft von den Grenzen des Ersprieslichen entfernt; es bleibt mir nun noch übrig, von den Krankheiten, die hier vorzüglich oft vorkommen, zu handeln. Jeder denkende Arzt, den sein

Schicksal der leidenden Menschheit in dieser Zone bestimmt, wird leicht die Schattirungen zu meinem diätetischen Umriss finden, und sich dann ohne grosse Mühe ein nützliches Ganze formen können, und — wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich künftig biedere Aerzte werde sagen hören, daß auch von dieser Seite mein Buch ihnen nicht ganz ohne Nuzzen war.

Ich nähere mich jetzt dem Schluß meines zweiten Abschnitts; ehe ich aber schliesse, muß ich noch etwas über das hiesige Medizinalwesen sagen, das ich meinen Lesern als nöthige Einleitung zum dritten Abschnitt angelegentlichst empfehle.

Amicus Plato, amicus Cicero, sed magis amica veritas.

Gesetzliche Medizinalverfassung ist eigentlich keine hier; zum wenigsten ist mir noch keine gedruckte hiesige Medizinalverordnung unter Augen gekommen. Die Nation, die sich hier anbauete, war eine handelnde, eine seefahrende Nation; es wurde also auch das Medizinalwesen nach dem Maasstab des Seewesens bestimmt. Chirurgen und Chirurgicasters wurden, so wie auf Schiffen, hier auf Plantagen, für ein fixes Jahrgehalt angenommen, wobei dann vorzüglich auf Wohlfeilheit gesehen, und

der Ignorant, der mit wenigem Gehalt zufrieden war, dem bessern Arzt, der mehrere Zahlung verlangte, vorgezogen wurde. Alles, was man in frühern Zeiten von einem solchen Plantagendoktor (oder Sererurgyn, wie ich einst in einer Bürgeroffizierliste buchstabirt sahe) verlangte, war, Geschwüre zu verbinden, ein Vomitiv und Laxans abzuwiegen, klystiren, aderlassen und — dem Herrn und den weissen Bedienten auf der Plantage den Bart zu scheeren! — Was übrigens noch in einer Krankheit durch medizinische Hülfe gethan werden mögte oder könnte, das überliefs man der Vorsehung, und verlangte von dieser Wunder, oder ergab sich in den Willen des Schiksals, schob die Schuld auf das böse Klima, und tröstete sich damit: daß man doch einen wohlfeilen Doktor habe, der alle Tage kommen und den Patienten begucken und keine Visite rechnen dürfe!

In neuern Zeiten hat sich diese medizinische Barbarei in etwas verfeinert. Es sind jetzt mehrere Doktoren, als ehemals, hier, unter welchen es wohl auch noch einige giebt, die keine Idiosynkrasie gegen Bücher haben, die in einer medizinischen Berathschlagung auch noch vernünftig mitsprechen können, und nicht die Worten Suppuration und Operation verwech-

seln, oder Nitrum für Glaubersalz halten etc. etc, Exempla sunt odiosa. — Auch ist das entehrende Bartscheeren völlig abgeschafft.

Doch ist freilich nicht zu läugnen, daß die Barbarei immer noch groß genug ist, als eine Folge der uneingeschränkten Lizenz. Mancher, dem das Doktorhandwerk gemächlicher und ehrbarer als das Kochhausbassenh Handwerk scheint, erfrecht sich, sobald er ein bißchen von Jalappe und Rhabarber schwätzen kann, sich für einen Arzt auszugeben, und wird als solcher employirt; denn zum Beweis wird kein anderer gefordert, als daß man es selbst sagt. Solchergestalt findet man nicht allein Doktoren hier, die so eben dem Scheersak oder der Mörserkeule entronnen sind; sondern sogar Hufschmiede mischen sich unter die Söhne Aesculaps!

Ueberhaupt wird die medizinische Praktik hier gleichsam nur als ein ansehnliches Handwerk betrachtet; daß Studium dazu erforderlich seye, darauf fällt man gar nicht.

Nach Englisch - Westindischen Grundsätzen ist ein Unterschied zwischen einem Physician und Practitioner. Ersterer ist ein Arzt, so wie wir ihn uns denken, ein Mann, der Arzneiwissenschaft mit allen ihren Hülfswissenschaften zum Studium seines Lebens gemacht hat; Letzterer

Ist eigentlich der Handwerksmann, der a Com-
mondoctor, oder Doktor Schlechtweg genennt
wird, und Fieber zu heilen zünftig gelernt hat.
Nachdem er Lesen und Schreiben gelernt hatte,
wurde er als Lehrpursche an einen Doktor ge-
geben, der ihn dann im ersten Jahr die Apo-
theke reinigen, Pulver stossen, Kohlen her-
beibringen, Arzneien wegtragen liefs etc. und
ihn weidlich horsewhipte, wenn das nicht alles
in seiner Ordnung gieng. Im zweiten Jahre
wiegt er selbst Arzneien, und verfertigt Rezep-
ten, und im dritten endlich fängt er an, ausser
Haus praktiziren zu gehen. — Dabei ist Buchans
domestic medicine seine Bibliothek, seine Schatz-
kist, sein Rathgeber!

Dafs bei einer solchen Erziehung medizini-
sche Kenntnisse erlangt werden können, läugne
ich keinesweges; nur muß man auch so billig
seyn, mir zuzugestehen, dafs dazu ein halbes
Seculum erfordert wird. Ars longa vita bre-
vis — etc.

Unter diese Doktoren, oder wie sich die
Engländer ausdrücken: Commondoctors, wer-
den auch unsere deutsche und holländische
Wundärzte gezählt. Wie traurig leider! noch
an den meisten Orten die Erziehung unserer
Stadt- und Landchirurgen in medizinischer Hin-

sicht ist, ist freilich so bekannt, daß sich jeder selbst die Frage beantworten kann: Ob es möglich seye, daß ein junger Mann, der in einer Barbierstube erzogen ist, hinlängliche Kenntnisse besizzen kann, um hier eine oft weitläuftige medizinische Praxis wahrzunehmen? Wenn nicht eine vieljährige Erfahrung, häufige Seereisen u. dgl. den Mangel theoretischer Kenntnisse einigermaßen ersetzen, so geht es gemeiniglich schief; zumal, wenn nicht noch ein bißchen Genie und ein gewisser erlaubter Ehrgeiz zur Hülfe kommen. Der Wendekreis des Krebses hat zwar die Kraft zu creiren, aber keinesweges gelehrt zu machen. Wer nicht glauben will, daß der Dokortittel nicht vor Unwissenheit schützt, der komme hierher, und er wird überzeugt werden.

Doch — meine Herren Kollegen in Essequebo! ich bitte Sie sehr, mich hier nicht mißzuverstehen. Denken Sie ja nicht, daß ich Sie aus Schmähsucht herabzusezzen suche; das Ziel, das ich hier zu erreichen trachte, ist kein anderes, als die Unwissenheit in ihrer Blöße darzustellen, um, wo möglich, mehreres Unheil zu verhüten. Jedem unter Ihnen, dem das Wohl seiner Patienten angelegen ist, der nach vernünftigen Gründen urtheilt und han-

delt, reiche ich gerne die Bruderhand; nur den Quaksalber verachte ich, gleichgültig, ob er seinen Namen mit oder ohne grossem D. schreibt! Es giebt viele geschikte würdige Männer unter Ihnen — und ich rechne es mir zur besondern Ehre, mit Einigen persönlich bekannt zu seyn, die diese Prädicaten in jeder Rücksicht verdienen.

Ich wende mich jezt von den Aerzten zu den Kranken. Oft ist Costüm und Lebensart, oft die zu wenige Folgsamkeit der Kranken, und auf Pflanzungen vorzüglich der Eigensinn und die Sparsamkeit der Eigenthümer schuld, dafs manche Krankheit nicht geheilt wird, die doch geheilt werden könnte. Wenn Layen in der Kunst den Plan zu Krankenhäusern entwerfen, wenn Plantagendirekteuren sich des Entscheidungsrechts über medizinische Fälle anmassen, oder gar selbst quaksalbern, wenn auf die Vorschriften des Arztes aus Eigensinn oder Sparsamkeit nicht geachtet wird, so wird die Heilungswissenschaft zu einem Handwerk, worinnen Bald Bönhasen sich des Meisterrechts anmassen, und der wahre Meister sich schämt, zur Gilde zu gehören.

Unerklärbar ist es, wie oft Männer von Einsicht und Kenntniss durch Vorurtheil geblen-

der und missleitet werden können; um anstatt eines Krankenhauses ein Gefängnis zu bauen. Kann ein Haus ohne Fenster und ohne Luftzug, mit Zimmern kaum zehn oder zwölf Schuh Quadrat, deren doch jedes oft zehn und mehrere Kranken enthalten muß, kann ein solches Haus, das noch überdies oft an einen sumpfigen Ort hingeklekt ist, ein Krankenhaus genannt werden?

Freilich ist es wahr, daß die Neger sehr oft Betrug spielen, Paroxysmen nachahmen, ihre Glieder binden, daß sie aufschwellen, ihre Haut ritzen und giftige Blätter darauf legen, daß es Geschwüre giebt u. s. w. Muß man aber dieser Betrüger wegen die Luft eines Krankenhauses verpesten, den wahren Kranken noch kränker, die Krankheit gefährlicher machen? Kann das Wenige, was an Baumaterialien gespart ist, den Verlust ersetzen, den ein ungesundes Krankenhaus verursacht, und der sich nach der hiesigen Bauart, wie vier zu eins verhält?

Es ist traurig, wenn man es so betrachtet, daß fast durchgängig zu wenig für den kranken Neger gethan wird. Das Krankenhaus ist

gewöhnlich das schlechteste Gebäude auf der Pflanzung, da es doch das erste und beste seyn sollte. Wenn der Neger selbst kein Bett hat, so liegt er auf der bloßen Erde, und seine Diät ist — gekochte oder gebratene Bananen. Und doch fordert man, daß der Neger nicht sterbe, und bald, recht bald wieder gesund werde; fällt es anders aus, so schiebt man die Schuld auf den Arzt, ohne sich einer Ungereimtheit schuldig zu glauben. Vergebens wendet man mir ein, daß der Neger einer solchen Lebensart gewohnt seye. Wenn er krank ist, sind seine vesten Theile schwächer, seine Fasern reizbarer, und alles macht einen stärkern Eindruck auf ihn, als wenn er gesund ist.

Man wird hier nothwendig fragen: Wie dann ein Krankenhaus und das Regimen nach meiner Idee beschaffen seyn müsse? und es ist billig, daß ich diese Frage beantworte. Der Arzt ist der Diener der Natur, er muß folglich ihre Gesezze beobachten, und da, wo diesen durch ungünstige Umstände Gewaltthätigkeit drohet, sie zu schützen suchen, diese widrige Umstände hinwegräumen, und so viel möglich, die vorige Ordnung wieder herstellen. Es gefiel dem Schöpfer der Menschen,

diesen eine reine atmosphärische Luft zu einem der vornehmsten Principien ihres Lebens zu bestimmen; ist diese Luft nicht rein, ist sie mit Phlogiston, mit faulenden oder scharfen Dünsten überladen, so wird der Körper krank und bedarf der Hülfe des Arztes. Des Arztes Pflicht ist folglich, diese Krankheitsursache zu heben — so wie er jede andere heben muß, wenn er glücklich heilen will — und zu sorgen, daß sie nicht wieder entsrehet. Ein Krankenhaus in Essequibo muß demnach so nahe an ein fließendes Wasser oder an die See gebauet seyn, als möglich ist, der gesündern Luft wegen, die durch die aufgestiegenen Wassertheile milder und unschädlicher wird, als die sumpfige Landluft. Es muß auf Pfeilern stehen, damit die Luft durchstreichen und sich keine feuchten Unreinigkeiten unter dem Boden anhäufen können. Es muß mit Leimen und Stroh ausgefacht und wohl ausgetroknet seyn, weil Diehlen und Schindeln nicht genug gegen Sonnenhizze und unfreundliche Witterung schützen, und Mauerwerk die Feuchtigkeit zu stark anzieht und zu lange behält. Es muß in mehrere Zimmer vertheilt seyn, damit sowohl besondere Krankheiten, als auch beide Geschlechter getrennt werden können. Die Zimmer sol-

len hoch, geräumig, mit einer Dekke und gegenseitigen Fenstern versehen seyn, damit die Luft nicht so bald verderbe, und wenn sie verdorben, durch Einlassung frischer Luft gereinigt und verbessert werden könne. Eine Dekke sollen die Zimmer haben, damit die Sonne nicht unmittelbar durch das Dach wirkt; auch soll das Dach mit Palmblättern, nicht mit Schindeln gedeckt seyn, weil diese die Hitze der Sonnenstrahlen leichter durchlassen, als jene. Und endlich soll das Haus von Norden nach Süden laufen, damit jedes Zimmer gleichen Antheil am Ostpassat nehmen könne. Eine breite Gallerie an der Ostseite kann hinlänglich gegen die unmittelbare Wirkung des Regens auf die Zimmer schützen. Wer jenen Betrügereien der Negers zuvorkommen will, kann dieses durch ein kleines, dunkles, von andern abgesondertes Zimmer, worein jeder Neger, der im Verdacht einer Betrügerei ist, so lange eingesperrt werden kann, bis sich deutliche Zeichen einer Krankheit zeigen.

Dies wäre meine Idee von dem Aeussern eines Krankenhauses, jetzt schreite ich zur innern Einrichtung und dem Regimen. Höchste Reinlichkeit ist das erste, was ich fordere;

und da diese bei Negern nur schwer, und in kleinen Zimmern gar nicht zu erhalten ist, so müssen die Zimmer geräumig, und die Aufsicht streng seyn. Die Zimmer müßten von Zeit zu Zeit weis gerüncht werden, weil ungelöschter Kalch eine grosse luftverbessernde Eigenschaft besitzt. Für solche Kranke, die nicht bloß Geschwüre wegen im Krankenhause sind, müßten Hangmatten und Dekken erlaubt seyn, oder wenn, wie ich oben vorgeschlagen habe, jeder Neger seine eigene Dekke bekäme, so könnte er diese mitbringen. In Zimmern, worinn sich Fieberkranken befänden, müßte nie Feuer erlaubt seyn. Die Speisen müßten nicht bloß auf Bananen und unreines Wasser eingeschränkt seyn. Wie kann ein Wurmkranker, ein Ruhrkranker, ein Fieberkranker gesund werden, wenn er immer das genießen muß, was Gelegenheitsursache seiner Krankheit war?

Reis, Hafer, Gerste, Gemüse, Brod, Wein, Fleisch u. dgl. müßte, nach Verordnung des Arztes, an Kranke und Wiedergesende gereicht werden. Auch sie sind Arzneimittel, oft kräftigere, als Kina, Calomel und Opium. Oft erneuerte Luft, gesundes Was-

ser und leichte Speisen sind die ersten Arzneimittel in der Materia medica eines vernünftigen Arztes. Die Kosten dafür sind gering, Ihr kauft das Leben Eurer Sklaven dafür, Pflanze! und ohne diese leicht zu habende Mittel sind alle Eure Summen verschwendet für Arzneien und für Sostrum! — !

DRITTER ABSCHNITT.

VON DEN IN ESSEQUEBO GEWOEHNLICHEN KRANKHEITEN.

MORBI NON ELOQUENTIA, SED REMEDIIS, CURANTUR.

CELSUS.

Wenn wir nach physiologischen Gründen und zugleich durch Erfahrung als bewiesen annehmen, daß die sogenannten Res non naturales einen wichtigen Einfluß auf unsern Körper haben, und deren unrechtmässiger Gebrauch Krankheiten erzeugen kann, so müssen wir auch zugeben, daß, je nachdem dieser Mißbrauch verschieden ist, auch die dadurch erzeugte Krankheiten verschieden seyn müssen. Der weiteste Abstand im Gebrauch dieser rerum non naturalium ist zuverlässig zwischen dem gemässigten Europa und der heissen Zone Indiens zu finden, und daher, wie natürlich, der weite Abstand in den Krankheiten beider Länder und ihren Kennzeichen; daher der Schirm, wo sich die Quaksalberei hinter verbergt und hervorruft: „Erfahrung, Erfahrung, weg mit eurer schulgerechten Semiotik, sie taugt hier nichts!“

Wahr ist es, unläugbar wahr, daß der neuangekommene, selbst der geschickte europäische Arzt, die vorher in Europa oft beobachtete Krankheit nur selten hier im indianischen Gewande wieder erkennt. Es giebt so viele kleine Schattirungen, die, einzeln betrachtet, kaum der Aufmerksamkeit werth scheinen, in Verbindung aber doch dem Ganzen ein ganz anderes Colorit geben. Hierzu kommt noch die, für die Zeichenlehre so ungünstige Farbe der Haut, (denn die meisten Patienten sind doch immer Schwarze und Gelbe, weil diese sich zu den weissen Einwohnern ohngefähr wie fünfzehn zu eins verhalten) die Unkenntnis der Creolensprache bei einem neuangekommenen Arzt, und die gänzliche Unfähigkeit eines neuen Negers, seine Gefühle auszudrücken. Der Puls, die Zunge und das Aug sind hier die einzigen, freilich nur zu oft schwankenden Wegweiser auf diesem mißlichen Pfade; und doch sind sie willkommene Wegweiser! Wie, wenn auch diese fehlen? Zu welchen Mitteln muß der Arzt seine Zuflucht nehmen, wenn gar kein deutliches Zeichen der Krankheit sichtbar ist, und der Patient die Fragen seines Arztes nicht beantworten kann? O, es ist eine traurige, wirklich sehr traurige Lage für den

gefühlvollen Arzt! Wie oft wünschte ich nicht, daß ich aller Sprachen des Universums mächtig wäre, oder daß es den Babyloniern nie eingefallen wäre, jenen fatalen Thurn zu bauen! Man tappt im Finstern, ist unentschlossen, fürchtet sich, zu wenig oder zu viel zu thun, und wird am Ende noch durch die Frage geärgert: „Was fehlt dem Patienten?“

Nur Zeit, Aufmerksamkeit und Vergleichung leitet endlich zur wahren Kenntniss der nach Klima und Lebensart modificirten Krankheiten. Kenntniss der Creolensprache, der Art, der Neger ihre Gefühle auszudrücken, Kenntniss ihrer kleinen Künste, sich zu verstellen, Paroxysmen nachzuahmen etc. sind grosse, wichtige Hülfsmittel, ohne die ein Arzt ohnmöglich hier glücklich heilen kann.

A B O R T U S.

Unzeitige und schwere Geburten sind nach Maasse der gebohrnen Kinder nur äusserst selten. Die durch Arbeit abgehärteten Körper der Negerweiber, in denen durch keine Schnürbrüste das Becken verkrümmt und zerdrückt ist, gewähren eine oft zum Erstaunen leichte Geburt. Manche Negerweiber tragen bei ihrem

schwangeren Leibe, der mit nichts, als einem leinenen Rok bedekt ist, noch ein säugendes Kind auf dem Rücken, und arbeiten so durch Regen und Sonnenschein, bis zu dem Tage, da sie in dem Felde ihrer Bürde entledigt werden. In dem nächsten Graben waschen sie sich, und gehen dann nach Hause. Nach vierzehnten Tagen oder drei Wochen kommt die Mutter mit einem Kind auf dem Rücken und dem andern auf dem Arm, und nimmt ihren Platz wieder zwischen den andern Weibern auf dem Felde ein. Von *Doloribus spuris, post partum etc.* weiß man wenig. Freilich sind nicht alle so robust, besonders die Hausmägde, Nähterinnen u. dgl. die mehr oder weniger eine sizzende Lebensart führen, sind oft unzeitigen Geburten ausgesetzt.

Das, was Bancroft in seiner natural history of Guajana von den Negerweibern beibringt, daß sie in der Akurumadiät ein Mittel gefunden hätten, sich des Namens Mutter zu entschlagen, habe ich bereits im ersten Abschnitt unter dem Artikel „*Hibiscus esculentus*“ widerlegt. Hier nur noch folgendes: Unzeitige Geburten sind unter den Negern keinesweges so allgemein, als man nach Bancroft wohl denken sollte, und die Unfruchtbarkeit der Neger-

weiber, wovon er spricht, die die Einfuhr so vieler Sklaven jährlich nothwendig mache, möchte wohl eher ihrer Geilheit, daß sie sich nicht zu einem Manne allein halten, und dem nicht beobachteten Gleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern zuzuschreiben seyn. Durchgängig, vorzüglich auf den kleinern Pflanzungen, wird man immer drei auch wohl vier Männer gegen ein Weib finden, ohne die vielen unverheuratheten weissen Männer zu rechnen. Was müssen die Folgen einer solchen Ungleichheit seyn? Keine andern, als Polygamie, leicht zu befriedigende Geilheit, daher entspringende Krankheiten, und endlich — Unfruchtbarkeit. —

Auch unsere weisse Frauen sind unzeitigen und schweren Geburten weniger unterworfen, als in Europa. Ihre Lebensart ist viel einförmiger und eingezogener, die Gelegenheit, an öffentlichen Plätzen zu paradiren, ist seltener, ihre Kleidung daher minder steif, minder schädlich. Zu Hause und auf Plantagen wandeln sie gewöhnlich en negligée herum, und wenn sie sich ja bei ausserordentlichen Gelegenheiten einbischen zusammenschnüren, so geschieht dies nur durch leichte Corsets, nicht mit eisernen Stäben, wie in unserm geharnischten Europa.

Eine gerade, edle, der Natur gemäse, nicht steife Haltung des Körpers, ein natürlich-frölich, nicht von Vapeurs verzerrtes Gesicht, ein natürlich - weites Bekken, und daher natürlich-leichte Geburten, sind die herrlichen Früchte, die die Guajanischen Damen von ihrem Geschmak an natürlicher Kleidung genießen!

Einige mir hier vorgekommene Fälle sind als Beitrag zur Lehre von unreifen Geburten, vielleicht hier nicht am unrechten Orte.

Akosiba, eine Hausnegerin von ohngefähr dreissig Jahren, hatte schon verschiedenemal glücklich gebohren, und war jetzt wieder schwanger. Im fünften Monat ihrer Schwangerschaft fiel sie, da sie einem Pferde ausweichen wollte, etwas hart auf den Hintern. Ein nur geringer Schmerz, der gleich wieder vergieng, liefs sie ihren Fall bald wieder vergessen, und sie befand sich vier Wochen lang vollkommen wohl: nach deren Verlauf aber stellten sich wahre Wehen ein, und sie hatte einige Stunden schon in Geburtsarbeit zugebracht, als man mich rufen liefs.

Man erzählte mir von dem Fall vor vier Wochen; und dafs sie nun schon vier Stunden in Geburtsarbeit seye, dafs Wasser und stinkender Schleim abgelaufen, aber kein Zeichen

von Blut da seye, und daß das Kind nun nicht fort wolle. Ich examinirte die Theile, und fand einen unförmlichen vor die Vaginam herausgetretenen und dieselbe ganz ausfüllenden Klumpen Fleisch von der Grösse einer starken Mannstaust. Da durch mein Berühren die Mutter nichts fühlte, so mußte dies natürlich die Frucht seyn; aber was für eine Frucht? Das war in diesem Augenblick unentschieden. Ich entdeckte durch das Gefühl wohl einige Falten und Runzeln, doch aber nichts deutliches; dies verursachte, daß ich die Sache für eine Mola hielt, und um nicht durch unvorsichtiges Zerren die Mutter zu verletzen, nahm ich das Gesicht zu Hülfe. Ich erkannte meine vermeinte Mola nun bald für den welken Conum eines todten Kindes, suchte hierauf die Inguina, und zog es vollends ohne alle Mühe hervor.

Dieses Kind war ohngefähr zwölf bis vierzehn Zoll lang, und schon so verfault, daß die Epidermis mir an den Händen hängen blieb. Der Kopf war von vornen nach hinten ganz platt zusammen gedrückt, das Gesicht durch Fäulung und Quetschung undeutlich, der ganze Funiculus umbilicalis kohlschwarz, und die Placenta völlig durch Fäulnis aufgelöst.

Nachdem ich den Uterum und Vaginam mit der Hand so viel, wie möglich war, von allem faulen Stoffe gereinigt hatte, verordnete ich Einsprizzungen von Essig und Wasser, leichte Diät, häufige diluirende Getränke, und alle zwei Stunden eine halbe Quint Fieberrinde in Substanz. Das Weib blieb gesund und ist gegenwärtig wieder, da ich dieses schreibe, im achten Monat schwanger.

Peggy, eine Negerin, ohngefähr fünf und zwanzig Jahr alt, hatte bereits sechsmal, jedesmal im dritten Monat, abortirt, und war jetzt zum siebentenmal schwanger.

Man fragte mich um Rath: Das Weib fühlte nie Beschwerlichkeiten bei ihrer Schwangerschaft, sie sitzt weder beständig, noch ist ihre Bewegung zu heftig, sie ist weder vor noch nach dem Abortus krank; aber der Uterus will sich nicht weiter ausdehnen, als bis ohngefähr zum achtzigsten Tag. Sie fühlt dann einen plötzlichen Schmerz, die Frucht gehet weg, und nach einigen Tagen ist sie wieder gesund.

Ein in Europa nicht sehr seltner Fall, ob schon wir nur selten die Ursache davon entdecken und noch seltner heben können! Hier scheint sie mir klar zu seyn: Das Weib ist über ihren ganzen Körper mit Narben von Ge-

schwüren bedeckt, hat selbst noch Geschwüre an den Füßen; eine Schärfe in den Säften ist daher unverkennbar, diese reizt die Nerven und der Uterus treibt die Frucht aus. Gewohnheit ist ihm zum Gesez geworden, und er entschlägt sich seiner Bürde pünktlich im dritten Monat.

Ich liefs zur Ader, gab Schärfe dämpfende Mittel, verordnete ölichte Einreibungen in den Unterleib, eine leichte Diät, ruhiges Verhalten etc. Alles vergebens — der Tag kam und der Foetus machte seine Aufwartung.

Ich belastete jezt diese Negerfrau, mir sogleich, sobald sie sich wieder schwanger befände, davon Nachricht zu geben; und da sie dieses auch wirklich schon im ersten Monat that, und mir sagte, dafs sie glaube, wieder schwanger zu seyn, so schlug ich folgenden Weg mit ihr ein: Nach einigen gelinden Abführungen gab ich ihr folgende Pillen: R^c. Sulphuris aurati antimonii tertiae praecipitationis drachmam semis, Gummi Guajaci, Saponis Hispanici ana Unciam unam, Camphorae drachmam unam et semis. M. F. P. pondere granorum duorum. S. dreimal täglich sechs Stükke zu nehmen. Ich liefs sie dabei häufig ein Decoctum Sarsaparillae, Sassafras, Ligni Guajaci etc. trinken, Morgens und Abends kalt baden, und

Abends beim Schlafengehen den Unterleib mit Oel einreiben. Da der dritte Monat der Schwangerschaft eintrat, hieß ich sie zu Hause bleiben, und mehr sitzen, als gehen und stehen, ich ließ am Arm zur Ader, verordnete die Pillen, kalten Bäder und Oeleinreibungen fortzusetzen, und verbot aufs strengste den Beischlaf. Da sie selbst wünschte, ein lebendiges Kind zur Welt zu bringen, und Vertrauen zu meinen Mitteln äusserte, so durfte ich darauf rechnen, daß meine Ge- und Verbote gehalten werden würden.

Der dritte Monat war endlich verflossen, und die gewöhnliche Ausstossung der Frucht nicht erfolgt. Dies gab mir Muth. Ich ließ jetzt noch vierzehn Tage mit allen bisher angewendeten Mitteln anhalten. Sie setzte nach dieser Zeit ihre Feldarbeit wieder fort, trug ihr Kind aus, und besitzt gegenwärtig einen hübschen acht Monat alten Knaben.

Frau Y. . ., eine weisse Frau, die sehr zärtlich erzogen war, und daher einen schwächlichen Körperbau hatte, wurde mit einem intermittirenden Fieber befallen. Wiederholte Unglücksstürme, der Tod einer Mutter, der Tod ihres einzigen geliebten Kindes, der Verlust der einen Hand ihres Mannes, die er

beim Schiesen verlor; diese kurz auf einander folgende Unfälle wirkten fürchterlich auf ihr zartes Nervensystem. Die Natur kämpfte, aber endlich unterlag sie — es entstand ein hektisches Fieber!

Vier Monate lang hatte ein in der Nachbarschaft wohnender Arzt für sie praktizirt. Das letzte, und wie ich gewiß glaube, schädliche Mittel, das er anwendete, waren warme Halbbäder, die sie vierzehn Tage unausgesetzt zweimal täglich nahm. Anstatt daß diese den Reiz heben sollten, (wie der Arzt vermuthlich dachte) so vermehrten sie nur die Schwäche, und am Morgen des fünfzehnten Tages wurde die Frau mit starken Ohnmachten befallen, und unter diesen erfolgte ein Abortus. Es wurde erklärt, daß die Placenta noch zurück seye, und ich wurde gerufen, um diese zu holen.

Nachmittags um fünf Uhr kam ich an, und fand die Frau in letzten Zügen; bleich und abgezehrt lag sie sinn- und bewegungslos auf ein Bett hingestreckt; kaum schlug ihr zwirnsfadendünner Puls noch dreissigmal in einer Minute, und der kaum handlange ausgemergelte Foetus lag neben ihr in Tücher gehüllt. An der Nabelschnur hieng noch ein Stückchen von der Placenta, und den Rest davon fand ich zer-

stükt und aufgelöst unter dem abgegangenen Blut.

Ich liess sie so viel, wie möglich war, reinigen, und den unreinen Plunter aus dem Zimmer bringen; ich öffnete einige Fenster, die alle sorgfältig verschlossen waren, trieb die Frau Baasen aus und verordnete Analeptica. Aber — es war zu spät! Nach einigen Stunden verliess ihr Geist in leichten Zuckungen den schönen aber erschöpften Körper.

Ob der Arzt es wufste, dafs sie schwanger war, weifs ich nicht; denn auch er wandelt nicht mehr hienieden.

A N G I N A.

Wenn die Sonne auf ihrer Reise nach dem südlichen Wendezirkel mehr und mehr sich von uns entfernt, so kühlen Nord-Nord-Ost, Nord- und Westwinde die Atmosphäre ab, und bringen uns häufigen Regen. In dieser sogenannten Regenzeit und auch in der kleinen Regenzeit, wenn die Sonne dem nördlichen Wendezirkel sich nähert, entstehen häufige Bräunen unter den Negern. In dem Anfange der grossen Regenzeit fällt gemeiniglich die grösste Baumwollenerndte, die ganze Regen-

zeit hindurch dauert oft die Zukkererndte, weil dazu keine bestimmte Jahreszeit beobachtet, sondern nur auf die Reife des Zukkerrohrs gesehen wird; es muß also gearbeitet seyn, und findet keine Schonung der Neger statt. Bisweilen regnet es drei Tage, ohne aufzuhören, in den heftigsten Güssen; aber das hindert nicht, daß der Neger seinen Zukker hauer und nach der Mühle bringt.

Er, der mit nichts dem Wetter Trotz bieten kann; er, der sogar oft Mangel an einem Tuche hat, um seinen nakkenden nassen Körper abzutrocknen, und statt dessen die Asche seines Heerdes dazu anwenden muß; der muß natürlich oft mit einer Erkältung befallen werden, und diese ist dann nach der verschiedenen Neigung des Körpers verschieden. Bei dem einen schwellen die Hoden, bei dem andern wird es Pleuritis, bei dem dritten ist es katarrhalisches Fieber, bei dem vierten ists Angina u. s. w. Dann ist es bald Synanche, bald Cynanche, bald rein inflammatorisch, bald katarrhalisch, bald gallicht.

Unsere Bauern und armen Leute in Europa suchen jede Stunde zur Arbeit zu gewinnen, und haben, so zu sagen, keine Zeit, krank zu seyn; mit dem Neger aber ist es der entgegen-

gesetzte Fall. Er ist gerne krank, weil er weiß, daß er dann von Arbeit frei ist, und daß für ihn gesorgt wird. Aus dieser Ursache kommt er und klagt, sobald ihm das mindeste fehlt, und daher werden die meisten Bräuen in der Geburt erstikt. Ein Aderlaß, ein Brechmittel, ein schweistreibend Pulver, ein Fliegenpflaster, ein Gurgelwasser, oder was sonst nach Umständen angezeigt ist, heben gemeiniglich das Uebel in wenigen Tagen. Bisweilen aber — bei vernachlässigter Anwendung der Arzneien, bei Flechtenschärfe etc. wird es, trotz aller Bemühung des Arztes, Angina ulcerosa. — Und von dieser will ich hier einige Rechenschaft ablegen.

Bury, ein ungefähr vierzehnjähriges robustes Negermädchen, bekam in einigen aufeinanderfolgenden nasskalten Tagen eine Symplicia; der Schlund, Gaumen und Zunge waren aufs heftigste entzündet, das Schlingen war beschwerlich, die Sprache heiser und der Puls hart und voll. Ich liefs ihr sogleich zur Ader, legte ein Fliegenpflaster in den Nacken, gab ein Decoctum Waltheriae americanae mit Alaun für ein Gurgelwasser, Salia media innerlich, nebst einem Fliederblumenthee zu trinken. Den folgenden Tag war das Fieber minder, die Entzündung nicht mehr so stark, aber es zeigten

sich nach oben turgescirende gallichte Unreinigkeiten in den ersten Wegen, Drücken in der Herzgrube, Ueblichkeit und eine braungelb starkbeschlagene Zunge. Ich nahm daher keinen Anstand, sogleich ein Brechmittel zu geben, das auch bei seiner ersten Wirkung schon eine grosse Menge verdorbener Galle wegbrachte. Nach fünfmaligem Erbrechen fand sich die Patientin sehr erleichtert, das Fieber hörte auf, und der Kopf wurde frei; die Entzündung aber schien erhöht zu seyn, die jedoch am dritten Tage abnahm und am vierten völlig verschwand. Am Schlund hingegen, hinter der Uvula, blieben zwei verdächtige Stellen zurück, die am achten Tage der Krankheit sich als offene Geschwüre zeigten.

Ich liess sie jetzt das Gurgelwasser noch fortgebrauchen, die Geschwüre mit Oxymel und Vitriolo Zinci auspinseln und Essentia Myrrhae mit Wasser verdünnt einspritzen. Das Pflaster zog noch gut. Mit diesen Mitteln hielt ich an, gab dabei T. Rhei aquosa als gelindabführendes Mittel, und am sechzehnten Tage der Krankheit war das Mädchen völlig gesund.

P o m p e y, ein ungefähr sieben und zwanzigjähriger Neger, hatte zu derselben Zeit das nämliche Schicksal; seine Bräune war aber mehr

katarrhalischer Art. Er hatte Husten und seine ganze Kehle stak voll Schleim, das Schlingen war beschwerlich, aber nicht ganz verhindert, das Fieber war nicht sehr heftig und die Stimme noch ganz natürlich; obschon zu meiner Verwunderung die Uvula gänzlich fehlte, und von deren Verlust der Patient weder Zeit noch Umstände angeben konnte.

In dem daher geräumigen Gewölbe des Schlundes zeigten sich, nachdem der Schleim hinweg geräumt war, über zwanzig kleine Geschwüre mit weislichem spekkigscheinendem Grunde, die in Zeit von zwei Tagen zusammenflossen, und nur vier grosse ausmachten, die unsägliche Pein beim Schlingen verursachten. Ich reinigte sie mit dem Vitriolo Zinci in Wasser aufgelöst und mit einem Syrup versetzt, machte Injectionen mit der Essentia Myrrhae mit Wasser verdünnt, die mir in vielen ähnlichen Fällen gute Dienste geleistet hatte, und verordnete dabei folgendes Gurgelwasser:

Rc. Decocti corticis Spondiae Myrobalani,
 Psydii pomiferi à 1 Pf. Alum. crudi, Sa-
 lis armoniac. à 1 $\frac{1}{2}$ Drachm. Oxymel.
 simpl. 2 Unz. D. S. Damit zu gurgeln.

Dafs ich zu gleicher Zeit auch Rücksicht auf das Fieber und auf den Zustand der ersten We-

gen nahm, ist wohl unnöthig zu erinnern. Ich heilte bei dieser Verfahrungsart meinen Patienten in vier und zwanzig Tagen vollkommen, und auf eben diese Art heilte ich mehr als fünfzig andere an derselben Krankheit.

Noch einen hierher gehörigen Fall, der durch Verkennung tödlich ausfiel, darf ich meinen Lesern nicht vorenthalten. Unter meinen ersten hiesigen Patienten im Jahr 1790 befand sich auch ein ungefähr zwanzigjähriger Neger, Namens Plato, mit Geschwüren in der Kehle. Da ich ihn untersuchte, fand ich das ganze Gewölbe hinter der Uvula mit Geschwüren bedeckt, die Uvula selbst hieng nur noch an einem dünnen Strikstok ähnlichen Theil, die Stimme war heiser, der Schmerz beim Schlingen fast unerträglich, der Mund beständig voll Eiter und Schleim, und alle Drüsen des Halses geschwollen. Ich war damals der Negersprache noch nicht mächtig, und konnte also die Ursache nicht erforschen; auch ist es ohnehin äußerst beschwerlich und selten, von Negern eine richtige Erzählung ihrer Krankengeschichte zu erhalten. Unwissenheit, Aberglauben, Mangel an Sprachkenntnis und unpassende Ausdrücke der Neger müssen immer den Arzt, besonders den neuangekommenen, irre machen. So z. B.

sagt der Neger: sein Herz drehe, wenn er Neigung zum Brechen fühlt; seine Augen drehen, wenn es ihm schwindelt; sein Herz thue ihm wehe, wenn er Magenschmerzen hat; sein Herz stehe still, wenn er engbrüstig ist etc. etc.

Bei so bewandten Umständen hielt ich den Fall für venerisch, oder doch für Folgen, im höchsten Grad cachektischer Säfte. Ich liefs verschiedene der schon vorher sngzeigten topischen Mittel anwenden, und gab dabei die Swierensche Solutio Mercurii, ohne es jedoch zur Salivation kommen zu lassen. Allein alles dieses half sehr wenig; in wenig Tagen war die Uvula gänzlich und mit ihr aller Ton der Sprache verloren.

Bei der grossen Quantität Eiters, die sich täglich erzeugte, konnte es nicht fehlen, dafs nicht einiges mit den Speisen in den Magen und von da in das Blut übergebracht werden sollte; und lange befürchtete ich ein schleichendes Fieber, das sich auch endlich einstellte. Da ich dazu vorbereitet war, so fiel es mir nicht schwer, durch häufige diluirende Getränke, durch Mittelsalze und starke Gaben der Cinchona es gleichsam in seiner ersten Geburt zu erstikken: dafs aber nicht einiger Eiter durch den Laryngem in die Lungen kommen sollte, konnte ich

in der That nicht verhindern. Daß sich diese's zugetragen hatte, bemerkte ich bald an einem trocknen Husten, den der von dem Eiter in den Lungengefäßen bewirkte Reiz verursachte.

Gummi ammoniacum, Sulphur auratum, und verschiedene andere Mittel, die wir mit dem Namen Expectorantia bezeichnen, machten den Husten feucht, und verschafften dem Patienten viele Erleichterung. Auch heilten jezt die Geschwüre im Schlunde, so, daß sich nur sehr wenig Eiter erzeugte, und da ihn sein Herr zu verschiedener kleiner Arbeit nöthig hatte, und dachte ihn jezt selbst völlig auskuriren zu können, so wurde er, nachdem er elf Monate unter eines andern Arztes Händen und sieben Monate unter den meinigen gewesen war, von mir hinweg genommen.

Die Arzneien, die er jezt bekam, bestanden in einem Decocto Corticis und einem Gurgelwasser von einheimischen adstringirenden Pflanzen. Einige Monate nachher bekam er wieder ein trocknes Hüsteln und wurde dabei von Tag zu Tag magerer. Die Geschwüre waren wieder ärger geworden, und selbst die Articulation der ohnehin schon heisern Sprache gehemmt.

Im fünfzehnten Monat, nachdem er unter meiner Sorge hinweg genommen war, wurde er eines Tages plötzlich mit einem Bluthusten befallen, bei Gelegenheit, als er einen Busch Bananen von der Erde aufheben wollte. Beinahe drei Pfund rothes schäumiges Blut, mit gräßlich stinkendem Eiter vermischt, stürzte aus seinem Munde hervor, und nur mit Mühe konnte ich die Verblutung der Lungen durch Terra Catechu, Alaun und Laudanum, das ich in grosser Gabe schnell auf einander reichen liess, stopfen. Bei einer zweiten Verblutung prophezeihte ich seinen Tod, der auch vierzehn Tage darauf erfolgte.

Von diesem Fall, den nicht allein ich Anfangs, sondern viele andere mit mir, für venerisch hielten, bin ich nunmehr durch viele analoge Fälle völlig überzeugt, daß er nichts anders, als eine oben angeführte ulcerirte, durch Flechten- oder Scrophelngift böartig gewordene und im Anfang vielleicht vernachlässigte Bräune war.

A P H T H A E.

Die Schwämmchen sind eine hier sehr selten vorkommende Krankheit. Gemeiniglich erschei-

nen sie als Symptom beim Zahnen, und noch niemals habe ich sie bösartig gesehen, wovon, nach meiner Meinung, die Ursache theils in der gesunden Leibesbeschaffenheit der Mütter, theils in der frühen Anzeige und Rathseinhaltung liegt.

Etwas Magnesia und Rhabarber zum gelinden Abführen, und Borax mit Zukkersyrup zum Auspinseln, heben gemeiniglich in wenigen Tagen die ganze Krankheit, und nur ein einziger Fall scheint mir würdig hier aufgeführt zu werden.

Ein Negerkind weiblichen Geschlechts, ohngefähr vier Jahr alt, hatte den ganzen Mund voll Schwämmchen, die an ihrer Spitze etwas bläulich erschienen, und sich tief in den Pharynx erstreckten; dabei klagte das Kind über heftige Leibschmerzen, und hatte schleimigen Durchfall mit Blut vermischt. Ich gab T. Rhei dulcis $\frac{1}{2}$ Unz. Laud. liq. gtt. XL. M. S. alle drei Stunden ein Theelöffelchen voll; zu Klistiren verordnete ich das Amylum radice Marantae arundinaceae, und ließ die Schwämmchen mit Borax, Alaun und Terra Catechu zu gleichen Theilen in Zukkersyrup aufgelöst, bepinseln.

Schon am dritten Tage war Durchfall und Bauchschmerz gehoben, und die Schwämmchen

verschwanden gänzlich: am vierten aber erschienen sie wieder und an einem ganz unerwarteten Ort. Die ganze Scham war mit Schwämmchen von derselben Art bedekt, besonders waren die labia majora und das Frenulum stark mitgenommen. Sie erstreckten sich ein gutes Theil in die Vaginam, und an der innern Seite der Schenkel bis beinahe an die Knieen herab. Ich liefs mit der bisher angewendeten Kur anhalten, diese Schwämmchen eben so bepinseln, als jene vorher in dem Munde, und hatte das Vergnügen, das Kind am siebenten Tage, am zehnten der Krankheit, vollkommen hergestellt zu sehen.

A R T H R I T I S.

Unter dieser Rubrik will ich meinen Lesern einen Fall erzählen, der, zum Glück für Aerzte und Kranken, nur sehr selten ist. Mancher wird lächeln und fragen: ob denn Negersklaven (denn mein Kranker war ein Negerklav) auch die Gicht bekommen können, da man doch gewöhnlich annimmt, daß nur reiche Bonvivants diese Krankheit bekommen. Allein, wer da weifs, daß unter die Gelegenheitsursachen der Gicht auch Ausschweifung in dem Beischlaf,

WM	WM	WM
—	—	—
WM	WM	WM
WM	WM	WM
—	—	—
WM	WM	WM

durch schlechte Nahrung entstandene Unverdaulichkeit, zu strenge Arbeit und Unmässigkeit im Gebrauch saurer Dinge gehören; wer da weiss, dass diese Ursachen beim Negersklaven eben sowohl statt finden können, als bei andern Menschen, der wird nicht in Abrede seyn, dass auch Negersklaven diese Krankheit bekommen können.

Freilich ist diese Krankheit, im Ganzen genommen, nur äusserst selten hier. Nur selten wird hier ein alter Sünder durch Gichtschmerzen an vergnügtere Augenblicke erinnert. Es scheint das hiesige Klima dieser Krankheit nicht günstig zu seyn, und unter den Schwarzen, deren Diät die denklichst einfachste in der Welt ist, deren harte Handarbeit sie in beständiger Bewegung erhält, und deren Gemüth weder durch Gram noch Sorgen eingenommen ist; unter dieser Klasse von Menschen sollte man freilich diese Krankheit nicht erwarten, auch ist mir in drei Jahren nur ein einziger Fall vorgekommen, der sich füglich hierher rechnen lässt, und der es mir werth scheint, meinen Lesern bekannt gemacht zu werden. — Es war Cullens Arthropuosis.

Quami, ein Neger, ungefähr sechs bis acht und fünfzig Jahr alt, wurde verschiedene-

mal mit gichtischen Anfällen in den Aermen und Schultern geplagt, die ich, da ich wegen Unkunde des Negers in dessen frühere Lebensjahre nicht zurückgehen und Vergleichung mit ältern Krankheiten anstellen konnte, lange bloß für rheumatisch hielt, und die sich oft durch ein Fliegenpflaster, eine Abführung, volatilische Einreibungen etc. in kurzer Zeit heben liessen.

Im Julius 1792 wurde der Fall hartnäckiger. Die Materie logirte sich in die Gelenkbänder, schwellte diese auf und entzündete sie, erschien bald in der einen, bald in der andern Hand, bald in dem einen, bald in dem andern Fuß, und zeigte mir dadurch bald, daß ich eine Arthritis vaga, oder bestimmter, Cullens Podagra atonica vor mir hatte. Zu gleicher Zeit zeigten sich gallichte, nach oben zu turgescirende Unreinigkeiten der ersten Wegen, die ich durch ein Brechmittel hob, und die Erzeugung mehrerer durch gelindabführende Mittel unter Kommando hielt.

Ich gab nachgehends den Spiritus Mindერი, Nitrum und Camphor, nach Umständen auch den Spiritus C. C. succinatus, die Tinctura Guajaci volatilis etc. und zur Stärkung des Magens das Enzian- und Fieberrinden-Extract. In die Gichtknoten liefs ich täglich dreimal ein

linimentum volatile einreiben und sie nachher mit Flanell bedecken. Der bisweilen übermäßigen Schmerzen wegen gab ich Abends folgenden Haustus;

Rc. Laud. liq. gtt. XX. liq. anod. min. Hoffm.
gtt. LX. Aq. cinam. 1 Unz. M. S. beim
Schlafengehen auf einmal zu nehmen.

Nach ohngefähr sechs Wochen schienen sich die vorher allgemeinen, im ganzen Körper herumziehenden Schmerzen in der rechten Hand und der linken Hüfte zu fixiren. Diese schwollen ganz ungeheuer an, und in der rechten hohlen Hand zeigte sich nach einigen Tagen wahre Fluctuation, daher ich die Hand ganz aufschnitt, und, mit völliger Nachlassung aller Schmerzen, eine gute Portion Eiter heraus liefs.

Die Entzündung aber in der Hüfte war hartnäckiger; sie nahm den ganzen Naten ein, trieb sie zu einer ungeheuren Grösse auf, und erstreckte sich zugleich nach unten zu über zwei Hände breit, von dem untern Rand des ossis pubis an gerechnet.

Da ich nun die Disposition der Materie einzusehen glaubte, und schlofs, dafs auch die Entzündung der Hüfte in Eiterung übergehen würde, so suchte ich diese durch

erweichende Umschläge zu befördern, erlaubte wegen Alter und Schwäche des Patienten eine reiche Diät und gab die Peruvianische Rinde in grossen Gaben. Doch ohngeachtet aller angewendeten Mühe dauerte die Entzündung neun Tage, und am zehnten erst entdeckte ich deutliche Zeichen von Fluctuation.

Ich machte meinen Einschnitt längst des Musculi vasti externi herunterwärts, ungefähr sechs Zoll lang. Meinem Messer folgten beinahe zwei Pfund gut aussehender diklichter Eiter. Ich liess den Patienten hierauf verbinden, ohne den Eiter alle heraus zu lassen, und empfahl Ruhe und kräftige Nahrung. An demselben Abend liess ich wieder ohngefähr ein halb Pfund Eiter heraus, und den folgenden Morgen und Abend wieder eben so viel.

Am dritten Tag nach der Oefnung starb der Neger. Bei Untersuchung des Schenkels fand ich die Musculos vastos grösstentheils und den Semimembranosum und Semitendinosum beinahe völlig verzehrt. Weder die Gelenkbänder noch der Knochen waren angegriffen, und die Eiterung war sehr gutartig, aber leider! für einen so alten Mann zu copiös.

A S T H M A.

Eine unter Kindern mit Bananen vollgestopften Bäuchen sehr gewöhnliche und von den Negern Stopharti (Stillstehen des Herzens) genannte Krankheit.

Noch ist mir keine andere Ursache des Asthma's hier vorgekommen, als Würmer, Unverdaulichkeit und Verschleimung der Eingeweide, des Unterleibs und der Lungen.

Es ist begreiflich, daß hier Ausleerungen aller Art mir die besten Dienste leisteten; oft fertigte eine einzige starke Purganz ein ganzes Detachement Würmer ab, und hob dadurch das Asthma in einigen Stunden.

Wenn die Ursache mehr in der Brust, als in der Bauchhöhle lag, so wirkten die Ipecacuanha in keinen Dosen, der Sulphur auratum, das Gummi ammoniacum, das Vinum antimoniatum, die Squilla, das Doversche Pulver, vortreflich. Ganz vorzüglich aber muß ich hier des Pulveris radices Asclepiadis curassavicae Meldung thun. In kleinen Gaben zum halben und ganzen Gran bezeigte sie sich als ein herrliches Expectorans, und meinen Beobachtungen zufolge, weit wirksamer, als die Ipecacuanha.

C A R D I A L G I A.

Dyspepsien aller Art sind wegen des ewigen gesaizten Fleisch- und Bananenessens fast allgemein. Unter zehen, zwanzig Menschen ist manchmal nicht einer, der nicht von einer oder der andern Art von Dyspepsie geplagt würde. Hauptsächlich sind die von Würmern und Galle ihren Ursprung nehmende Arten sehr häufig. Ueberflüssige in den Magen zurück geflossene und an den Wänden desselben und der Cardia vestsizzende Galle wird daselbst scharf, reizt und verursacht Schmerzen, Brennen, Uebelkeit und Erbrechen oft ohne alles Fieber. Ungemein häufig ist gallichte Anorexie und gallichte Gastrodynie.

Der Neger, der keinen so zarten Nervenbau besitzt, bekömmt nur selten Fieber von dieser Ursache, und begreift alle Arten und Abarten dieser Krankheit unter dem Namen Hartiseer (Herzpein). Die zärtlichern Weissen aber werden oft hart mitgenommen, und sagen dann unsere Medicasters: „Het is de Gall,“ und verschreiben brav Ipecacuanhe und Brechweinstein.

Herr L. . . . hatte am Ende des Dezembers 1790 eine harte Probe davon. Nach einem ge-

nommenen Brechmittel, das er sich selbst verschrieb, ohne die vestsizzende Galle erst aufzulösen und zum Ausführen geschickt zu machen, wurde er viel schlimmer. Das Vomitiv brachte nichts auf, als das getrunkene warme Wasser; und durch den anhaltenden Reiz des Brechweinsteins — weil er es zwingen wollte, und Dose auf Dose nahm — wurde der Magen leicht entzündet und schwoll auf, es entstand ein Zufluss von Säften, Herzklopfen und grosse Bangigkeit.

Jetzt zog man mich zu Rath, und bat, eine Ader zu öffnen, wogegen ich zwar lange protestirte, es aber doch endlich halb leidend zugab. Es ist wahr, die Bangigkeit verschwand allmählig, aber auch die ganze Gallmasse wurde resorbirt, und den nächsten Morgen hatte seine ohnehin etwas braune Haut eine vollkommene Olivenfarbe. Erweichende Klystiere besänftigten jetzt die Schmerzen im Unterleibe, der Antimonialwein, Kampher und Nitrum mußten die Galle durch die Poros treiben, und Salia media vollendeten die Kur.

Antony, ein Negersklav, klagte über unausstehlichen Schmerz in der Cardia; der Schmerz war so heftig, daß er nur gekrümmt

stehen konnte, der Puls war natürlich, die Zunge rein.

Ich hielt diesen Schmerz für krampfhafter Art, und gab ihm eine etwas starke Gabe Laudanum mit Aqua minthae versetzt, und verordnete Klystiere von warmem Wasser mit Opium, demohngeachtet wollte der Schmerz nicht nachlassen. Nach vielem Hin- und Herfragen brachte ich endlich von dem Neger heraus, daß er eine gute Quantität frischer Fische und Bananen gegessen. Da ich wufste, wie gerne sich die Schwarzen mit Essen überladen, so sahe ich dies als die Ursache an, und verordnete ihm eine Drachme Jalappenpulver mit fünf Gran Ipecacuanha und vier Gran Elaeosaccharo foeniculi abgerieben, auf einmal zu nehmen.

Die Wirkung war heftig, aber heilsam. Es wirkte über- und unterwärts und brachte alle seine halbverschlukte Fische und Bananen unverdauet mit einer ungeheuren Menge Winde hinweg. Er fiel bei der heftigen Wirkung sinnlos nieder, erholte sich aber nach einigen Stunden völlig, und fühlte sich vollkommen gesund.

C A R I E S.

Nie hat irgend ein Mittel in dem Beinfrass mir mehrere Dienste gethan, als das gepulverte

Gummi Euphorbii; wo ich nur so glücklich war, um den Knochen so weit entblößen zu können, daß ich den noch unangegriffenen gesunden Theil fand; ich war dann sicher, daß mein aufgestreutes Pulver dem fernern Wegfressen steuern wollte.

Ehe ich dieses Mittel anwendete, war bei dem häufigen Knochenfras, der hier unter den Schwarzen obwaltet, fast jede meiner Bemühungen vergebens, und ich verlor im Jahr 1791 zwei Neger an einem schleichenden Fieber, das von der resorbirten Jauche seinen Ursprung nahm. Vergebens war alle Assa foetida, Camphor mit arabisch Gummi, Sublimat, China etc. etc.

Merkwürdig ist, daß Caries so häufig hier unter den Negern ist. Wo man sein Aug hinwendet, da siehet man dieser Elenden, die durch den Knochenfras zu Krüppeln geworden sind, und auf der Liste der Malinger stehen! So sahe ich noch im Jahr 1792 ein Weib, dem der eine Fuß nebst dem halben Schienbein gänzlich abgefressen war. Das halbverfaulte Fleisch, das noch um den Rest des Knochens herum hieng, war mit Geschwüren bedekt, und aus der offenen Röhre floss beständig eine ekelhafte Mischung von Jauche und aufgelöstem Knochen-

mark. Zum Glück für dieses arme Geschöpf endete bald nachher der Tod ihre Leiden! Zum Glück! sage ich; denn Heilung war nicht mehr möglich; selbst die Amputation würde nur den Tod beschleunigt haben, weil alle Kräfte so gänzlich erschöpft waren.

Es ist beinahe unglaublich, wie häufig Beinfracturen bei den Sklaven, zumal an den untern Extremitäten, vorkommt. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich den zwölften Theil aller hiesigen Schwarzen, als mit Caries behaftet, annehme, ich um nichts zu hoch rechne. Tausenderlei Mißgestalten siehet man, die durch den Knochenfractur erzeugt sind. Es ist unerklärbar, warum eben hier unter den Schwarzen Caries so herrscht, da man doch auf den caribäischen Inseln so wenig davon weiß; zumal, da diese Krankheit der Knochen hier meistens aus innern Ursachen entspringt. Freilich entstehet sie oft auch durch verwahrloste Fleischgeschwüre, doch aber sind Fälle von innern Ursachen häufiger.

Eine Cacochymie, ein vielleicht im Körper verborgenes, noch nicht gänzlich vertilgtes Pockengift, ein Fehler im Gebrauch der sechs nicht natürlichen Dingen u. dgl. müssen nothwendig die erregenden Ursachen seyn. Sollte

wohl vielleicht der von der Bananendiät bereitete zähe Chylus und das unreine Trinkwasser dazu disponiren?

Aus vielen Fällen, wo Gummi Euphorbii mir glänzende Dienste leistete, will ich mir einen einzigen ausheben.

John, ein neuangekaufter ungefähr zwanzigjähriger Neger, bekam an der grossen Zehe des rechten Fuses von dem Pulice penetrante L. ein Nagelgeschwür, das sich durch seine Vernachlässigung sehr bald in ein Knochengeschwür verwandelte. Ich wendete Myrrhentinktur, Assa foetida innerlich und äusserlich, den Sublimat innerlich, Lignum sanctum, Camphor mit arabischem Gummi, selbst den Bellostischen Liquor, an: alles wollte nichts helfen. Es hinderte zwar den Beinfrass an einer geschwinden Verbreitung, aber es wollte ihm keine Grenzen setzen, und ich war verpflichtet, ein Splitterchen nach dem andern heraus zu nehmen, bis ich das Gummi Euphorbii, in Verbindung mit der Assa, anwendete. Dieses Mittel sistirte in Zeit von acht Tagen einen Beinfrass, den alle gepriesene Mittel in länger dann neun Monaten nicht heben konnten. Ich behandelte es nachher, wie ein gemeines Geschwür, und heilte die Zehe in kurzer Zeit.

COLICA.

Koliken verschiedener Art sind hier zwar ziemlich bekannt, jedoch bei weitem nicht so häufig, als die Autoren medizinischer Beobachtungen von Westindien aus erzählen. Recht erwogen, so gehet es mit der Kolik in Westindien, wie es in Europa mit neuen Arzneimitteln zu gehen pflegt; sobald man nur eine gute Wirkung siehet, so ruft man aus: „Vortreflich, herrlich!“ Man sahe einige üble Folgen der Kolik in Westindien, und rief aus: „Schrecklich, verwüstend!“

Bei meiner Hierherreise wurde mir Bellyake als eine endemische Krankheit gegeben und mit so fürchterlichen Farben geschildert, und die Ursache so allgemein dem Klimat zur Last gelegt, daß es mich beinahe wunderte, wie ein Europäer diesem Ungeheuer entgehen könne.

Herr Ludwig in seinem Buche: „Neueste Nachrichten von Surinam, Jena 1789. S. 218.“ buchstabirt es Beliac, und belehrt uns, es seye Colica pituitosa; allein, ohne dem Herrn Verfasser zu nahe zu treten, muß ich doch die Freiheit gebrauchen, seine Rechtschreibung zu verwerfen, und das Wort etwas näher erklären,

damit nicht der Sprach - Unkundige in dem besondern Wort auch besondere Eigenschaften der Krankheit suche. Es ist ein englisch Wort, wird Belly - ake geschrieben, und heist nach dem Buchstaben übersezt: Bauchweh. Es kömmt also jeder Kolik mit gleichem Recht zu, auch wird es in diesem Sinne gebraucht; nur wird zum Unterschied das Wort dry vorgesezt. Dry - belly - ake (troknes Bauchweh), auch wohl Dry - gripes (troknes Bauchgrimmen), bezeichnet eine Kolik, die mit hartnäckigen Verstopfungen verknüpft ist.

Die Lehrbücher der Arzneikunst zählen eine grosse Menge verschiedener Arten von Koliken. Da giebt es Colica infantum, C. pictonum, C. of Dervishire, convulsiva, arsenicalis, de Cupra, rheumatica, nervosa, flatulenta, verminosa, pituitosa, biliosa, hysterica, haemorrhoidalis, catarrhalis, arthritica, saturnina etc. etc. Alle diese Namen scheinen mir erfunden zu seyn, den jungen Arzt zu verwirren; einige sind von der Ursache hergenommen, andere von einem einzeln Symptom, das oft einer Kolik, die mit einem ganz andern Namen bezeichnet wird, auch gemein nur nicht hervorstechend ist, und andere wieder von der Menschenklasse, die davon am meisten befallen wird,

Anstatt durch untrügliche Criteria die Diagnosis leicht zu machen, und durch so wenig neue Namen, als möglich, Verwirrung zu verhüten, erfand man für jedes Symptömchen einen neuen Namen, um in der gelehrten Welt als Beobachter zu glänzen.

In dieser Gordischen Verwicklung kann nichts helfen, als das Alexandrische Schwerdt, und ich möchte beinahe unsern westindischen Engländern folgen, und die Kolik in trockne und feuchte eintheilen; da ja doch die nächste Ursache, und so zu sagen, das Wesen einer jeden Kolik nichts anders, als ein Krampf in den Därmen ist.

Doch — es ist hier mein Zweck nicht, zu systematisiren; nur erzählen will ich, was ich gesehen habe, um meinen Lesern eine Idee von den hiesigen endemischen Krankheiten zu geben, und die Ehre des Klimats zwischen den Wendezirkeln zu retten.

Die Colica pictonum, flatulenta und biliosa sind unstreitig von allen Arten die am öftersten vorkommenden, und ihre Ursachen sind so einleuchtend und allgemein, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sie nicht dem Klima, sondern vielmehr der Lebensart zugeschrieben werden müssen.

Es ist bekannt, daß in England und den Niederländern die rothen französischen Weine den gemeinen Tischwein ausmachen und durchgängig getrunken werden. Dieses Costüm pflanzt sich auch in den Kolonien fort, nur mit dem Unterschied, daß man hier weniger Genuine Weine als dorten bekommt, und daher die üblen Folgen hier grösser als dorten sind. Der Alaun, das Sandelholz, der Bleizucker und andere Schmierereien, womit der industriöse Weinhändler seinen Profit vermehrt, und unter der Selbstberuhigung: „es ist gut genug für Westindien,“ die Gesundheit seiner Mitmenschen untergräbt, machen den Wein hier gefährlich, und verursachen durch ihre zusammenziehende Eigenschaften denjenigen Krampf, den wir *Colica pictonum*, oder nach Selle *Colica rheumatica S. nervosa*, und in Westindien *Dry-belliake* nennen.

Daß unsere westindischen *Dry-gripes* mehrentheils von sauren und verfälschten Weinen entstehen, wird, dünkt mich, dadurch hinlänglich bewiesen, daß der Arme, der keinen Wein kaufen kann, nur selten damit befallen wird; und noch mehr als dies beweist der Umstand, daß nur äusserst selten, wo nicht gar niemals, ein Neger diese Krankheit bekommt. Dieser

trinkt keinen Wein und genießt auch das natürliche Sauer der Früchte (Limonen etc.) nur sparsam, das ein Europäer im Gegentheil häufig gebraucht, weil er denkt, die Galle dadurch in ihren Schranken zu halten, da zu viele Säure doch nach allen Erfahrungen die Verdauungskräfte schwächt, Flatulenz und Krämpfe gebiert.

Ich will jedoch keinesweges behaupten, daß vegetabilische Säuren und Verfälschung der Weine die einzige und allgemeine Ursache der mit Verstopfung verbundenen Kolik seye; es giebt allerdings noch mehrere Ursachen hier. Z. B. plötzlich gehemmte Ausdünstung, übermässiges Trinken neuen Rums, der noch Partikelchen der Schlangenhöhle aufgelöst enthält etc. Auch das Schlafen unter freiem Himmel bei einem starken Landwind kann krampfhaftes Zusammenschnüren der Därme verursachen.

Der Colica flatulenta sind besonders neu angekommene Europäer, die ein schwaches Verdauungsvermögen besitzen, ausgesetzt; denn die meisten sind verpflichtet, an Brodesstatt Bananen zu essen, und gewiß ist keine schwerverdaulichere Brodart von Menschen je zum Essen erfunden worden, als die Frucht des Pi-

sangbaumes. Selbst der härtestarbeitende Neger, den Mutter Natur mit dem besten Appetit begünstigt hat, kann sie nie ganz verdauen.

Nicht zu läugnen ist es, daß diese Koliken öfters sehr heftig sind, und nicht selten sehr üble Folgen zurücklassen; und es ist gewiß, daß man hier verhältnismässig mehrere Krüppel siehet, die ihre Lähmung von Koliken herschreiben, als in irgend einem Lande Europens. Allein, dies beweist nicht, daß das Klima die Schuld trage, oder daß es eine besondere Art von Kolik seye, wie man den oft unzuverlässigen Beschreibungen zufolge zu glauben verleitet werden könnte. Es beweist nichts mehr und nichts weniger, als daß bekannte Arten von Koliken hier oft sehr heftig sind, daß die Patienten oft aus Mangel und oft aus Ungehorsam die vorgeschriebene Diät nicht befolgen, und daß — die Krankheit oft falsch behandelt wird.

Alles dies könnte ich mit Beispielen und Erzählungen verschiedener Fälle erläutern und klar genug beweisen, wenn ich wünschte, Personen kenntlich zu machen. Hinlänglich mag seyn, wenn ich betheure, daß fast in jedem Fall, wo hartnäckige Verstopfung ist, Drastica und reizende Klystiren die einzigen Mittel sind, die man kennt. Zu erstern dient gewöhnlich

ein Absud der gefährlichen *Allamanda cathartica* L., die auch daher der Belly-akesbush heist, und zu leztern ein Absud von virginischen Tabaksblättern!

Es ist hier meine Absicht nicht, Mittel zu verwerfen, die, am rechten Orte gebraucht, vielleicht herrliche Dienste thun; ich eifere nur gegen das empirische Unbedingte. Den Fall angenommen, daß die Därme durch Krampf und nicht durch verhärtete Faeces verschlossen sind — wie das doch, ich möchte fast sagen, meistentheils, der Fall ist — müssen genannte Mittel nicht alles ärger machen?

Die dritte Art der hier oft vorkommenden Koliken ist *Colica biliosa*. Die Produktion der Galle übersteigt die Grenzen der Natur in einem weit grössern Maasse hier, als in irgend einem andern Land; und hierzu trägt freilich das Klima viel bei, noch mehr aber die Lebensart. Die grosse Vorliebe der hiesigen Einwohner für Fleischspeisen, die sich ganz nach britischem Geschmak gebildet zu haben scheinen, und kein Gras essen wollen, weil sie keine Pferde sind, wie mir einst ein Engländer antwortete, den ich fragte, warum er keine Vegetabilia auf seiner Tafel habe — macht es in

der That zu keinem Wunder, daß gallichte Krankheiten hier so häufig sind.

Selbst bei Leuten von Distinction siehet man wenig oder keine Vegetabilien auf der Tafel. Der Tisch kracht unter seiner Ladung von Fleisch, und nur hier und da sind ein paar Löffel voll Gemüse zum Schaugericht aufgesetzt. Bei Armen ist es noch viel ärger, zumal bei vielen Plantagenbedienten, die das ganze Jahr hindurch mit nichts anders, als gesalzenem Fleisch, gesalzenem Fisch, gesalzener oft ranziger Butter und Bananen gefüttert werden. Ihr mässiger Gehalt und die Theurung der Dinge erlaubt ihnen nicht, etwas besseres sich zu verschaffen; man sucht daher diese unverdauliche Sachen durch starke Getränke im Magen zu verzehren oder besser zu konserviren, wodurch nicht allein ihre Moralität leidet, weil sie dadurch leicht verleitet werden, dem Trunk sich zu ergeben, sondern auch der Körper gänzlich ruinirt wird. Die Verdauung wird geschwächt, die Lymphe verdickt, die Galle verdorben und ihre Secretion vermehrt. Daher die häufigen Wassersuchten, Gallenfieber, Gallenkoliken etc.

Colica biliosa ist daher unter allen Koliken die hier am häufigsten vorkommende. Die

nächste Ursache ist zu häufig secernirte in den Magen und Darmkanal ausgegossene Galle. Dort bleibt sie in den geschwächten Verdauungswerkzeugen unter einer Masse unverdaulicher Speisen sitzen, verdirbt, wird scharf, reizt, verursacht Krämpfe und Fieber, und wenn alles gut gehet — producirt häufige Ausleerungen.

Ein Glück ist für die Bewohner von Essequibo, daß sie nicht so scheu vor Brechmitteln sind, wie unsere lieben Deutschen. Durch ein einziges zur rechten Zeit angebrachtes Brechmittel wird oft der Feind aufs Haupt geschlagen; da hingegen durch Versäumung desselben oft traurige Auftritte erfolgen. Ich selbst habe einst für Vernachlässigung desselben theuer bezahlt.

Es war am Ende des Aprils 1792, daß mir immer alle Morgen, wenn ich meinen Mund ausspülte, übel wurde; nach einigem Würgen brachte ich endlich etwa zwei Löffel voll schäumiges Wasser auf, das demjenigen Schaum glich, der auf einer fermentirenden Flüssigkeit steht, und am Ende erfolgte ohngefähr ein Theelöffel voll reine Galle. Ich fühlte dabei eine Aufgedunsenheit, ein Vollseyn des Magens, das mich fast nie verließ, und bei der geringsten Gelegenheit eine Neigung zum Brechen.

Ich wollte immer ein Brechmittel nehmen, schob es aber vier Wochen lang von Tag zu Tag auf. Endlich, eines Abends, da ich ein recht herzliches Soupé gemacht und nach hiesigem Costüm mich sogleich schlafen gelegt hatte, auch sogleich und sehr vergnügt einschlief, wurde ich Nachts, ungefähr um drei Uhr, durch eine fürchterlich schneidende Pein in den Därmen aufgeweckt. Ich rief um Licht, ehe aber dieses noch gebracht werden konnte, hatte ich schon ein heftiges Erbrechen und einen sehr copiösen Stuhl. Der Schmerz, anstatt jetzt nachzulassen, wurde nur noch heftiger, so heftig, daß ich mich auf dem Boden wälzte, und meine Nägel zerbiß.

Das Licht kam, der Schmerz hielt an und das Erbrechen dauerte fort. Ich ließ jetzt Thee machen, um dieses, wie ich überzeugt war, wohlthätige Brechen zu unterhalten, hatte aber kaum so viel körperliche Ruhe in dieser fürchterlichen Nacht, um einige Tassen Thee zu trinken. Von drei Uhr des Nachts, da ich befallen wurde, bis sieben Uhr des Morgens, hatte ich sechs Vomitus und sieben und zwanzig Stühle. Kaum konnte ich begreifen, wo diese ungeheure Menge Unrath gestekt hatte. Unterdesseu dauerte der Schmerz fort, und ich

war schon abgemattet, daß ich kaum anordnen konnte, was mir gereicht werden sollte.

Des Morgens, da das häufige Purgieren etwas nachließ, verschrieb ich mir selbst folgendes: Re. Salis Tart. 6 Drachm. Succ. citr. rec. $\frac{1}{2}$ Unz. Aq. Minth. 4 Unz. Laud. liq. Syd. $\frac{1}{2}$ Drachm. M. Hiervon nahm ich pünktlich alle zwei Stunden zwei Eßlöffel voll. Nachmittags fühlte ich mich besser, das Brechen hatte mich sehr erleichtert, das Purgieren hatte nachgelassen, ich hatte nur zwei Stühle den Tag über, und die Mixtur hatte den Krampf gelindert. Ich trank häufig Gerstenwasser mit Citronensaft, und befand mich gegen Abend ziemlich wohl; jedoch hatte ich etwas Fieber.

Die Nacht war eben so unruhig, jedoch nicht völlig so schmerzhaft, als die vorhergehende. Den folgenden Morgen fand ich meine Zunge noch sehr beschlagen, und beschloß daher, ein kleines Vomitiv von ohngefähr anderthalb Gran Brechweinstein zu nehmen, das dann auch sehr gelind wirkte. Noch folgte Galle, aber sie schien jetzt reine, gesunde Blaugalle zu seyn. Der Appetit war hergestellt, und ich konnte etwas leichte Speise genießen. Noch an demselben Abend nahm ich meine Mixtur wieder, und kontinuirte den folgenden

Tag. Ich bekam kein Fieber mehr und am fünften Tag war ich, die Schwäche ausgenommen, völlig hergestellt.

So wahr ist's, daß die Natur sich noch immer selbst hilft, und nur etwas Unterstützung bedarf, aber alle Gewalt verabscheuet.

DIARRHOEA, DYSENTERIA.

Ich fasse diese beide Namen zusammen, weil ich keinen gegründeten Unterschied kenne: beide sind nur dem Grad nach unterschieden; denn Diarrhoe kann durch vermehrten Reiz und daher entstehende Tenesmen zur Ruhr werden.

Gallichte und rheumatische Ruhren, und Ruhren, die von Würmern entstehen, kommen durchgängig sehr häufig hier vor. Und ob schon Moseley * läugnet, daß Würmer unter die Ursachen der Ruhr gezählt werden könnten; so beweist doch die Erfahrung täglich das Gegentheil; auch läßt es sich sehr gut erklären aus dem Reiz, den die Würmer in den Därmen verursachen, wodurch die Säften in Ueberfluß nach dem Darmkanal hingelockt wer-

* a treatise on tropical diseases etc.

den. Besonders trifft man diese Ursache häufig unter den Schwarzen an. In der Regenzeit, wenn nach einem heissen Tag ein kalter Westwind bläst, der die Nacht durch anhält, oder Abends noch, ehe der Neger zu Hause ist, ein heftiger Regen fällt, entstehen gerne rheumatische Ruhren.

Die Ruhr ist hier eine sehr gefürchtete Krankheit, nicht blos, weil sie so oft vorkommt, sondern weil sie so tödlich ist. Viele haben sich durch die öftern üblen Folgen an eine Idee gewöhnt, nach welcher sie sich die Ruhr, als eine mit dem unvermeidlichen Tod verknüpfte Krankheit denken, und sich wundern, wenn irgend jemand, der an einer heftigen Ruhr litte, wieder geheilt wird. Diese Tödlichkeit ist theils der schlechten Krankendiät, theils der verkehrten Behandlung zuzuschreiben. Mancher Pflanzer will nichts über die gewöhnliche Kost für seine kranke Sklaven hergeben, und dafs ein Ruhrkranker bei der Bananendiät nicht geheilt werden könne, ist einleuchtend. In Rücksicht der Heilmethode beobachtet man hier noch die so bekannte unglückliche Abführungsmethode: Es wird so lange purgirt, bis die Stühle besser werden, oder richtiger gesprochen, bis aller natürliche Schleim der Därme rein wegpurgirt

ist, dann giebt man anhaltende Mittel, adstringirende Früchte, rothen Wein etc. Dafs bei dieser Methode neune von zehen sterben, kann am Ende der troknen Jahrszeit täglich mit Augen gesehen werden; demohngeachtet bleibt man immer bei dieser Methode, weil es eine alte Methode ist, und die Alten doch auch keine Gekken waren. Ueberhaupt läst man es hier gerne in allen Stükken beim Alten!

Mit sehr glücklichem Erfolg habe ich die Moseleysche Methode befolgt: durch schweistreibende Mittel den scharfen Feuchtigkeiten einen andern Weg zu zeigen. Die Ipecacuanha sowohl als Brechmittel, als auch schweistreibendes Mittel, Antimonialia, besonders der Spiesglaswein mit Laudanum versetzt, oder das Doverische Pulver, haben mir immer sehr gute Dienste gethan. Zum Abführen, wenn nach Umständen abgeführt werden muß, kenne ich kein besseres Mittel, als Rhabarber; sie laxirt gelinde, reizt nicht, und läst sich in allen Formen geben. In der gallichten Ruhr bediene ich mich der Mittelsalze mit Tamarinden, und wo ich Säure argwohne, der Magnesia.

Ist die Reizbarkeit zu groß, der natürliche Schleim der Därmen alle weggespült, so suche ich diesen mit schleimigen Klystiren, mit ara-

bisch Gummi oder dem Amylo der Marantae arundinaceae zu ersetzen. Muß ich endlich stärken, so sind Cinchona, Serpentaria, Stahl- und Maderawein diejenigen Dinge, wozu ich meine Zuflucht nehme.

E L E P H A N T I A S I S.

Ich werde unter dieser Rubrik zwei Krankheiten aufstellen, die ganz verschiedener Natur sind, und unter verschiedene Genera gehören. Ich fühle lebhaft das Unschikliche und Unsystematische dieser Verbindung; da aber beide Krankheiten von einigen unserer besten medizinischen Schriftsteller mit demselben Namen bezeichnet werden und mit einander verwechselt zu werden scheinen; so denke auch ich mich keiner Ungereimtheit schuldig zu machen, wenn ich beide unter diesem Namen aufführe, und durch einige Bemerkungen, die ich als Augenzeuge gemacht habe, etwas zur richtigen Unterscheidung beizutragen mich bemühe. Beide Krankheiten kommen fast niemals in Europa vor, sind daher nur wenig bekannt, und von Schriftstellern, die niemals Gelegenheit gehabt haben, Vergleichung anzustellen, oder die

Krankheiten jemals selbst zu sehen, oft mit einander verwechselt worden.

Unter diesen beiden Krankheiten verstehe ich den Aussaz (Lepra Arabum, oder Elephantiasis der Lateiner), und die Elephantiasis des Hillary. Beide sind Krankheiten, die sich, meines Wissens, in neuern Zeiten noch nicht über die Grenzen der Wendezirkel ausgebreitet haben: denn was uns auch von deren Erscheinung in verschiedenen Theilen von Europa erzählt wird, so ist doch eher zu glauben, daß bei der unrichtigen Bestimmung dieser Krankheiten und der Verwirrung, die in deren Diagnosis herrscht, die Lepra Graecorum mit unserer Krankheit ist verwechselt worden.

Die Lepra Graecorum, die wir auch hin und wieder in Deutschland antreffen, die bei einigen Schriftstellern auch Vitiligo, Alphus und Melas heist, und wovon ich etwas unter Lepra sagen werde, ist wesentlich von der Lepra oder Elephantiasis unterschieden, von der gegenwärtig die Rede ist. Diese heist bei den englischen Aerzten The Leprosy, bei Laien The Jointevil, und scheint mir nichts anders, als die wahre Lepra Arabum zu seyn.

Sie ist nur selten hier, zum grossen Glück für die Einwohner dieser Kolonie; denn man

hält diese Krankheit nicht allein für unheilbar, sondern auch für ansteckend: daher werden die Unglücklichen, die damit befallen sind, sogleich von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert. Von den französischen Kolonien werden sie nach der Insel Desirade geschickt, um da ein einsames Leben abzunutzen. Jedoch versichert uns Bancroft in seiner Natural-hystory of Guajana, daß er Negers gekannt habe, die während dem Lauf der Krankheit heimlich mit ihren Weibern gelebt, und sie nicht angesteckt hätten. Vielleicht ist die Krankheit keinesweges ansteckend, und nur die Furcht hat die Menschen von jeher abgehalten, es näher zu untersuchen. Meine Erfahrung ist in dieser Rücksicht nur seicht. Ich habe seit meinem hiesigen Aufenthalt nicht mehr als zwei mit dieser Krankheit behaftete Patienten gesehen, die beide schon mehrere Jahre auf einer Pflanzung leben, ohne andere anzustekken; aber freilich ist ihre Krankheit auch noch zu keinem hohen Grad gestiegen. Der französische Uebersetzer von Cullens first Lines of physic glaubt auch, daß sie nicht ansteckend seye, und sucht zu beweisen, daß die Alten den Aussaz nicht für ansteckend, sondern als eine Strafe der Gottheit angesehen, und nur deswegen die Patien-

ten von allem mensehlichen Umgang ausgeschlossen hätten.

Bancrofts Beschreibung dieser Krankheit ist so schön, so charakteristisch, daß ich sie nicht richtiger geben kann, und daher glaube, meinen Lesern einen Gefallen zu thun, wenn ich sie ihnen nach seinen Worten verdeutsche. „Der Aussatz (sagt Bancroft) befällt ohne Unterschied alle Nationen in denjenigen Theilen von Amerika, die zwischen den Wendekreisen liegen. Die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit sind: Ein Anschwellen des Ohrläppchens, ein Ausbruch rother Tuberkeln von verschiedener Grösse in dem Gesicht, Nacken, Extremitäten etc. die nach einiger Zeit oft eine Blei- oder Kupferfarbe annehmen, scirrhus werden, sich in Geschwüre verwandeln und einen stinkenden Ichor ergießen. Das Gesicht schwillt, die Lineamenten werden plump und vergrößern sich, die Augenbraunen scheinen wie aufgeblasen, und das Haar derselben nebst dem Bart fällt aus. Die Flügel der Nase schwellen und werden grindig, die Nasenlöcher stehen weit offen, und werden bisweilen, nebst dem Septum, das wie eingedrückt aussieht, von Geschwüren zerfressen. Auch die Lippen schwellen,

„die Stimme wird heiser und die Nägel rauh.
 „Mit der Länge der Zeit nimmt die Krankheit
 „überhand: trockne, unreine, grindige und
 „brandige Geschwüre zerfressen Finger und
 „Zehen, wodurch sie abfaulen, und sich Glied
 „vor Glied von selbst absondert. Die Füße
 „sind gemeiniglich auch aufgeschwollen, schup-
 „pig, verhärtet und mit Pusteln bedeckt. Die
 „Krankheit befällt auf verschiedene Art; oft
 „plötzlich, zumal wenn der Keim der Krankheit
 „durch grobe Nahrungsmittel oder unordent-
 „liche Leidenschaft zu früh erweckt wird.“

Merkwürdig ist bei dieser Krankheit, daß die Patienten ganz unwiderstehlich geil sind und ihr Leben sehr hoch bringen. Es wird hier nie ein Versuch gemacht, diese Krankheit zu heilen, und vielleicht auch noch lange keiner gemacht werden, weil man die Ansteckung zu sehr fürchtet.

Ich habe mir erzählen lassen, daß ein Neger, der wegen dieser Krankheit verbannt war, und sich lange Zeit am Seeufer aufgehalten, daselbst oft gebadet, und vornehmlich von Fischen, Krabben und SeemuscheIn gelebt hätte, nach einigen Jahren seine Gesundheit völlig wieder erlangt habe. Ein Umstand, der, wenn er wahr ist, allerdings Aufmerksamkeit verdient,

und durch Versuche mit dem Seebad und einer ähnlichen Diät leicht geprüft werden könnte.

Unter der zweiten Krankheit, die ich hier unter dem Namen Elephantiasis aufstelle, verstehe ich jene in Barbados endemische Krankheit, wodurch die Glieder, besonders die Füße der unglücklichen Patienten zu einer unnatürlichen Grösse anschwellen, und die von den dasigen Aerzten in Nachahmung von Hillary - Elephantiasis und von dem gemeinen Volk Fever and ague oder kaltes Fieber genennt wird. Hendy nennt sie die Drüsenkrankheit, und Rollo will keinen andern Namen für sie annehmen, als die Barbadische Krankheit.

Da diese Krankheit hier eigentlich nicht zu Hause ist, und ich in Barbados nicht gewesen bin, so fehlt es mir an hinlänglicher Erfahrung, und ich wage nicht zu entscheiden, wer von diesen Herren eigentlich Recht haben könnte. Noch weniger will ich mich unterstehen, ihr einen Plaz in der Nosologie anzuweisen; denn obschon es bewiesen ist, dafs sie eigentlich nicht unter die Hautkrankheiten, und am allerwenigsten mit der Elephantiasis der Alten oder der Lepra Arabum in eine Klasse gehört, so sind doch ihre Ursachen mir, aus Mangel an Gelegenheit, gehörige Untersuchungen anzustellen,

so unbekannt, die von oben genannten Aerzten angegebene Ursachen so wenig zureichend und die Diagnosis noch so undeutlich, noch so verwirrt, daß es mir nicht so leicht scheint, zu entscheiden, unter welches Genus sie eigentlich gebracht werden müsse. Ihre Grenzen sind noch so unbestimmt, noch so allumfassend, daß selbst bisweilen rheumatische und gichtische Anfälle mit unter das Barbadiſche Fever and ague gezählt wurden.

Die Ursache, warum ich diese Krankheit in das Register der Essequebischen Krankheiten mit aufnehme, ist, weil ich täglich Schlachtopfer dieser Verwüsterin vor meinen Augen herumgehen sehe. Sie ist nicht einheimisch hier; denn den ältesten Nachrichten zufolge ist nie ein Einwohner damit befallen worden; selbst kein hierhergekommener Barbadianer, wenn er sie nicht vorher schon in Barbados gehabt hatte; sogar werden sie besser hier, wenn sie diese Krankheit mitbringen.

Obschon ich keinen Versuch wagen werde, die Ursache dieser Krankheit zu entziffern, so seye es mir doch erlaubt, hier einige Bemerkungen über die von andern Aerzten angegebene Ursachen zu machen, und dadurch vielleicht einem erfahrnern, tiefersehenden Arzt

einen Wink zu geben, die Causa praedisponens anderswo zu suchen.

Hillary, der am ersten diese Krankheit umständlich beschrieben hat, hält sie für die Elephantiasis der Alten, und behauptet daher, daß sie durch den Sklavenhandel von Afrika herüber gebracht worden seye. Allein diese Meinung ist ausgemacht falsch, und es bedarf nur sehr wenig Widerlegung. Nicht zu gedenken, daß nie ein Neger, der von Afrika hierher (nach Essequibo) gebracht wird, diese Krankheit weder mitbringt, noch auch hier bekömmt; so ist auch die Elephantiasis der Barbadianer zuverlässig nicht ansteckend. Ich habe verheuerathete Leute gesehen, wo die Frau sie hatte, und der Mann sie nie bekam, und so umgekehrt. Auch sind jene pathognomonische Zeichen, das Aufschwellen des Nasenknorpels und Ohrläppchens, die heisere Stimme und das Sprechen durch die Nase bei der barbadianischen Krankheit keinesweges vorhanden; sondern die damit behafteten Personen sprechen so klar und deutlich, als vorher. Sie hat ihren Sitz im Lymphsystem, entsteht jederzeit nur nach einer fiebrischen Bewegung im Körper, scheint rheumatischer Art zu seyn, und vorzüglich an eine rohe Lebensart, die verschleimende Kost

von Bataten, Eddoes etc. an das Rumtrinken und Baarfusgehen etc. verschuldigt zu seyn, da im Gegentheil die *Lepra Arabum* eine wahre Hautkrankheit ist; ihren Siz in den Haargefäßen und eher in dem schon gemischten Blut, als in der Lymphe zu haben scheint. Der *Lepra Arabum* gehet nie ein Fieber vorher, und sie entstehet nur langsam fort; da hingegen die barbadianische Elephantiasis plözlich entstehet, und die Geschwulst nicht unmerklich, sondern bei jedem neuen Anfall sehr merklich wächst.

Schon genannter Autor giebt die Ursache dieser Krankheit als eine durch unvollkommene *Crisis per metastasin* abgesezte kränkliche Materie eines gewissen Fiebers an. Allein — was ist das gesagt? Es ist dies eine nur sehr unvollkommene Definition. Was ist das für ein besonderes Fieber? Was sind die Ursachen dieses Fiebers? Warum ist dieses Fieber nur allein auf Barbados eingeschränkt, und warum gehet diese Metastasis immer nur denselben Weg, in die Aermel, Füße oder Testikeln? Dies sind Fragen, die sicher jedem denkenden Leser einfallen werden.

Wahr ist es, daß gemeiniglich, wo nicht immer, vor dem topischen Aufschwellen ein allgemeines Fieber vorher gehet, obschon Hen-

dy es läugnet. Alle barbadianische Aerzte und Kranken, die ich gesprochen habe, haben mir dieses bezeuget, und die wenigen unvollkommen beschriebene Fälle ohne Fieber, die Hendy anführt, sind sicher kein untrüglicher Gegenbeweis. Konnte da nicht ein kurzer, und wie bei armen Leuten oft geschieht, unbemerkter Fieberanfall gewesen seyn? Oder sind fünf Fälle (zumal leicht beschriebene) unter fünf und zwanzig etwas mehr als Ausnahme?

Angenommen also, daß Fieber jederzeit vorhergehet, so hat Hendy sich geirret, wenn er das Fieber als blos symptomatisch ansiehet, und geirrt hat er sich, wie ich überzeugt zu seyn glaube, wenn er allein die Entblösung der Insel von Bäumen für die Ursache des Uebels ansieht. Er führt als Beweis seiner Meinung an, daß alle übrige Inseln nebst dem vesten Lande in Guajana, wo man bisher diese Krankheit noch nicht bemerkt hat, mit Waldungen bedekt seyen, wodurch die Luft feucht erhalten, und die von menschlicher Ausdünstung verderbte Atmosphäre durch die ausdünstende dephlogistische Luft der Baumblätter verbessert wurde; und hierinn nun sucht er das ursprüngliche Miasma dieser Krankheit. Allein er vergißt, daß der hier beständig wehende Passat-

wind dieses Miasma sicherlich zerstreuen müsse; er vergiftet, daß eben dieser Passatwind dieses Miasma, wenn ein solches vorhanden wäre, auf die unter dem Wind liegende Inseln hinüberführen müsse, und daß daher St. Lucia, St. Vincent, Granada und die Granadillen nicht davon verschont seyn könnten; und endlich vergiftet er, daß, obschon die Insel Barbados von Bäumen entblößt, sie doch nicht von allen Vegetabilien entblößt ist. Die ganze Insel ist mit Zucker, Indigo, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Küchengewächse etc. bedeckt. Die Blätter dieser dünsten doch sowohl dephlogistisirte Luft aus, als die Blätter hoher Bäume? — Es muß also eine andere Ursache verborgen liegen, die diese Krankheit in Barbados endemisch macht.

Hendy nennt sie die Drüsenkrankheit (glandular disease), worinn er freilich der Sache näher kommt, als Hillary und vor ihm Town, der sie mit den Yaws vermengte; aber doch den Charakter der Krankheit nicht erschöpft. Er theilt uns die Section eines Fuses mit, die uns den Sitz der Krankheit deutlich zeigt, aber nicht ihre Ursachen lehrt. Der Fus war ungeheuer aufgeschwollen; die Haut hart, hornartig, scirrhus; die lymphatischen Glandeln aufgeschwollen,

verstopft, blaß, weich und mit einer gallertartigen Flüssigkeit bedekt; die Lymphgefäße äusserst ausgedehnt und ihre Wände durchlöchert, die Blut- und kleine Schlagadern widernatürlich ausgedehnt, das Zellengewebe erschlaft und mit erwähnter Flüssigkeit angefüllt, die Muskeln weich, schlaff, bleich. Knochen, Nerven und die grössern Schlagadern waren im natürlichen Zustand. “

Rollo endlich, der diese Krankheit die besondere Krankheit von Barbados genennt wissen will, und mich dadurch an den unpassenden Scherz der hiesigen Einwohner erinnert, die eine solche Geschwulst das barbadische Wahrzeichen (Barbadian commission, Barbadian of arms) nennen, hat es eben so wenig mit seiner angegebenen Ursache getroffen. Er rechnet hierher die Sümpfe am Seeufer, die von dem übergestiegenen Seewasser gebildet werden, und fragt: „Kann die Ausdünstung von diesen Sümpfen, die mit Seesalz geschwängert sind, nicht eine fieberhafte Krankheit verursachen, die auffallend verschieden von derjenigen ist, die die Sumpfdünste ohne dieses Salz bewirken? “

Ich will hier nicht widersprechen und behaupten, daß ein gesalzener Sumpf nicht ein

anderes Fieber, als ein ungesalzener hervorbringen könne: aber daß je ein gesalzener Sumpf die Ursache der barbadianischen Elephantiasis gewesen seye, läugne ich geradezu — bin ich im Stande, aus Erfahrung zu läugnen.

Von dem Mund des Essequedflusses an, der ganzen Westküste hinab, bis an den Mund des Oronocoflusses, sind eine Menge solcher Sümpfe, die von der alle vierzehn Tage entstehenden Springfluth ihren Ursprung haben, und die, weil zu gewissen Jahreszeiten die Springfluth höher als gewöhnlich ist, sich hoch ins Land erstrecken, und von der nächsten Springfluth nicht wieder ausgewaschen werden können. Dieser Sümpfen, sage ich, ist eine grosse Menge auf genannter Küste, mehr, als die ganze Insel Barbados fassen könnte, und doch siehe man keine andern jener Glandulgeschwülsten hier, als die hierhergebrachten. Sumpffieber — ja, deren sind hier genug, aber auch diese, wenn sie sich ja in etwas von den süßen Sumpffiebern unterscheiden, so unterscheiden sie sich durch ihre mehrere Gutartigkeit.

Es würde ein zu kühnes Unternehmen seyn, wenn ich, der ich niemals in Barbados gewesen bin, jezt, da ich andre widerlegt habe, selbst eine Ursache anzugeben wagte: zumal, da ge-

lehrte Aerzte, die sich lange daselbst aufhielten, und häufig Gelegenheit hatten, Untersuchungen anzustellen, keine genugthuende Ursache angeben können. Ich schreite daher fort zur Erzählung einiger Fälle, die im Laufe meiner hiesigen Praxis unter mehreren sich mir zur Beobachtung angeboten haben.

Frau M***, aus Barbados gebürtig und hierher verheurathet, brachte die Krankheit mit hierher. Das linke Bein bis an die Knie war beträchtlich geschwollen, doch ohne Ungleichheit, Schmerz und Unbequemlichkeit. Sie trug lange diese Unförmlichkeit, wurde aber endlich bei Gelegenheit, daß davon gesprochen wurde, gereizt, eine Kur zu versuchen.

Nach vorher gereichten gelinden Abführungsmitteln gab ich Pillen aus mercurio dulci und dem Extracto aconiti, und jeden Abend einen Haustus aus Huxhams Spiesglaswein, Hoffmanns schmerzstillendem Geist, und Sydenhams Laudanum. Das Glied selbst liefs ich dreimal täglich mit Flanell reiben, und dann mit Wachspapier bedecken. Nach etwa zehen Tagen erschienen gelinde, flüchtigziehende Schmerzen, und die Haut schien etwas röther zu werden. Ich hielt dies, nebst den häufigen nächtlichen Schweisen, für ein gutes Zeichen, für Beweg-

lichkeit der Materie, und rieth, mit den Mitteln fortzufahren. Noch drei Wochen wurde angehalten, da aber die Geschwulst nicht vermindern wollte, so wurde die Frau der Kur müde, und noch jezt trägt sie ihr geschwollenes Glied, worinn sich seit dem Ablassen mit Arzneien kein Ziehen und keine Röthe mehr zeigt.

Herr I. . ., aus Barbados gebürtig und erst seit sechs Jahren hier wohnend, der sehr schwächlich und sehr zu rheumatischen Schmerzen geneigt ist, bekam einen heftigen Fieberanfall, der über fünf Stunden dauerte; es war dieser Anfall mit Frost und Schmerzen in dem Rücken und in den Lenden verbunden. Der Kopf war frei, die Zunge rein, kein Drücken in der Magengegend, überhaupt kein Zeichen von Unreinigkeiten in den ersten Wegen. Der Urin war dünn, blaß und copiös.

Ich verordnete ein gelindes Laxiermittel, den folgenden Abend gab ich eine schweistreibende Mixtur, befahl ihm, sich ruhig zu halten, und legte ein Blasenpflaster zwischen die Schulter. Am dritten Tag der Krankheit erschien der Paroxysmus wieder, aber bei weitem nicht so heftig; hingegen klagte der Patient über einen heftigen Schmerz in dem einen Te-

stikel, und da ich mir denselben zeigen liefs, so war nicht nur der eine, sondern beide Testikeln bis zur Grösse einer starken Mannsfaust angeschwollen.

Patient versicherte mich, dafs nur der linke schmerzhaft und seit gestern aufgeschwollen seye, dafs der rechte schon über zehen Jahre so gros, und, bei nasskaltem Wetter ausgenommen, wo er etwas schmerze, unschmerzhaft seye, dafs es ein Fever and Ague, das heist, Hillarys Elephantiasis, seye, dafs er ihn auf dieselbe Art mit einem ähnlichen Fieber bekommen habe, und dafs er daher zweifle, ob dieser Zweite könne geheilt werden.

Ich sprach ihm Muth ein, und versprach alles zu thun, was möglich seye. Ich liefs ihn jetzt Tags über eine antiphlogistische Mixtur und jeden Abend beim Schlafengehen obigen Haustus nehmen. Auf das Scrotum selbst verordnete ich folgende kalte Fomentation: Rc. Sal. armon. Nitri à $1\frac{1}{2}$ Unz. Aceti vini 1 Pf. Aq. com. 3 Pf. Das Fieber blieb aus, der neu angeschwollene Testikel wurde zusehends kleiner, und hatte in acht Tagen seine natürliche Grösse wieder, der alt angeschwollene aber blieb, wie er war.

Patient war zufrieden mit einem guten Hoden, liefs die lästigen Fomentationen weg, nahm auf meinen Rath noch etwas Cortex, und ist jetzt so gut hergestellt, dafs er täglich die Freude erwartet, Vater zu werden!

Herr S. . ., ebenfalls aus Barbados gebürtig, befindet sich erst seit acht Monaten hier in Essequibo. Er brachte ein geschwollenes Bein mit hierher, das beinahe beständig entzündet, schmerzhaft und mit Geschwüren bedekt ist; demohingeachtet verrichtet er seine gewöhnliche Arbeit, wobei er viel stehen und gehen mufs. Nachdem er ohngefähr sechs Monate hier gewesen war, wurde er mit einem dreitägigen Wechselfieber befallen, wodurch sein Bein heftiger entzündet, schmerzhafter wurde und einer seiner Hoden ungeheuer aufschwoll. Ich behandelte ihn genau, wie Hrn. I**, und sahe genau dieselbe Wirkung. Der Testikel wurde wieder besser, das Bein aber blieb, wie es war.

Beide letztere Fälle würde ich nicht hierher zählen — da es nichts ungewöhnliches ist, dafs in schwachen Subjekten bei Rheumatismen die Hoden schwellen — wenn nicht schon Spuren dieser Krankheit zuvor da gewesen wären, zumal, da unsere Autoren das Schwellen der Ho-

den auch unter die Symptomen der barbadianischen Drüsenkrankheit rechnen.

F E B R I S.

In dem gemässigten Erdstriche Europens richten sich die Krankheiten sehr viel nach den Jahreszeiten. Inflammatorische Fieber erscheinen gemeiniglich nur im Winter; Gall- und Faulfieber, fäulichte Ruhren etc. mehrentheils nur im Sommer, weil die Hitze alsdann die Säfte ausdehnt, die vesten Theile erschlaft, die Ausdünstung übermässig macht, und die Schärfe des natürlichen Salzes erhöht.

Dies als erkannte Wahrheit vorausgesetzt, muß natürlich folgen, daß ein Klima auf dem sechsten Grad der Breite, das keine Abwechselung von Sommer und Winter erfährt, das allein mit unserm Sommer überein kommt, auch nur desselben Krankheiten nährt, und die Krankheiten des Winters ihm unbekannt seyn müssen. Nicht allein auf vernünftige Theorie, sondern zugleich auf Erfahrung gründet sich dieser Saz. Inflammatorische Krankheiten sind äusserst selten, gallichte desto häufiger: sogar in einem solchen Grad, daß, wenn unsere Quaksalber auf die Frage, welche Krankheit

der Patient habe, antworten: „Es ist die Galle,“ sie es unter zehnmal sicher neunmal treffen werden.

Anhaltende und remittirende Fieber, wo Galle die Ursache ist, wo die Säfte zur Fäulnis geneigt sind, und Sumpffieber, sind die gewöhnlichsten. Sie nehmen vorzüglich ihren allgemeinen Ursprung von dem Genius des Klimats und von der oben angeführten Lebensart der Einwohner. Sumpffieber entstehen gerne auf neu angelegten oder im Anlegen seyenden Pflanzungen. Hier ist der mit Sümpfen überdeckte Wald noch nahe an den menschlichen Wohnungen, der neubebaute Morastgrund wird noch bisweilen überschwemmt, die mit toten Amphibien angefüllte Gräben dünsten zur Ebzeit eine pestilenzialische Luft aus, und die elenden Hütten des anfangenden Pflanzers sind oft an den niedrigsten, sumpfigsten Ort, entweder aus Sparsamkeit, Eigensinn oder Dummheit hingepflanzt. Sumpffieber, Wassersuchten etc. sind hier unausbleiblich.

Schleimfieber und andere Modifikationen kommen nur sehr selten vor, auch die Dauer der Wechselfieber ist jetzt nicht mehr so lang, wie sie vor zehen Jahren gewesen seyn soll; das dann unwidersprechlich der mehrern Kultur

des Landes zugeschrieben werden muß. Im Grund sind die Fieber hier, wenn sie von Anfang an gleich richtig behandelt werden, nur selten böartig, wozu unläugbar der heilsame Ostpassat vieles beiträgt; allein leider! werden sie oft böartig und hartnäckig gemacht, oft wird eine unkluge Behandlung durch die traurigsten Folgen begleitet.

Gewiß ist in keinem Lande die verhärtete Milz, oder der sogenannte Fieberkuchen häufiger, als in diesem; aber auch gewiß werden Fieber in keinem handwerksmässiger behandelt, als in diesem! So wie der Schuhmacher des Grafen und des Schneiders Schuhe mit einerlei Werkzeug verfertigt, so wird auch hier das Gallen- und das Nervenfieber, das Sumpf- und das Schleimfieber, das anhaltende und das Wechselfieber nach einer Methode mit einerlei Arzneien behandelt.

Aus dem Vorurtheil verschiedener gelehrten Aerzte, daß alle Krankheiten hier zur Fäulnis geneigt seyen, und daß man den Cortex nie zu früh geben könne, ist eine Kurmethode entsprungen, die traurige und oft sehr gefährliche Folgen hat. Das *Servum imitatorum pecus* hat dieses so ganz unbedingt angenommen, und diese sonst gute Methode hat sich jetzt sogar

bis auf die Direktoren der Plantagen und ihre Weiber erstreckt. Jedes menschliche Individuum ist jetzt ein halber Arzt. In den Gedanken dieser Leute ist nichts leichter zu heilen, als ein Fieber; und wenn der Kranke noch nach dem elften Tage stirbt, so ist es gewiss des Arztes Schuld, so hat er gewiss nicht Kina genug gegeben!

Die Methode ist allgemein, leicht, faßlich, ein Kind kann sie begreifen. Dafs der Kranke klagt, er habe Fieber, ist hinlänglich, wenn die Zunge beschlagen ist, fernere Diagnosis braucht man nicht, alles fernere Fragen ist unnütz, überflüssig: zum Schein stellt man sich in anderer Gegenwart, als ob man den Puls fühle, und verordnet dann ein Brechmittel; wenn dies zehen- oder zwölfmal gewirkt hat, und dann endlich durch seinen übermässigen Reiz etwas Galle heraufzwängt, so ist der Beweis für ein Gallenfieber erschienen. Man giebt nun den folgenden Tag ein rechtes, gutes, starkes Purgans, etwa eine Drachma Jalappe mit zwei — drei Gran Calomel, Pillen von Aloe und Scam-moneum, oder so was Gutes, und wenn dann Fieber und Hitze noch nicht nachlassen, so wird ein Quadratus grosses Blasenpflaster auf die Brust, eins in den Nacken, und noch ein

halb Duzzend kleinere auf die Schenkel, Waden und andere Glieder gelegt, einige Klystire applicirt, Assa foetida auf den Carpus gebunden, Salmiakgeist in die Nase gerieben, fünf, sechs Gaben Jamespulver gegeben, und am vierten oder fünften Tag beginnt man mit der Fieber- rinde stündlich oder alle zwei Stunden einen Eiß- löffel voll, und das alles ohne Rücksicht, ohne Urtheil, ohne Modification; bei jedem Fieber, bei jedem Kranken, bei jeder körperlichen Be- schaffenheit immer eins und eben dasselbe.

Wenn diese Methode nur von Laien in der Kunst befolgt würde, so würde ich geschwiegen haben, würde mich mit den Schindern und al- ten Weibern in Europa, als ältern Beispielen, zurecht gewiesen haben; wenn ich aber eben diese Methode von Leuten angewendet sehe, die sich Aerzte nennen, so möchte ich gerechte Thränen des Mitleids weinen über die armen, bedauernswürdigen Schlachtopfer, die das Un- glück haben, in die Hände unwissender Markt- schreier zu fallen.

Wenn man bedenkt, daß die am öftersten vorkommenden Krankheiten Fieber oder fiebe- richter Art sind, (Sydenham giebt sie als zwei Drittel aller Krankheiten an) wenn man bedenkt, daß die grössesten Aerzte aller Zeiten die Fie-

berlehre als das wichtigste Objekt der Arzneikunst behandelt haben; wenn wir dies bedenken, sage ich, und sehen dann, daß diese göttliche Kunst in den Händen elender Pfuscher so jämmerlich verhunzt wird, so weiß man nicht, ob man reden oder schweigen soll; ob man lieber möchte zurechtweisen, oder aufhören, Arzt zu seyn! —

Es ist hier mein Zweck nicht, eine weitläufige Abhandlung über Fieber, Theorie, Beschreibung, Auseinandersezzung etc. zu geben; denn ausschreiben mag ich nicht, und was könnte ich mehr sagen, als ein Sydenham, Stoll, Cullen, Vogel, Burserius etc. etc. schon gesagt haben? Auch werde ich mich nicht bemühen, den Unterschied und die mehrere Gefährlichkeit der Fieber in heißen Klimaten zu zeigen: es haben dies würdige Männer vor mir gethan, ein Lind, ein Moseley, ein Chalmers etc. ich würde nichts thun können, als ihre Worte wiederholen. Genug seye meinen Lesern die Versicherung, daß hier die Fieber in der Privatpraxis bei weitem nicht so bösartig sind, bei weitem nicht so häufig erschienen, als, medizinischen Nachrichten zufolge, in andern Theilen von Westindien. Ein junger Arzt, wenn er nicht von seiner eigenen Grösse zu sehr ein-

genommen ist, oder an den Machtsprüchen der Schule klebt, oder aus Stupidität oder Faulheit nicht studiren kann oder mag, ein junger Arzt, sage ich, wenn er sich nach oben genannten Männern bilden will, kann hier so wohl als anderwärts sehr glücklich heilen.

Keine Epidemie habe ich bis jezt hier gesehen; denn daß nach Verhältnis der Jahreszeit und des Wetters dann mehrere Gallenfieber, dann mehrere Rheumatismen, Ruhren u. s. w. als gewöhnlich erscheinen, kann noch keine Epidemie genennt werden. Es hat sich zwar schon seit dem Jahr 1792 eine Pokkenepidemie in Demerary gezeigt, und, nach Berichten von daher, auch sehr viele Menschen mit weggenommen, ist aber bis hierher noch nicht gedrunken.

Nur fünfmal habe ich seit meinem hiesigen Aufenthalt den Causus oder das sogenannte amerikanische gelbe Fieber gesehen, worunter zwei tödlich waren. Der erste Fall war ein hiesiger reicher Pflanzer, der bei verschiedenen andern Eigenheiten auch diese hatte, daß er so eigensinnig war, um immer das Gegentheil von dem zu befolgen, was andere ihm anriethen. Da er mit diesem Fieber befallen wurde, wollte er, allem Zureden ohngeachtet, keine Arz-

neien nehmen, bis ohngefähr vier und zwanzig Stunden vor seinem Tode. Alle Kräften waren schon gesunken, er hatte schon schwarzes Erbrechen, und war bleifärbig gelb über seinen ganzen Körper, da ich auf den Ruf seiner Angehörigen bei ihm ankam, das ohngefähr sechszehn Stunden vor seinem Tode war.

Der zweite Fall war ein Mahler, ohngefähr vierzig Jahr alt, aus Europa gebürtig, und seit zwei Jahren hier. Er wurde am neun und zwanzigsten Julius 1791, Nachmittags um zwei Uhr, mit einer Schwäche, Kopfweh und Fieber befallen, so, daß er von der Arbeit gehen und sich niederlegen mußte. Der Direktor der Pflanzung, worauf der Kranke arbeitete, gab ihm den nächsten Morgen ein Brechmittel, das, wie er mir sagte, so heftig wirkte, daß er sich genöthigt sahe, ihm vierzig Tropfen Laudanum liquidum zu geben, um dem zu heftigen Brechen Einhalt zu thun.

Dienstag am zweiten August sahe ich den Kranken, und fand ihn folgendergestalt: Vom Scheitel bis zu den Fussohlen war er gelb, wie eine Quitte, der Puls war groß und langsam, die Haut feucht, die Zunge rein, der Unterleib nicht aufgetrieben, der Urin dunkel gefärbt und übelriechend, die Stuhlgänge dünn,

ungefärbt und mehrentheils blos aus unverdauten Speisen bestehend. Kein deutliches Fieber war zu bemerken. Ich gab ihm:

Rc. Sal. ammon. $\frac{1}{2}$ Unz. Sal. mir. glaub. 1 Unz. Solv. in Aq. com. 6 Unz. add. aceti squill. $\frac{1}{2}$ Unz. Syr. al. 2 Unz. M. S. alle zwei Stunden zwei Eßlöffel voll.

Bei der dritten Dosis brach er einen von den hier so bekannt als häufigen weissen Spulwürmern weg. Dieser Umstand erwekte die Idee in mir, daß wohl noch mehrere dieser Gäste vorhanden seyn möchten; ich gab in dieser Rücksicht am dritten August:

Rc. Aeth. antimonial. 2 Scrup. Sem. Cynae 2 Drachm. M. D. in 4 Part. aeq. S. Morgens und Abends eins, und liefs dabei obige Mixtur fortgebrauchen.

Am fünften August waren noch keine Würmer abgegangen, der Appetit zum Essen völlig verschwunden, der Puls noch groß und voll, die Haut feucht, die Stuhlgänge dünn und nicht häufig. Ich verordnete Klystire, liefs mit den Arzneien fortfahren, und gab noch verdünnte Vitriolsäure mit Syrup unter Gerstenwasser zu mischen und häufig zu trinken.

Am sechsten August fiengen die Kräfte an zu sinken; um diese zu heben, erlaubte ich ei-

nige Löffel voll Wein, gab Camphor mit Magnesia, kleine Dosen Fieberrinde zwischendurch und legte ein Fliegenpflaster auf die Brust.

Den achten August stellte sich schwarzes Erbrechen ein, und Patient klagte, daß ihm bisweilen Stücke geronnenen Blutes zwischen den Zähnen herauskämen. Ich sahe dies als ein unverkennbares Zeichen von Auflösung der Säften an, das Blut mogte nun zwischen den Zähnen, oder aus dem Magen, oder anderswo herkommen, und beschloß sogleich, ihm den Cortex in grössern Gaben zu geben, und zwar gab ich ihn in folgender Form:

Rc. Extr. C. P. Sal. mir. glaub. à 1 Unz.
Aq. comm. 6 Unz. M. D. S. Alle Stunden zwei Eßlöffel voll; dabei liefs ich die verdünnenden Getränke häufig fortgebrauchen.

Alles blieb so bis den zehnten August Nachmittags, da sich Singultus in einem sehr heftigen Grad einstellte. Ich schrieb ihn der im Magen und Därmen entwickelten fixen Luft zu, und repetirte jenes Camphorpulver mit etwas Nitrum versetzt, liefs den Gebrauch der Chinamixtur verdoppeln, ein Cataplasma von Chinarinde auf den Magen und Blasenpflaster auf beide Waden legen.

Den 11ten Aug. Der Patient hatte die Nacht heftig geschwitzt, ziemlich ruhig geschlafen, auch zwei Stuhlgänge gehabt, die schwärzlich gefärbt waren, und nicht mehr so stunken, als den Tag zuvor, die Kräfte waren etwas besser, als verflossene Nacht, auch war der Schlucken nicht mehr so heftig, jedoch hielt er noch immer an. Er aß etwas Sago und Zwiebak mit Appetit und trank ein Glas Wein; auch hatte er Lusten zu Gurken, die ich ihm aber versagte, welches ich jedoch jetzt herzlich bereue.

Abends wurde er wieder schwächer, der Schlucken nebst dem Ansammeln des geronnenen Bluts im Munde, den ich ihm beständig mit warmem Wein auswaschen liefs, hielt an bis den zwölften August. Noch gab ich Muscus zur halben Drachme pro dosi; aber vergebens, mit der vierten Dosis im Munde hörte sein Puls auf zu schlagen. Nachts um zwei Uhr.

Anmerken muß ich noch, daß dieser Mann in gesunden Tagen zwar gut aussahe, jedoch von schwächlicher Konstitution war; seine versten Theile waren äusserst welk. Er wurde auf der Pflanzung, worauf er starb, mit nichts anders, als gesalzenem Fleisch und Bananen gefüttert; dabei war er äusserst dem Trunk ergeben, so, daß er sich sicher betrank, wenn er

starke Getränke bekommen konnte. Schon in Holland war er ein Trunkenbold, nur mit dem Unterschied, daß er dort Wachholderbrandwein und hier Rum trank. Ein solcher verdorbener Tag brachte ihn als Soldat an Bord eines Kriegsschiffes und mit diesem hierher.

Dies unmässige Saufen, sein gekränkter Stolz, wovon er bisweilen noch etwas blicken liefs, die Entfernung von Frau und Kindern, und das Teertau auf seinem Rücken, alles dieses wohl zusammen genommen, in Verbindung mit dem Genius des Klimats, mag wohl viel zur Zerrüttung seiner Gesundheit beigetragen haben.

Es war dieser Fall mir ein lehrreiches Beispiel, und wird es vielleicht für manchen meiner Leser seyn; ich habe ihn deswegen weitläufig beschrieben, um meine Leser in Stand zu setzen, darüber urtheilen zu können.

F R A M B A E S I A.

So nennt Cullen in seiner Nosologie eine exanthematische Krankheit, bei der warzenähnliche Auswüchse auf der Haut entstehen, die sowohl er als andere Schriftsteller mit Erdbeeren verglichen, und daher obigen Namen für

sie angenommen haben. Schade nur, daß dieses Gleichnis so sehr hinkt. Nichts kann in der That sich einander unähnlicher sehen, als eine Erdbeere und eine dieser Pokken; weder an Gestalt, noch Farbe, noch Grösse haben sie auch die mindeste Aehnlichkeit mit dieser schönen Frucht; sie gleichen eher einer Warze, die mit einem ekelhaften Eiter überzogen ist.

Von den Engländern wird diese Krankheit Yaws, von den Franzosen Pian, von den hiesigen Creolen und Negern Pokken, und in Angola Momba genennt. Sie hat mit unsern Kinderpokken (*Variolae*) eine grosse Aehnlichkeit in ihrem Ausbruch und ganzen Verlauf. Mehrentheils gehet, so wie bei diesen, ein Fieber vorher; sie beobachtet, so wie diese, ein Stadium inflammationis, eruptionis, maturationis und desquamationis, ist ansteckend, wie diese, und befällt, so wie diese, Kinder am häufigsten, und nur einmal im ganzen Leben.

Diese Krankheit beschränkt sich zwischen den Wendekreisen, und zwar auf die heisern Zonen; je näher dem Aequator, je wüthender ist sie. Auf den grössern Antillen, den Lucayen und in Nordamerika weiß man wenig oder nichts von den afrikanischen Pokken, ob schon auch Negers daselbst sind; selbst bei ei-

nem Menschen, der nach Europa gehet, wird die Krankheit nicht ausbrechen, wenn er auch wirklich schon angesteckt wäre, so lange er in dem gemässigten Erdgürtel bleibt. Kommt dieser Mensch aber wieder zurück, zwischen die Wendekreise, so werden die Pokken mit verdoppelter Wuth bei ihm ausbrechen, ohne daß er sich einer zweiten Ansteckung aussetzt. Ein deutlicher Beweis, daß die Kälte dem afrikanischen Pokkengift nicht günstig ist, und daß es lange in ruhiger Unthätigkeit im Körper verborgen liegen könne.

Unsere Krankheit ist wahrscheinlich durch den Negerhandel erst herüber nach Amerika gekommen; denn obschon unsere Indianer auch davon befallen werden, so scheint sie doch bei ihnen, so wie bei den Europäern, eher eine durch Ansteckung fortgepflanzte als endemische Krankheit zu seyn. Sie verschont kein Geschlecht, Alter oder Nation; wüthet aber heftiger in europäischen und alten Körpern. Neger und Kinder kommen leichter durch.

Die Ansteckung geschiehet nur allein auf folgenden Wegen: Durch den Beischlaf, durch Mutter- oder Ammenmilch, und durch die unmittelbare Einsaugung des Eiters durch die lymphatischen Gefäße, wenn durch Zufall oder

durch die *Musca Leprae* L.* Eiter aus Pokken-
geschwüren in andere Geschwüre übergebracht
wird. Daher denn weisse Menschen, die sich
vor dem Beischlaf mit unreinen Negerweibern
hüten, und keine Wunde, Geschwür etc. an
ihrem Körper unbedeckt lassen, niemals von
dieser Krankheit befallen werden; die Neger
hingegen werden oft auf dem letztern Weg an-
gestekt, weil sie nakkend gehen und ihr Rück-
ken oft wund von der Peitsche ist.

Dass das afrikanische Pokkengift ein Gift
eigener Art ist, ist unläugbar; was aber dessen
Natur ist, und wie es erzeugt wird oder würde,
ist eben so unerklärbar, wie die Lehre von den

* Es ist dieses eine kleine, schwarze, glänzende
Fliege, die kaum die Grösse einer mittelmässigen
Laus hat. Ihre Füße und Fühlhörner sind weiss
die Augen scheinen feurig, am Bauch und Hin-
tern ist sie weiss, und über die Flügel läuft ein
schwarzer Querstreif. Sie fliegen mit Tausenden
um alle Arten Geschwüre herum, und sind so
dreiste, oder vielmehr so begierig nach dem Ei-
ter, dass man sie mit den Fingern abnehmen kann,
ohne dass sie scheu werden und wegfliegen soll-
ten. Eine der vielen lästigen Insekten Südameri-
kens! Selbst um einen Menschen, der stark
schwitzt, versammeln sie sich in Schwärmen.

spezifiken Giften überhaupt. Einige halten es für eine Modifikation des venerischen Gifts: weil es durch Beischlaf ansteckt, weil nächtliche Knochenschmerzen ein Symptom davon sind, und weil es, wie dieses in hartnäckigen Fällen die Geburtsglieder, die Nase etc. mit wegnimmt. Allein, nicht zu gedenken, daß die Frambaesia einen Typus hält, der in seiner Ordnung den Kinderpokken ähnelt, so hat auch das Quecksilber ganz und gar keine gute Wirkung auf dieses Gift, das doch folgen müßte, wenn es eine Modifikation des venerischen Gifts wäre. Alles, was sich hierüber sagen läßt, ist, daß es ein spezifikes Gift ist, wie das Kinderpokkengift, das Pestgift, das Scrophulngift, das venerische Gift und viele andere spezifiken Gifte, die sich nicht erklären lassen. Es ist eine Krankheit, die zu den fiebrischen Ausschlagskrankheiten gehört, und den Uebergang von diesen zu den chronischen Ausschlägen macht.

Die nächste Ursache dieser Krankheit sucht Schilling* in den gewöhnlichen zähen Nahrungsstoffen, Bananen, Yams, Toyers etc. die die Neger

* Diatribe de morbo in Europa pene ignoto quem americani vocant Jaws. Trajecti ad Rhenum 1770. §. 13. Qui maria percurrunt, abunde experti sunt Aethiopes, in omnibus fere Regionibus, panis lo-

häufig genießen, und die einen zähen Nahrungs-
saft erzeugten, der, wenn er den gesunden Säf-
ten mit langsamer Hand beigemischt seye, durch
die Bemühungen der Natur auf die Haut ge-
worfen werde, und daselbst böse Hautkrankhei-
ten verursache. Aus diesem nun an sich wah-
ren pathologischen Saz leitet D. Schilling die
Ursache der Yaws her, und obschon er einge-
steht, daß ein Unterschied in dem Miasma statt
finde, so glaubt er doch, daß nach dem ver-
schiedenen Grad der Zähigkeit und Klebrigkeit
und der daher entspringenden Schärfe, Stagna-
tion, und verkehrten Bewegung der Säften leicht
eine solche modifikation von Hautkrankheiten

co esse fructum arboris Musae sub cineribus coc-
tum. Idem Surinam cyclaminibus vescuntur, qui-
bus Tayer, Napi, Giamis etc. nomen est, et haec
quidem Aethiopes avidius expetunt quam panem
nostrum aliaque farinacea. Hujus autem victus
ea est indoles, ut chylo crasso et tenaci materiam
praebeat. Equidem in bonum nutrimentum cedere
in his potest, qui vitam asperam aut rusticam
exercent, stomachique plenitudine gaudent; in aliis
vero omnis generis cutaneis morbis causam praebet,
quorum idcirco calidas Regiones prae caeteris fera-
ces esse, foeda me docuerunt spectacula.— Und eben
daselbst: Quae observatio mihi prorsus persuasit
ab alimentis in illis Regionibus originem cum mor-

entstehen könne. Mit einem Worte: er nimmt den verdorbenen Chylus als die wahre Ursache der Yaws an. „Omnibus me quidem iudice „depravatus chylus causam praebet (heißt es S. 10.) „cujus qualitates ex indole ingestorum „omnium consensu dijudicandae sunt. Acce- „dunt Calor, motus et exercitationes corporis, „quae chylum crassum et nutriendo corpori „animali ineptum, in materiam morbosam mu- „tant.“ Nach dieser Meinung kann unsere Krankheit überall entstehen, wo Hitze, harte Arbeit und zähe Säfte mit einander verbunden sind. Sie kann hier entstehen, ohne daß der erste Zunder von Afrika herüber gebracht wäre.

bi nostri, tum aliorum malorum cutaneorum repetendam esse. Utique in septentrionalis Americae illa Regione, cui Novae Angliae nomen est, degens, raro admodum observavi Mancipiorum prolem hoc morbo affectam fuisse; indigenas autem eo nunquam laborare expertus sum. In causa esse intellexi victus rationem quam in boreali parte communem cum Europaeis habent; dum in altera Americae parte quae ad meridiem vergit, eodem victu utentur, cui inde a prima aetate in Africa insueverunt. Hic autem morbo qui Africae endemicus est, et cujus semina e patria sua afferunt pabula praebet, efficitque ut tanta vi, tamque saevis symptomatibus se manifestet.

Sie könnte auf den Bahamainseln, sie könnte im stillen Südmeer von selbst entstehen; ja, sie könnte bei unsern deutschen Bauern von selbst entstehen, wenn sie sich den Bauch voll Kartoffeln gegessen haben, im Sommer hart arbeiten und schwitzen. Allem diesem aber widerspricht die Erfahrung. Wir haben selbst hier alte Neger, die sie nie gehabt haben, ohngeachtet sie ihr ganzes Lebenlang Bananen und Tayers gegessen haben. Dafs ein zäher Nahrungssaft den Krankheitszunder unterhält, vielleicht anfacht, und dafs die Krankheit dadurch hartnäckiger wird, ist unwiderlegbar. Schon der zähe Eiter auf den Pokken und die äusserste Trägheit der Patienten sezzet zähe Säften voraus; dafs aber zähe Säften die Ursache dieser Krankheit seyen, ist unerweislich. Höchstens können sie *causa praedisponens*, niemals *causa proxima* seyn.

Der Verlauf dieser Krankheit läfst sich gemächlich in vier Stadia eintheilen, die auch, wenn die Krankheit ihren natürlichen Typus hält, leicht zu unterscheiden sind. Es leidet aber der Typus viele Veränderung, durch die Art der Ansteckung und die Konstitution des Kranken, wovon ich hernach reden werde; jezt will ich nur den Verlauf der Krankheit anzeigen, wie

er sich verhält, wenn sie ihren natürlichen Typus beobachtet. Ich habe oben dreierlei Arten der Ansteckung angegeben: den Beischlaf, Mutter- oder Ammenmilch, und die Yawsfliegen. Ist Jemand auf eine der beiden ersten Arten angesteckt, so überfällt ihn ein Schaudern und schleichendes Fieber, eine Müdigkeit und Schwere in den Gliedern, der Appetit ist verdorben, die Zunge ist beschlagen, die Nächte sind schlaflos, der Kopf schmerzt heftig, und es entstehen Lendenschmerzen, die Nachts vorzüglich heftig sind, endlich schwillt das Gesicht etwas auf, und dann ist der Ausbruch nahe. Dieses nun ist der erste Periode der Krankheit, den wir Stadium febrile, inflammationis oder Contagii nennen mögen, genug, er ist merklich bei vielen, besonders zärtlichen Subjekten; bei vielen aber auch ganz unmerklich; zumal wird er bei starken Menschen oft übersehen, weil die erzählten Symptomen nur leicht sind. Wie lange nach der Ansteckung diese Symptomen erscheinen, ist mir unmöglich zu bestimmen, weil ich niemals so glücklich war, diese Entdeckung machen zu können. So viel aber kann ich versichern, daß es oft mehrere Wochen, ja Monate dauert, ehe nur eine einzige Pokke zum Vorschein kommt.

Das zweite Stadium, das wir eruptionis nennen wollen, dauert gewöhnlich mehrere Monate. Die ersten Pusteln erscheinen gemeiniglich im Gesicht, an der Kehle, um den Luftröhrenkopf herum und an den Geburtsgliedern; doch ist dies nicht immer der Fall, so habe ich sie auch auf der Brust, den Armen und den Schultern erst sehen ausbrechen. Sie erscheinen, wie eine konische Warze von schwammigter Substanz mit gelber spekkigter Oberfläche. Diese warzenähnliche Erhöhungen, die in der Grösse einer kleinen Erbse ohngefähr ihre erste Erscheinung machen, dehnen sich jetzt aus, viele verlieren dann ihre zirkelförmige Gestalt, und manche übersteigen die Grösse eines kupfernen Pfennings. In Ansehung ihrer Bildung, Gestalt und Verbindung beobachten sie keine Regularität; so findet man discretas und confluentes, mixtas, corymbosas und cohaerentes, depressas und acuminatas etc. etc. durcheinander gemischt; daher auch ein von der Gestalt hergenommener Namen ohnmöglich passen kann. Sie brechen nur langsam und nach und nach aus, und während die letztern noch ausbrechen, gehen die erstern schon in Suppuration über. Das zweite Stadium verliert sich also unmerklich in

Das dritte, Stadium maturationis oder Suppurationis. Sobald der Ausbruch vollendet ist, hören Fieber, (denn bei jedem wiederholten Ausbruch gehet ein kleines Fieber vorher) Schmerz und alle Symptomen auf. Die Verdauung und alle See- und Excretionen gehen, wie gewöhnlich, von statten, und der Patient fühlt sich, den lästigen Ausschlag ausgenommen, ganz gesund. Der Eiter, der jetzt auf den Pusteln erscheint, ist gelb, zähe, scharf und von einem unangenehmen Geruch, der besonders hartnäckige Geschwüre zu verursachen fähig ist, zumal, wenn der Patient sich nicht reinlich hält, oder der Schärfe begegnet wird. Dieses Stadium gehet eben so unmerklich in das

Vierte, Stadium desquamationis über. Die vereiterten Pokken trocknen nach und nach, ohne Narben zurück zu lassen, ab, und nach fünf oder sechs Monaten ist der Patient wieder zu voriger Gesundheit und Stärke hergestellt.

So verläuft diese Krankheit, wenn alles gut gehet, wenn die Ansteckung durch den Beischlaf oder Ammenmilch geschah, wenn der Angestekte gesund und stark ist, gesunde Säfte hat, und keine Diätfehler oder andere schädliche Umstände eine Störung verursachen. Ist

aber irgend eins dieser Praedicaten des Patienten mangelhaft, so entsteht eine Modifikation, die für das Leben oder die künftige Gesundheit gefährlich seyn kann.

Diese Art der Ansteckung schon verursacht eine Modifikation des Verlaufs der Krankheit, die zwar nichts Gefährliches hat, doch aber verdient bemerkt zu werden. Wenn nemlich die Ansteckung durch die Fliegen geschieht, so ist selten das erste Stadium deutlich und das zweite und dritte fliesen sogleich durcheinander. Die Fliegen tragen Pokkeneiter in eine gesunde Wunde, Kraz oder Geschwür über, dieses verursacht daselbst einen Reiz und schnelle Assimilation des Eiters in dem gutartigen Geschwür mit dem Pokkengift. Durch angewendete Wundmittel wird diese Assimilation nur noch mehr beschleunigt, der Grund des Geschwüres wird spekkig, wächst über die Ränder heraus, und erhält das völlige Ansehen einer afrikanischen Pokke. Dieses Geschwür nun heist bei Schilling nicht ganz unrichtig Mater Jaws, und bei den hiesigen Negern Pockomamme; denn es ist wirklich die nährende Mutter der Krankheit. Die immer thätigen Lymphgefäße tragen bald dieses Gift ins Blut über, und bringen dadurch jene Revolution im Körper hervor,

die endlich in einen völligen Ausbruch sich endet. Das Fieber ist bei dieser Art von Ansteckung nicht so heftig, man bemerkt keine Lendenschmerzen und Schlaflosigkeit, und überhaupt sind die Symptome im ersten Stadio gelinder, oder besser, gar nicht zu bemerken.

Es ist hier nöthig zu bemerken, daß die Geschwüre, die von übelgeheilten Yaws zurück bleiben, auch, wiewohl unrichtig, Pockomame genannt werden; denn sie sind nun nicht mehr die Mutter der Krankheit, es erfolgt nur selten oder niemals ein Recidiv durch sie: freilich aber können sie andere anstecken, und hierdurch wieder, wenn man will, die Mutter der Yaws, aber in einem andern Körper, werden.

Eine andere, aber ungleich gefährlichere Modifikation sind die kleinen Pokken (The small Yaws). Sie zeigen sich gerne in mageren, scrophulösen, mit Obstructionen und Infarctus geplagten Körpern. Die Eruption geschiehet nur langsam. Sie treten oft wieder zurück; kommen sie aber endlich heraus, so sind sie klein, discret, nicht so fett und spekkig, sondern vielmehr von einer rothblauen Farbe, und nur wenig erhaben. Sie vermehren sich jetzt bis ins Unzählbare, bedecken die ganze Oberfläche des

Körpers, und bilden den armen Kranken zu einem wahren Lazarus. Gewöhnlich, noch ehe die Eruption vollendet ist, endet der Tod die Qualen des armen Leidenden, so wie jeder, der an dieser Krankheit, in diesem Stadio stirbt; denn ist das zweite Stadium einmal überstanden, so ist die Erhaltung des Lebens gewiss, wenn kein anderer gefährlicher Nebenumstand sich ereignet.

Worinn eigentlich die Ursache dieser Modification liegt, läßt sich nicht so leicht hin bestimmen. Es scheint freilich, daß eine Complication mit andern Krankheitsstoffen sie vorzüglich hervorbringt; jedoch habe ich auch Neger damit behaftet gesehen, die übrigens ganz gesund schienen. Zu bemerken ist noch, daß, je heftiger die Symptomen vor und während dem Anfang des Ausbruchs sind, je leichter wird die Krankheit überstanden; und je langsamer der Ausbruch geschieht, und je leichter die Symptomen dabei sind, je hartnäckiger ist die Krankheit.

Durch gefährliche Nebenumstände können auch die gutartigsten Yaws tödlich werden. Hierunter rechne ich erstlich die Jahreszeit. Wer in der Regenzeit befallen wird, hat ein hartes Schicksal, die kalte rauhe Luft und die sizzende

Lebensart, die der Patient dann führen muß, sind der Eruption nicht günstig, und jemehr diese zurück gehalten wird, je gefährlicher wird die Krankheit. Zweitens, die Wohnung. Ist die Wohnung nicht bequem, schützt sie nicht gegen rauhe Witterung, ist sie an einem sumpfigen Ort befindlich, so wird dadurch die Krankheit verschlimmert. Drittens, die Bewegung. Macht sich der Patient während dem zweiten Stadio keine Bewegung, oder wird er nicht (wie man bei Negern thun muß) dazu gezwungen, so wird die Eruption gehindert, und folglich die Krankheit verschlimmert. Viertens, die Diät. Ist der Patient gezwungen, während der Krankheit Bananen zu essen, wie es unter hundert neun und neunzigmal der Fall ist, so wird der Krankheitszunder genährt, und folglich die Krankheit hartnäckiger gemacht. Fünftens, die Reinlichkeit. Hält sich der Patient, zumal im dritten und vierten Stadio, nicht reinlich und wascht sich öfters, so frisst der scharfe Eiter tiefe Geschwüre, die die traurigsten Trophäen ihrer Verwüstung zurücklassen. Nase, Augen und die äusserlichen Geburtsglieder gehen oft dadurch verloren, der Patient wird an Händen oder Füßen für immer unheilbar lahm u. dgl.

Die Hauptindication zur glüklichen Kur dieser Krankheit bestehet in einer richtigen Beobachtung des Verlaufs derselben; denn was in dem einen Stadio nüzlich ist, ist in dem andern schädlich. Man muß die Kräfte der Natur genau erwägen, und da, wo diese nicht zureichen wollen, sie unterstützen; aber nicht stören, ihren Lauf verändern, oder den Verlauf beschleunigen wollen; denn die Natur verabscheuet jeden Zwang, und läßt sich niemals an ihrem Tyrannen ungerochen. Wenn man diese einem Arzte so nöthig zu wissende Wahrheit erwäget und einen Blick auf den vorherbeschriebenen Typus wirft, so wird man leicht und deutlich einsehen, daß alle die Krankheit bestürmende, Speichelfluß erregende Mittel u. s. w. mehr schaden müssen, als nuzzen können.

Eine leichte Diät, bequeme, trokne Wohnung, und mäsige Bewegung, sind die ersten und nöthigsten Vorschriften, worauf der Arzt sein Augenmerk richten muß. Sind diese gehörig besorgt, die Pokken nicht von der bösen Art, und der Patient anders gesund, so sind gar keine andere Arzneien nöthig. Ist aber die Natur schwach und die Krankheit stark, so muß der Arzt erstere unterstützen, und das bestehet dann im ersten und zweiten Stadio in

gelind austreibenden Mitteln. Sulphurea, Holztränke, besonders das Guacjakholz und die Sarsaparilla, thun vortrefliche Dienste. Im dritten dienen Abführungen, das Queksilber in kleinen Dosen, zum Viertelgran, das Baden im Seewasser, und im vierten endlich können die nachbleibende Geschwüren mit der Aqua phagadaenica, dem Aes viride, Limoniensaft u. dgl. völlig geheilt werden. Jeder denkende Arzt wird übrigens nach Umständen in jedem einzelnen Fall leicht selbst finden, was nöthig ist.

Der nachbleibenden Geschwüren und ihrer Ursache habe ich schon oben bereits Meldung gethan; unsere Autoren nennen sie Craben, Yawsmutter, Tubboes u. s. w. Ich werde unten etwas weitläuftiger über diese Geschwüre handeln. Man sehe den Artikel Rhagades.

G O N O R R H O E A.

An Girtanners Leitfaden bin ich noch nie irre gegangen. Seine Theorie über topische venerische Krankheiten ist unwidersprechlich richtig, und seine darauf gegründete Kurmethode die beste von allen bisher befolgten

Alcalia im Anfang des Trippers sind unstreitig die besten Mittel, und in der Höhe der

Entzündung die Auflösung des Opiums. Ich habe viele, selbst hartnäckige Tripper, mit diesen beiden Mitteln in kurzer Zeit geheilet, ohne irgend einige andre innerliche Mittel, als den Girtannerschen Haustus, oder so was ähnliches, zu geben; sogar ein Chanker, wo die Eichel über und über mit Geschwüren bedeckt war, verschwand bei der ganz einfachen Kur das Kalkwasser äusserlich, und das Laudanum innerlich anzuwenden.

Zwar habe ich mich dadurch der Censur vieler Aerzten und Afterärzten dieses Welttheils auf das nachtheiligste blos gegeben. Man hat es mir für nichts weniger als Unwissenheit angerechnet, daß ich nicht Mercurialia gab, daß ich nicht salivirte, bis die Zunge das Kinn reichte, daß ich mich unterstehen wollte, mit so einfachen Mitteln eine so gefährliche Krankheit in einem so ungesunden Klima zu heilen.

Allein den Lehren jener Männer getreu, unter denen ich das Glück hatte, meinen Verstand aufzuhellen, prüfte ich, und überzeugte mich. Ich liefs die Herren raisonniren und verfolgte meinen Plan, und hatte endlich die Genugthuung, meine Beharrlichkeit mit dem besten Erfolg gekrönt zu sehen.

Chankers sind selten unter den Schwarzen, weil ein grosser Theil unter ihnen beschnitten ist; Tripper aber desto häufiger. Und diese werden gemeiniglich nach löblich alt hergebrachter Gewohnheit mit Balsamo Capivae, oleo Terebinthinae, Gummi Guajaci etc. etc bombardirt, der Ausfluß gewaltsamer Weise gehemmt, und die Entzündung erhöht: daher die ungeheure Menge verhärteter Testikeln hier. Oder es wird nach einer neuern, eben so gründlichen Methode sogleich die Solutio Switenii angewendet, und so lange fortgesetzt, bis der Tripper von selbst verschwindet und der Körper so geschwächt ist, daß er bei der nächsten Gelegenheitsursache eine Wassersucht, oder so was Schönes bekommt.

Ob die Lustseuche unter den Indianern so gemein ist, und ob deren Caracaracol dieselbe Krankheit, wie Hr. Girtanner dem Ferdinand Columbus nachschreibt, und ob das Ansezzen der giftigen Insekten an die Eichel, um Reiz zu verursachen, gegründet ist, (woraus Girtanner den Ursprung der Lustseuche herleiten will) habe ich noch nicht hinlänglich untersuchen können, werde mich aber künftig bemühen, die Wahrheit zu erforschen. Mir scheint diese Seuche eben nicht so gar gemein unter den In-

Indianern zu seyn. Nur einen einzigen habe ich gesehen, der einen solchen Ausschlag hatte, dessen die spanischen Schriftsteller gedenken. Es war ein Ausschlag, den ich nie vorher gesehen hatte. Die ganze Kehle, die Hälfte der Brust und viele Theile des Gesichts waren mit einer spekkigen, vier bis fünf Linien über die Haut erhabenen, gelb und blutig aussehenden Kruste bedeckt. Diese Kruste ähnelte viel den Yaws; jedoch war sie nicht mit ihnen eine Krankheit.

Der Patient hatte heftige innerliche Schmerzen; er wusch sich mit der Abkochung einer gewissen Rinde und trank die Abkochung einer gewissen Wurzel, die ich aber beide nicht erfahren konnte. Eben so wenig konnte ich erforschen, wodurch der Kranke diesen Ausschlag bekommen, und wie lange er ihn habe; denn eine lange Rückerinnerung ist den Indianern zu mühsam, ihre Sinnen sind nur für das Gegenwärtige gestimmt. Sie zählen nach Neumonden, und dann erstreckt sich ihre Rechnung nicht über ihre zehen Finger; ist es länger, als Biami-dacabo Gati, das ist, zehen Monden, so wird die Zeit nur mit dem allgemeinen Wort „Wadihtu“ (lang) bezeichnet. Wenige Wochen, nachdem ich den Kranken zum er-

stenmal gesehen hatte, starb er, wie man mir sagte, unter gräßlichen Schmerzen.

Sollte dies wohl jene, von den Spaniern beschriebene Lustseuche gewesen seyn, oder war es eine andere Krankheit? Wenn sie es ist, diejenige Krankheit ist, die von den ersten spanischen Schiffen nach Europa gebracht wurde, warum erscheint sie dort in einer andern Gestalt, als hier? Das fremde Klima allein kann diese Veränderung nicht hervorbringen, es kann höchstens die Krankheit heftiger, gefährlicher machen.

Ich will keinesweges die amerikanische Abkunft der Lustseuche bestreiten; um mich in eine weitläufige Widerlegung einzulassen, fehlt es mir an Büchern, Zeit und Muse. Angenommen daher, daß ihre erste Erscheinung in Europa ihren Ursprung den von Hispaniola zurückgekommenen Schiffen zu danken hätte, so belehrt uns dies noch nicht, woher die Amerikaner die Lustseuche bekommen haben. In der alten Welt, sagen die Vertheidiger des amerikanischen Ursprungs, hat man vor dem Jahr 1493 nie eine deutliche Spur davon gesehen; sie ist also b'os auf die neue Welt eingeschränkt. Aber wie ist sie da entstanden? Dies ist die grosse noch unbeantwortete Frage.

Die Girtannersche Hypothese mit den kleinen giftigen Insekten ist wirklich sehr sinnreich und hat viel für sich; jedoch ist sie nicht überzeugend. Die Impotenz der indianischen Männer bestehet nicht in einer wahren Unvermögendheit; im Gegentheil sind sie so geil, als ihre Weiber; nur ihr Penis ist nach Verhältnis kleiner, als bei andern Nationen, und die Weiber besitzen einen sehr laxen Körperbau, sind folglich zu baldiger Erweiterung geneigt, und daher wahrscheinlich ihre Neigung, lieber dem europäischen Priapus zu opfern, als sich mit indianischen Frivolitäten abspeisen zu lassen.

Es könnte wohl vielleicht wahr seyn, daß irgend einmal eine indianische Dame den Einfall bekam, ihrem Herrn Gemahl durch solche Insekten seine Pflicht ins Gedächtnis zu bringen; allein, ob in der Folge die Männer auch wohl diese Operation so geduldig ausgehalten haben werden, zumal, wenn sie erst einen Peinem haben dadurch wegfaulen sehen, ist eine Frage, die ich kühn mit Nein beantworten möchte, weil die Herren Bocken sich nicht so durch den Pantoffel regieren lassen, wie die viel gutartigern Ehemänner in dem mehr gesitteten Europa.

Vielleicht liegt die Ursache näher, als wir denken. Voreingenommen von dem Gedanken, daß die Lustseuche ein spezifisches Gift seye, bemühen wir uns einzig und allein, den Ort auszufinden, woher die erste Ansteckung entstanden ist. Wir sind schon so sehr gewohnt, an die Unmöglichkeit einer freiwilligen Entstehung dieser Krankheit zu glauben, daß es uns eine lächerliche Hypothese zu seyn scheinen würde, die keiner Betrachtung werth ist, wenn sich jemand die Mühe geben wolle, eine solche Entstehung zu behaupten. Demohngeachtet will ich es doch wagen, hierüber einige Winke zu geben.

Girtanner sagt irgendwo im ersten Theil seiner Abhandlung über die venerische Krankheiten: „daß jeder in die Harnröhre gebrachte Reiz einen wahren Tripper verursachen könne;“ und wieder an einem andern Orte, in eben demselben Theil, sagt er: „daß die ausgeflossene Trippermaterie, wenn sie bei unreinlichen Leuten zwischen die Eichel und das Praeputium sich vestsétze, leicht einen Chanker verursachen könne. Beides ist wahr, beides habe ich durch einen unten zu erzählenden Fall bestätigt gesehen. Könnte nun nicht durch die Resorbtion des Eiters aus an sich selbst einfa-

chen Chankergeschwüren, aber mit einer allgemeinen Cacochymie der Säfte verbunden, der Ursprung zu einem mehr virulenten Gift gelegt seyn, das sich durch Ansteckung fortpflanzt oder fortgepflanzt hat, ohne jene giftige Insekten zu Hülfe zu nehmen? Es ist zum wenigsten wahrscheinlich, und — wenn dies bewiesen wäre, so würde es uns zugleich eine Aufklärung geben, warum bei einigen Patienten auf einen Chanker bei der größten Sorgfalt dennoch so gerne Lues venerea folgt, und warum andere bei der größten Nachlässigkeit doch keine übeln Folgen erfahren, ohne venerische und nicht venerische Chankers anzunehmen, von denen wir doch keine Criteria angeben können. Es würde uns belehren, daß Lues venerea in jedem Lande entstehen könne, und daß wir nicht erst nöthig hätten, sie aus Amerika kommen zu lassen.

Man wird mir einwenden, daß der amerikanische Ursprung so evident erwiesen seye, und daß man nie zuvor von dieser Krankheit in der alten Welt gehöret habe; allein einige Stellen der alten schriftstellerischen Aerzte lassen sich bereits zum Vortheil der gegenseitigen Meinung auslegen; und überdies gebe ich ja zu, daß der amerikanische Ursprung möglich

seye, zum wenigsten in so ferne, als damalige concurrirende Umständen und das heisse, sumpfige, den Spaniern ungewohnte Klima, das Gift heftiger und die Ansteckung leichter gemacht haben.

Es ist übrigens dies hier vorgetragene eine Hypothese, die ich mit keinem Federstrich zu vertheidigen suchen werde; ich überlasse sie völlig dem Urtheil prüfender und tiefsehender Beobachter. Der Fall, dessen ich oben erwähnte, ist folgender;

Ein junger Herr consultirte mich über verschiedene Chankergeschwüre, die sich um die Coronam glandis und an dem Frenulo ange-setzt hatten; da ich mit ihm intim war, so forschte ich in sehr verständlichen Ausdrücken nach der Ursache. Er, der keine Ursache hatte, sich vor mir zu schämen, erzählte mir ohngefähr in folgenden Worten:

„Es ist beinahe seit vier Monaten, daß ich
 „kein Frauenzimmer berührt habe, und meine
 „Krankheit ist nur sechs Wochen alt. Der er-
 „ste Zufall war ein heftiger Brand in der Harn-
 „röhre, der mich Nachts aus dem Schlaf wekte.
 „Da ich erwachte, fühlte ich eine starke Erec-
 „tion und ein heftiges Brennen, das die ganze
 „Eichel einzunehmen schien; den nächsten

„Morgen war das Uriniren schmerzhaft, und
 „am dritten Tage folgte ein eiterartiger Aus-
 „fluß. Es war mir unbegreiflich, woher ich
 „diese, einem wahren Tripper ähnlich sehende
 „Krankheit bekommen haben sollte. Ich fiel
 „darauf, meine Hangmatte zu durchsuchen,
 „fand aber nichts, als einige Sträubchen jenes
 „Pulpers, das Sie mir gegeben hatten, das Un-
 „geziefer zu vertreiben. Da ich keine Gele-
 „genheit hatte, bei Sie zu kommen, und mich
 „schämte, jemand anders um Rath zu fragen,
 „so wurde es mit mir alle Tage ärger, und ich
 „gerieth in gegenwärtigen Zustand.“

Das Pulver, das ich ihm gegen die Läuse
 gegeben hatte, war gröblich zerstoßenes Se-
 men Sabadilleos. Es war mir begreiflich, wie
 bei einer nächtlichen Erection etwas von dem
 vom Kopfe abgefallenen Pulver in die Harn-
 röhre gekommen seyn könne, aber diese heftig
 reizende Wirkung des Sabadillsamens war mir
 unbekannt. Ich wünschte daher einen Versuch
 zu machen, und erkaufte dazu einen Neger,
 dem ich ein kleines Stükchen dieses Samens in
 die Harnröhre schob. Der Neger empfand
 nach etwa einer halben Stunde ein Brennen an
 der Stelle, das nach und nach unerträglich zu
 werden anfieng. Entzündung und Spannung

war heftig, und am zweiten Tag schon folgte beim Drücken ein Tropfen Eiter. Um meinen Patienten nicht ferner zu plagen, heilte ich jetzt diesen künstlichen Tripper mit der Auflösung des Monsafts in wenigen Tagen.

Ueberzeugt nun, daß ein Tripper durch den Reiz des Sabadillsamens entstehen könne, machte ich keine Schwierigkeit, meinem Freunde zu glauben, daß der seinige dadurch entstanden seye, und der Chanker war offenbar durch die ausgeflossene Trippermaterie entstanden; denn er, der ganz von allen medizinischen Kenntnissen entblöst war, glaubte, daß selbst das Waschen der Theile schädlich seye.

Wenn nun ein bloßer Reiz in der Harnröhre eine Eiterung verursachen kann, die sogar Geschwüre in die Eichel frisst, so frage ich mit Recht, ob dieser Eiter, wenn er resorbirt wird und mit einer Coccochymie der Säfte verbunden ist, ob denn nicht dieser Eiter eine Luem venereum, oder so etwas Aehnliches, hervorbringen könne?

H Y D R O P S.

Eine hier ziemlich gemeine Krankheit, besonders ist Anasarca sehr häufig.

Es sind hier drei wichtige Ursachen der Wassersucht häufig, allgemein und beinahe unausrottbar. 1) Verstopfung der Eingeweide; 2) Verstopfung der lymphatischen Gefäße, oder vielmehr kränkliche Verdickung der Lymphe; und 3) Schlaffheit der festen Theile.

Wechselfieber sind, obschon nicht so allgemein, wie man vorgiebt, jedoch nicht sehr selten, und eben so wenig selten ist die üble Behandlung derselben. Ich habe hierüber schon etwas weitläuftiger unter dem Artikel Febris gehandelt. Ein verhärteter Milz, ein verhärtetes Pancreas etc. sind hier gewöhnliche Dinge und eine häufige Ursache der Wassersucht.

Da das Grogtrinken allgemein, sowohl bei Vornehmen als Geringen, üblich ist; da der Rum wohlfeil und leicht zu haben ist; da diejenigen, die auf Zukkerpflanzungen leben, ihn umsonst haben können, und andere Getränke theils theuer, theils nicht immer zu haben sind; so ist leicht begreiflich, wie Menschen der geringern Klassen sich sehr oft, in Ermangelung anderer Amusements, dem Trunk überlassen. Daß unmässiges Trinken Verdickung der Lymphe verursacht, und dadurch den Grund zu Wassersuchten legt, ist erwiesen.

Die beständige Hitze, und die häufigen Flüsse, Bäche und Wassergräben, wodurch die Luft beständig feucht erhalten wird, tragen allerdings schon dazu bei, die vesten Theile zu erschaffen; wenn nun noch ein feuchter Wohnort, Schlafen in dem Kochhaus, Sümpfe um das Haus herum u. s. w. hinzukommt, so entsteht in einem dazu disponirten Körper sehr leicht eine Leucophlegmatie oder dergl.

Unter allen Arten der Wassersucht kommen Anasarca und Leucophlegmatia am häufigsten hier vor, und so leicht diese Krankheiten anderswo bisweilen zu heben sind, so hartnäckig sind sie oft hier, weil die Hauptursache, die feuchte Sumpfluft und schwerverdauliche Diät, nicht weggenommen werden kann.

Ascites, Hydrops pectoris, und alle mögliche Nebenarten, sind oft in einem Rumtrinker zu gleicher Zeit vorhanden. Hier kann man bisweilen deutlich die verhärtete Leber fühlen, das Gesicht ist aufgedunsen, leucophlegmatisch, der Unterleib gespannt, hart, die Füße ödematisch, der Appetit gänzlich verloren. Schlaf besucht nur selten die Augen des unglücklichen Schlachtopfers der Unmässigkeit, weil, sobald es niederliegt, ihm Erstikkung droht, und oft, sehr oft, ist nur der Tod, das

einziges Mittel, um die Qualen des Leidenden zu enden. Ein trauriger, wirklich sehr trauriger Gegenstand ist ein solcher Patient, und um so mehr traurig für den menschliebenden Arzt, je deutlicher er hier die Grenzen seiner Kunst sieht.

Doch sind auch nicht alle unheilbar, mit denen es so weit gekommen ist. Wo die Kräfte gut sind, wo das Rumtrinken verhindert, reine Luft und leichte Diät verschafft werden kann, da können oft zweckmässige Mittel noch viele Hülfe leisten. Pillen aus Seife, versüßtem Sublimat und Goldschwefel haben mir oft herrliche Dienste gethan. Auch kann ich hier der *Cassia occidentalis* zu erwähnen nicht unterlassen; sie that mir in einigen Fällen glänzende Wirkung. Jedoch muß ich aber auch aufrichtig gestehen, daß ich sie noch niemals da anwendete, wo Verhärtung der Eingeweide evident war; ich glaubte etwas zu versäumen, wenn ich nicht den erprobten Goldschwefel und das Queksilber sogleich anwendete.

Die Tugend dieser Pflanze ist, vorzüglich auf den Urin zu wirken, ohne die reizende Eigenschaft der Canthariden zu haben, und kann daher in leichten Fällen der Anasarca, Leucophlegmaria, des Oedema pedum etc. sicher an-

gewendet werden. Verschiedene Aferärzte bedienen sich auch der *Allamandae catharticae*, wovon ich aber wohlmeinend abrathe.

I M P E T I G O.

Flechten sind ganz ungemein häufig hier; jedoch bemerke ich nicht mehr als zwei Arten, wenn man nicht die folgende Krankheit, die ich unter *Lepra* aufstelle, noch hierher zählen will.

Die erste Art heist hier Ringworm, und scheint unsere *Herpes miliaris* zu seyn. Es entstehet an irgend einem Orte des Körpers ein kleiner runder Flecken mit kleinen Hirsenkörnern ähnlichen Pustelchen, die ganz erstaunend jucken, und nur unmerklich abschuppen. Dieser Flecken vergrössert sich täglich *per vim centrifugam*, wenn ich mich so ausdrücken mag, d. h. er vergrössert sich von innen nach aussen, wie die oscillirenden Ringe im Wasser von einem hineingeworfenen Stein. Im Centro heilet die Haut, so wie am Rande grössere und heftigere jukkende Geschwürchen entstehen.

Diese Flechte bindet sich an keine Nation, Geschlecht, Alter oder Theil des Körpers; jedoch entstehet sie bei gekleideten Personen vorzüglich gern an Orten, wo man heftig schwitzt,

z. B. zwischen den Beinen, unter den Achseln, am Halse u. s. w. Bei weissen Menschen siehet sie roth aus, mit kleinen weisgelblichen, kaum sichtbaren Pustelchen; bei schwarzen ist sie graulich, rauh, ohngefähr wie der Grind an einem Hunde.

Die Volkskur dieser Flechte ist: Schmieren mit Limoniensaft und Schiespulver, eine Heilart, die nicht zu verwerfen ist. Wo dieses nicht hilft, da thut oft ein Decoctum florum Cassiae alatae, getrunken und damit gewaschen, gute Dienste. Auch Goulards Bleiwasser, in Verbindung mit Abführungen, hilft oft. Liegt aber die Ursache tiefer, so werden nach Umständen Acidum vitrioli, Blasenpflaster, Goldschwefel, Mercurius etc. erfordert.

Die zweite Art ist viel jukkender und hartnäckiger; man siehet bisweilen die Schwarzen, die die einzige Menschenrace sind, die davon befallen wird, — sich zerkrazzen, daß das Blut an den Fingern herunter läuft. Diese Flechte heist bei den Creolen Maracane, und wiewohl die Krätze auch mit diesem Namen bezeichnet wird, so ist sie doch wesentlich von ihr unterschieden.

Es entstehen linsengrosse Pusteln, die den ganzen Körper bedecken, und mit einer schar-

fen Feuchtigkeit angefüllt sind, welche ein un-
ausstehliches Jucken verursacht. Wenn der
Neger eine solche Pustel aufgekratzt hat, so
erscheint die Haut roh und blutig, färbt sich
nach zwei Tagen aschgrau und fällt nach fünf
oder sechs Tagen mit einer grossen Schuppe
ab. Es scheint diese Flechte nicht ansteckend
zu seyn; denn ich habe Negers aufs heftigste
damit behaftet gesehen, ohne dafs andre, die
um sie herum waren, auch den mindesten An-
fall davon bekommen hätten. Die Patienten,
die an dieser Krankheit leiden, werden gemei-
niglich sehr mager und schwach, so, dafs sie
sich oft kaum auf den Beinen erhalten können,
und dabei sind sie fast immer hungrig.

Die erste und wichtigste Indication ist hier,
Verbesserung der Säfte; denn eine Schärfe
in den ersten Wegen ist unverkennbar. Häu-
fige diluirende Getränke, gelinde Abführungen
und die Jassersche Kräzsalbe nebst desselben
Pulver aus Spiesglas, Schwefel, Salpeter und
Violenwurzel thun gute Dienste.

LEPRA.

Vielleicht würden einige diese hier zu be-
schreibende Krankheit noch zu den Flechten

rechnen; allein, mir scheint sie näher mit der *Lepra graecorum* verwandt zu seyn. Ich hatte einst in meinem Vaterlande Gelegenheit, eine Hautkrankheit zu sehen, die von einem berühmten Arzte für einen hartnäckigen Fall der *Lepra graecorum* gehalten wurde; dennoch aber war dieser Fall bei weitem nicht so arg, als die von mir hier beobachtete Krankheit.

Unsere hiesige *Lepra* verursacht Hautgeschwüre von zwei bis drei Linien tief, mit spekkigem Grund und aufgeschwollenen Rändern. Die Farbe der Haut rund um die Geschwüre herum ist livid und in grossem Umfang fühlbar hart, gleichsam, als ob ein fremder Körper darinn verborgen läge. Nichts kann diese Geschwüre bezwingen, als die *Aqua phagadaenica*, und das öftere Bestreichen der Ränder mit dem Höllenstein. Nicht einmal das Queksilber innerlich thut Wirkung, wenn nicht zu gleicher Zeit obige Mittel äusserlich angewendet werden. Nach tausend versuchten Mitteln aller Art, war ebengenannte Methode die einzige, wodurch ich meinen Zweck erreichte.

Wenn ein solches Geschwür heilte, so war die Haut blaulichweis, gespannt und glänzend, jukte ganz fürchterlich, und schuppte sich in grossen weisgraulichen Schuppen ab. Ich habe

diese Krankheit niemals bei weissen Menschen beobachtet, oft aber und äusserst hartnäckig bei Negern, denen sie bisweilen die Haut von einem ganzen Arm oder Bein wegfrass, und nach der Heilung eine hässliche Farbe der Haut und knotenähnliche Erhöhungen in derselben zurückliess.

Bleibt diese Krankheit ungestört, so erstreckt sie sich zuletzt bis in die musculösen Theile, verweilt vorzüglich bei den Gelenken, verursacht Lähmung, Beinfraß und den Tod.

M A L A C I A.

Ein unordentlicher und widernatürlicher Appetit ist sehr gemein unter den Negersklaven, besonders den neuangekauften, wovon dann gewöhnlich eine praedominirende Schärfe, Säure, oder der Reiz von Würmern die nächste Ursache sind.

Man kennt diese Krankheit unter dem Namen von Grondeeten, und giebt diejenigen Schwarzen, die darein verfallen, gemeiniglich verloren. Auch ist es wahr, daß nur selten einer wieder zurecht kommt, der es schon weit im Ziegelstein- oder Erdklumpenfressen gebracht hat; nicht, weil die Krankheit dann alle-

mal unheilbar ist; sondern weil man sie hier nicht als Krankheit anerkennen will. Man glaubt gewöhnlich, es seye Eigensinn, der Neger seye seines Lebens müde, und er wolle, nach dem Wahn, daß er in seinem Vaterlande wieder aufstehen werde, sich auf diese Art hier selbst morden. Man hat deswegen allerlei schöne Methoden erfunden, dieses Grondeeten zu verhindern. Man hat Mundschlösser, man bindet ihnen die Hände, man beschmiert ihnen den Mund mit widernatürlichen stinkenden Dingen u. dgl. m. alles zwecklos, der Neger stirbt, weil seine Krankheit verkannt war.

Ich bin so glücklich gewesen, einige durch versüssende Getränke, Abführungen, grosse Gaben von Krebsaugen und bittere Extrakten zu retten.

O T A L G I A.

Schmerzen und Entzündung der Ohren ist hier eine ziemlich gewöhnliche Krankheit und meistens rheumatischer Art. Sie kommt häufiger vor in der Regenzeit, besonders, wenn Landwinde die Nächte rauh machen.

Meistentheils ist sie mit einem Fieber begleitet, das oft sehr heftig, aber nur selten

inflammatorischer Art ist. Bei den Negern ender sich die Entzündung gemeiniglich mit einer Vereiterung, weil wegen ihren öftern Betrügereien ihnen nur selten Hülfe geleistet wird, so lange die Krankheit noch nicht deutlich ist, was dann bei Ohrenschmerzen sehr oft der Fall ist: jedoch ist diese Vereiterung nur äusserst selten mit dem Verlust des Gehörs verbunden. Dafs eine solche Eiterung tödlich gewesen wäre, habe ich noch niemals beobachtet.

Ich verordne gewöhnlich warme, erweichende Einsprizzungen, begegne dem Fieber nach Erfordernis, und habe dann immer das Vergnügen, diese Krankheit ohne einige üble Folgen wieder verschwinden zu sehen.

Finde ich irgend eine Schärfe praedominirend, so begegne ich dieser nach ihrer Natur. Ist der Ohrenschmerz krampfhafter Art, so dienen mir warme Einsprizzungen, Blasenpflaster, Valeriana, Camphor, Opium. Das Acidum vitrioli ist in vielen Fällen auch sehr wirksam.

O P H T H A L M I A.

Entzündung der Augen ist unter allen hiesigen Nationen ganz ungemein häufig, wozu,

wie mich dünkt, sich viele Ursachen vereinigen. Die beständige Hitze des Klimats, Würmer, gallichte Schärfe, das oft starre Sehen auf trocknen Sand, der die Sonnenstralen so scharf reflektirt, das beständige Sizzeln im Rauch, (wie die Neger zu thun pflegen) das zu viele Trinken hizziger Getränke, und noch viele andere dergleichen Ursachen, die oft in einem Individuo zusammen kommen, können leicht in einem zu Entzündungen geneigten Körper eine gefährliche Entzündung der Augen hervorbringen.

So lange es noch bei einer Taraxis bleibt, ist die Heilung leicht und gemeiniglich mit gutem Success begleitet. Etwas Borax, Zinkvitriol oder Bleiextrakt vollenden oft die ganze Kur. Sobald es aber zu einer Chemosis kommt, und der Patient ein Neger ist, so gehet, zehen gegen eins gewettet, das Aug verloren. Ein Neger liebt viel zu viel seine Gemächlichkeit, als daß er sich nach der Vorschrift des Arztes viel mit Augenwasser zum Auswaschen und Baden plagen sollte. Auch befolgt er keine Diät, oft aus Nachlässigkeit seines Herrn, der seinen kranken Negern nichts anders als Bananen und gesalzen Fleisch erlaubt, oft aus Lüsternheit des Negers selbst, der sich keine ge-

salzene Speise versagen kann, so lang er ihrer kann habhaft werden, und sollte es ihm beide Augen kosten. Ferner dünkt sich ein Neger nur ein halber Mensch, wenn er ohne Feuer ist, und er räuchert sich lieber seine Augen aus dem Kopfe, als dafs er auch nur eine Nacht ohne Feuer zubringen sollte.

Wie unglücklich die Kur ausfällt, wenn die Negers nicht zu einem regelmässigen Verhalten gezwungen werden können, beweist die grosse Anzahl einäugiger Neger hier. Bei allen möglichen antiphlogistischen Mitteln ist es oft völlig unmöglich, die Eiterung zu verhüten. Und hat sich einmal der Eiter in die Augenhöhlen ergossen, so ist gemeiniglich das Auge verloren. Es bleibt hier nichts mehr übrig, als die Resorption des Eiters suchen zu befördern, oder die Cornea zu öffnen und den Eiter herauszulassen. Beide Mittel sind oft unzulänglich, und das Gesicht ist unwiderbringlich verloren, wie mich leider Erfahrung belehrt hat.

Äderlässe, Abführungen, spanische Fliegen, verdünnende Getränke, Mittelsalze, antiphlogistische Aufschläge, Fontanellen, Setacea und das ganze Heer ableitender und antiphlogistischer Arzneien sind unwirksam, wenn Scro-

phuln-, venerisches oder Pokkengift zum Grunde liegt. Hier muß auf die Natur des Gifts gesehen werden, die freilich oft schwer zu entdecken ist. Bei der Augenentzündung, die vom Sonnenstich herrührt, thun kalte Aufschläge auf den geschornen Kopf vortreffliche Dienste, bei gallichter Schärfe Brechmittel.

Voriges Jahr wurde ein Neger mit einer heftigen Chemosis zu mir gebracht. Ich ließ ihm zur Ader, reichte ein gelindes Laxans, verordnete antiphlogistische Aufschläge auf die Augen, ein Vesicatorium und viel verdünnende Getränke. Der Patient wurde nicht besser, und am dritten Tag sank er sprach- und sinnlos nieder. Da ich ins Krankenhaus gerufen wurde, fand ich ihn ausgestreckt auf dem Boden liegend ohne Bewußtseyn und ohne alle Bewegungskraft. Die Wärme war natürlich, die Glieder biegsam, die Augen geschlossen, das Athmen kaum sichtbar, und der Puls klein und hart. Ich verordnete einen krampfstillenden Haustus aus Laudanum und Hoffmanns Liquor, der aber nicht gereicht werden konnte, weil der Krankenwärter die Zähne zusammen gebissen fand. Ich legte jetzt selbst Hand mit an, um den Mund aufzubrechen, und fand zu meinem Erstaunen eine bis an die Spitze saffrangelb be-

legte Zunge. Sogleich änderte ich meinen Entschluß, und verordnete ein Vomitiv; allein auch dieses machte Schwierigkeit, weil der Patient nicht schlucken konnte.

In dieser mißlichen Lage mußte ich folglich auf ein andres Mittel denken, und ich fiel auf eins, das mit gutem Erfolg begleitet war. Ich öffnete eine Ader und injicirte eine concentrirte Solution des Brechweinsteins. Nach ohngefähr einer Viertelstunde richtete sich mein Patient von selbst auf und brach zu drei verschiedenenmalen eine grosse Quantität verdorbener Galle mit vieler Erleichterung weg. Er befand sich den folgenden Tag sehr wohl, und die Augenentzündung hatte sich sehr vermindert. Ich hielt jetzt an mit gelind ausführenden Mitteln, antiphlogistischen Aufschlägen etc.; demohngeachtet aber gieng das Auge am neunten Tage in Eiterung über.

Ich bemühte mich, diesen Eiter zu zertheilen, und wendete zu diesem Endzweck warme erweichende Aufschläge (wozu ich mich fast immer mit gutem Erfolg der Waltheriae americanae bediene) und eine Ekelkur an, auch erreichte ich in einigen Wochen größtentheils meinen Zweck; jedoch blieb ein wolkgiger Flek

in der Cornea zurück, der das Gesicht, obschon nicht ganz, doch größtentheils verdunkelte.

Viel zuverlässiger, als Zinkvitriol, Borax, Rosenwasser und alle antiphlogistischen Aufschläge bei der Taraxis und Chemosis habe ich eine Opiumauflösung gefunden. Mit ihr habe ich viele geheilet, die schon weit waren, und die, wie ich vollkommen überzeugt bin, bei andern Mitteln in ein Hypopion übergegangen wären.

PERIPNEUMONIA-PLEURIRIS.

Brustentzündungen sind hier, wie innerliche Entzündungen, überhaupt eine nur seltene Krankheit, und obschon Pleuritis oder Peripneumonie bisweilen vorkommt, so geschieht es doch bei weitem nicht so oft, als gewöhnlich dafür ausgegeben wird. Versteckte Winde, rheumatische Schmerzen in den Musculis serratis und intercostalibus, ein consensueller Schmerz in der Seite, der von angehäufter Galle in der Cardia herrührt u. dgl., ist bei vielen meiner Kollegen sogleich Pleuresy. Und dafs dann die Kur oft mißglückt, ist leicht zu denken.

Wo sie bei Negern vorkommt, ist das Fieber immer gemischter Art, niemals rein inflam-

matorisch; daher findet die antiphlogistische Methode auch niemals vollkommen statt. Gewöhnlich ist da ein Bananenbauch auszufegen, und die Lungen von einem Schleim zu reinigen, der so zähe ist, daß er sich mit weniger Industrie zu Fäden spinnen liefs. Purganzen, Blasenpflaster, Gummi ammoniacum, Scilla, Camphor etc. etc. sind von vortreflichem Nutzen. Aderlässe sind nur selten nöthig.

Unter den hiesigen weissen Einwohnern ist mir noch kein Beispiel einer Brustentzündung vorgekommen. Nur einen einzigen Fall dieser Art habe ich gehabt bei einem Herrn, der so eben aus Europa hier ankam, und den ich meinen Lesern als ein merkwürdiges Beispiel medizinischen Ungehorsams erzählen will.

Herr G. D..., ein Mann von ohngefähr sechs bis acht und vierzig Jahren, klagte mir, daß er von einer heftigen Augenentzündung und einem Ausschlag über den ganzen Leib geplagt würde. Die Augenentzündung war eine bloße Taraxis, wobei der Patient das Licht nicht vertragen konnte. Der Ausschlag bestand aus kleinen rothen Steknadelknopf grossen Pusteln, die in einigen Tagen vereiterten und abtrokneten, und an deren Stelle dann wieder erschienen; dabei waren die Füße sehr angeschwollen,

und die vom Fingerdruck zurückgebliebene Gruben füllten sich langsam wieder aus. Ich gab ihm Zinkvitriol in Wasser aufgelöst als Augewasser, führte gelind ab, und gab ein Decoct aus Rad. Bard. Liquir. aeq. Rad. Gram. a. p. o. coq. c. Aq. com. S. q. und verordnete häufig davon zu trinken.

Dies wurde einige Zeit anhaltend gebraucht; allein weder die Entzündung der Augen, noch der Ausschlag wollte weichen; ich legte Fliegenpflaster, auch diese verfehlten den Zweck. Jetzt erzählte mir Patient, daß er schon in frühern Jahren einen ähnlichen Ausschlag gehabt habe, der sehr hartnähig gewesen wäre, und nichts, als Mercurialien hätte weichen wollen. Ich gab nun den Aethiops antimonialis Huxhami mit gleichviel Zucker, täglich dreimal zum Skrupel, und nachher in steigender Dose, wozwischen ich alle vier, fünf Tage einmal abführte. Auch jetzt noch liefs ich obiges Decoct forttrinken und verordnete eine leichte Diät. Der Aethiops brachte nun den Ausschlag, wie natürlich, etwas häufiger zum Vorschein, und deswegen setzte ihn Patient aus, unter dem kahlen Vorwand, daß er ihn nicht vertragen könne. Auch das viele Theetrinken wurde man so nachgerade müde, und weil ich keine andre

Arzneien geben wollte, so hatte ich meine Demission.

Nach dem Rath einiger andern wusch man nun die ausgeschlagenen Stellen mit Rum; ich warnte davor, allein Hr. D. versicherte mich, es thäte ihm gut. Der Ausschlag und die Augenentzündung verschwanden nun so allmählig, hingegen stellte sich dafür ein Stechen in der linken Brust, ein trockner Husten und eine grosse Schwäche ein.

Jetzt hatte man mich wieder nöthig. Ich wurde gerufen und fand den Patienten, ausser oben angeführten Umständen, noch erträglich; Fieber war nicht da, der Puls war weich und langsam. Als ich mich nach vorhergegangenen Krankheiten erkundigte, erfuhr ich, dass Patient vor mehreren Jahren eine Brustentzündung gehabt hatte, wovon dann vermuthlich jetzt noch Vomicae zurück waren. Was war in diesem Fall natürlicher, als dass der zurückgetretene Ausschlag sich auf die Lungen, als den schwächern und ohnehin schon praedisponirten Theil werfen musste?

Ich rieth wieder zu meiner ersten Kurmethode, man verwarf sie aber, und verlangte etwas für die Brust; ich gab daher nach Umständen abwechselnd antiphlogistica, diaphore-

rica, expectorantia, Camphor, Opium und Nitrum, Glaubersalz und Salmiak; Ich liefs zur Ader und wiederholte die Aderlaß. Das Blut hatte eine Spekhaut, doch aber schafften die wiederholten Aderlässe keine Erleichterung. Auch kam der Ausschlag nicht wieder zum Vorschein.

In dieser Lage hörte Hr. D., die Blätter des Hog-Plumtree (*Spondias Myrobalanus* L.) gekauet, seyen ein herrliches Ding in Brustbeschwerden; sogleich wurde alle Medizin ausgesetzt, und diese Blätter gekauet. Ich hatte also zum zweitenmal meinen Abschied. Da aber nach einem ohngefähr vierwöchentlichen Kauen die Gesundheit immer ab-, der Husten aber zunahm und alle Kräfte sanken, so wurde ich abermal zu Rathe gezogen.

Ich fand jetzt den Puls äusserst klein, das Gesicht blaß mit circumscribirter Röthe auf den Backen, die Aengstlichkeit bisweilen sehr groß und keinen offenen Leib; dabei kamen bei dem geringsten Reiz eines Hustens heftige Blutungen aus den Lungen.

Ich verordnete sogleich Klystieren, und suchte, um den Reiz des Hustens zu heben, durch Dämpfe zu erschlaffen; allein dies wollte nicht glücken, die Blutungen dauerten fort; ich

suchte daher durch die peruvianische Rinde und Terra Casechu zu adstringiren, und dies glückte besser. Wenigstens hemmte es die allzuheftigen Blutungen und der Husten wurde feucht.

Jetzt wendete ich mein ganzes Augenmerk auf Expectoration, und gab erstlich folgende Pillen: Rc. Gum. ammon. Sap. hisp. à $\frac{1}{2}$ Unz. Camph. 1 Drach. Tart. emet. gr. 6. M. F. pil. aceto squillitico pondr. gr. 2. und liefs hiervon täglich dreimal vier Stük, und alle Tage eine mehr in aufsteigender Dosis nehmen. Ein neuer Blutauswurf brachte den Patienten auf die Gedanken, dafs diese Pillen ihn verurursacht haben mögten, und warf sie daher weg. Auf Verlangen machte ich ihm eine Mixtur, und diese war folgende:

Rc. Gum. ammon. 2 Drachm. solv. in Aq. com. 8 Unz. add. Tart. emet. gr. 2. Oxy-mel. squillit. 2 Unz. D. S. Alle zwei Stunden zwei Eßlöffel voll.

Die Schwäche fieng nun an sehr grofs zu werden, und ich sahe mich genöthigt, anhaltend China und Camphor zu geben, um die zur Vereiterung nöthigen Kräfte zu erhalten. Die Expectoration besser zu befördern, liefs ich einen Thee aus dem Lichene Islandico, der Radice Althaeae und foliis Mille folii trin-

ken; aber auch diesen liefs Hr. D. in kurzer Zeit weg, weil er ihn, wie er sagte, nicht vertragen konnte. Dabei war nun immer verstopfter Leib, und weil sich Patient ebenfalls aus Eigensinn zu keinen Klystieren verstehen wollte, so mußte der Leib täglich mit einem lenitivo offen erhalten werden.

Nach einer unendlichen Zahl solcher medizinischen Debatten, öfterm Abwechseln der Arzneien etc. sanken endlich die Kräfte völlig; die Glieder fiengen an zu schwellen, besonders der rechte Fus, der ehemals podagrisch war, Patient war nicht mehr fähig, ausser Bett zu seyn, und die colliquativen Nachtschweissen, die sich jetzt häufig einfanden, prognosticirten wenigstens nicht viel Gutes.

Schon lange hatte ich dem Patienten den Rath gegeben, nach Europa zurück zu gehen, um einen so verdrieslichen Patienten los zu werden; er entschloß sich aber nicht eher dazu, bis es nach aller gesunden Vernunft zu spät war. Im Monat September gieng er hier unter Segel, und starb auf der Reise.

R A C H I T I S.

Die englische Krankheit habe ich nur ein einzigmal hier gesehen, bei einem Negerkind

von ohngefähr drei Jahren, dessen Mutter immer viel an Geschwüren gelitten hatte, und eben damals eine Cariem am Schienbein hatte. Das Kind hatte Scropheln, der Kopf war ungeheuer in Verhältniß mit dem Körperchen; alles Fleisch war abgezehrt, die Knochenköpfe zum Erstaunen dik, die Haut bleich, und an den Schenkeln und Oberärmen welk, über den Rücken her aber gespannt, so, daß man jeden Processus Vertebrarum deutlich sehen konnte, das von dem ungeheuren chinesischen Bauch herührte. Dabei war das Kind beständig hung-
rig. Es aß seine zehen bis zwölf Bananen täglich mit dem größten Appetit bis zum letzten Hauch seines Lebens, hatte freie natürliche Stuhlgänge, keine Schmerzen, und vegetirte, wie eine Pflanze, gefühllos auf demselben Plätzchen Erde, wo es seine ebenfalls fühllose Mutter im Koth beinahe erstikken ließ.

Ich forderte Reinlichkeit, eine trokne Wohnung und leichte Diät für das Kind, als die ersten nothwendigsten Stücke zur Kur; da man aber dies nicht gewähren zu können vorgab, so überließ auch ich diese animalische Pflanze ihrem Schicksal, und — glücklich für sie, war die Parce müde, den Faden länger zu spinnen.

R H A G A D E S.

In der Regenzeit, wenn die Neger mit ihren bloßen Füßen beständig im Nassen arbeiten müssen, so wird die hornartige Haut ihrer Sohlen erweicht, und jeder harte Erdschollen, jedes Körnchen Sand, jedes Steinchen verursacht dann Löcher und Spalte in der Haut, die oft bis auf die muskulösen Theile dringen, empfindlich schmerzen, und unfähig zum Gehen machen. Man nennt diese Schrunden hier in der englischen Sprache Ground-itch, in der Creolensprache Comsack, und unter den Negern auch wohl Skoorfute, von dem holländischen Gescheurte Voeten, zerrissene Füße.

Die gewöhnliche Heilmethode ist eine Anwendung kaustischer Mittel: blauer Vitriol mit heissem Limoniensaft, fressender Queksilbersublimat, Scheidewasser u. dgl. So grausam diese Kurart auch scheint, so ist sie doch in vielen Fällen nothwendig; denn man muß bedenken, daß der Patient ein Neger ist, der beständig barfus geht, und seine Füße nicht mit Schuhen und Strümpfen schützen kann. Erweichende und besänftigende Mittel würden nicht allein den Zweck nicht erreichen, sondern auch den Neger auf lange Zeit untüchtig zum

Gehen machen; da im Gegentheil ein Causticum auf dem wunden Theil einen Schurf hervorbringt, der nachher vereitert und den innersten Theil der Haut zwingt, sich zu schließen, und auf diese Art von innen heraus zu heilen. Ich bediene mich hierzu des pulverisirten Kupfervitriols, oder des Bajonschen Causticums. Sind die Schrunden an oder zwischen den Zehen, wo ich ein solches Causticum wegen Nähe der Knochen anzuwenden fürchte, so lasse ich sie mit einer Kakodieren-Aschenlauge (*Rhizophora Mangle* L.), oder wenn die Spalte nur klein ist, mit Rum und Wasser waschen und verbinden.

Unter diese Rubrik, dünkt mich, kann noch eine andre, mit dieser nahe verwandte Krankheit der Füße gebracht werden, eine Krankheit, die bei den Engländern Tubboes und bei den Creolen Possiko oder Poksike heist. Schilling und Bancroft kommen darinn überein, daß dieses Uebel von dem afrikanischen Pokkengift entstehe, das nur modificirt, oder wie Bancroft sich ausdrückt: in die Fussohlen abgelagert seye, und da Geschwüre unter der Haut verursache. So anerkannt richtige Beobachter genannte Aerzte nun auch waren, so muß ich demohngeachtet doch um Erlaubnis bitten, diese Behauptung

nur mit einiger Einschränkung anzunehmen, und meine Gründe dafür beizubringen. Ich läugne keinesweges, daß die Yaws Geschwüre an den Fussohlen hervorbringen können; im Gegentheil kann ich es mit meiner Erfahrung beweisen, daß solche Geschwüre häufig vorkommen und oft äusserst hartnäckig sind. Aber diese Geschwüre sind keine Modifikation des Pokkengifts: sie sind mit Pokkengift geschwängerte Geschwüre, die nicht allein an den Fussohlen, sondern an jedem Theil des Körpers ohne Unterschied entstehen können, vorzüglich aber die untern Gliedmassen angreifen. Sie sind von den Geschwüren, die Schilling Mater Yaws, und der Neger Pockomamme nennt, durch nichts anders unterschieden, als daß sie der Krankheit nachfolgen, oder besser, von ihr zurückbleiben, diese aber vorhergehen.

Will man diese Geschwüre mit einem besondern Namen bezeichnen, und sie mit den Franzosen Crabe Pian, mit Schilling Crabe Yaws, oder mit den Engländern Tubboes nennen, so habe ich nichts dagegen; denn der Namen ist gleichgültig, wenn man sich nur versteht. Mein Zweck ist hier nur, zu zeigen, daß nicht alle Geschwüre in der Fussohle, die man dafür ausgiebt, zu dieser Klasse gehören.

Es giebt eine Art Geschwüre in der Fussohle, die zuverlässig nichts anders, als eine Art von Warzen sind, und die Promiscue mit jenen Pokkengeschwüren von unsern Aerzten und Autoren Tubboes genennt werden. Sie entstehen, wie eine Warze, sehen einer Warze ähnlich, und können auf die Art, wie eine Warze, geheilet werden.

Es entsteht eine runde Oefnung in der Haut der Fussohle, (auch bei solchen, die noch nie die Yaws gehabt haben) diese erweitert sich mehr und mehr, und es wächst eine warzenähnliche Excrescenz heraus, die gelblich oder spektig aussiehet, was vermuthlich zu dem Irrthum, dafs sie eine modificirte Yaws wären, Anlaß gegeben hat. Sie sind nichts anders, als eine Hautkrankheit, die von einem topischen Fehler entsteht, so wie die Warzen, so wie die Rhagades u. s. w. die kaustischen Mitteln ohne alle innere Arzneianwendung weicht, was doch nicht geschehen würde, wenn sie ein verlarvtes Pokkengift wären.

Sie wachsen selten über die Oberfläche der Haut heraus, vermuthlich, weil das Gehen auf den Füsen sie daran hindert; jedoch sind sie äusserst empfindlich, und verursachen beim Anrühren heftige Schmerzen. Werden sie in

Ruhe gelassen, so dehnen sie sich aus, in der Grösse eines holländischen Zweistüberstücks, seerniren aber nie einen solchen gelben Eiter, wie die wahren Pokkengeschwüre.

Aezmittel sind die einzigen, wovon man sich eine sichere Kur versprechen kann. Ich bediene mich gemeiniglich des Höllensteins, auch wohl des Butyri antimonii, mit gutem Erfolg, wenn ich zuvor die Excrescenz und die schwülige Haut drum herum abgeschnitten habe. Ist die Warze nicht groß, so ist nach einem zwei- oder dreimaligen Berühren die Kur vollendet. Ist sie aber schon groß, schon zäher Eiter vorhanden, so muß die Absonderung des durch das Causticum verursachten Schorfs durch erweichende Mittel befördert werden. Es entstehet dann gemeiniglich eine gutartige Eiterung, wodurch es, wie ein anderes gutartiges Geschwür, in kurzer Zeit zur völligen Heilung gebracht werden kann.

R H E U M A T I S M U S.

Bei der oft schnell abwechselnden Temperatur des Wetters ist es nicht zu verwundern, daß sowohl hizzige als chronische Rheumatismen häufig hier vorkommen. Wenn eine durch

Landwinde'rauh gemachte Nacht auf einen sehr heissen Tag folgt, wenn jedes Schweisloch des menschlichen Körpers weit offen steht, und dünne Kleidung oder schlechte Wohnung vor dem rauhen Westwind nicht schützt, so sind rheumatische Schmerzen die natürliche Folge davon. Bisweilen wechselt die Witterung schnell; auf einen sehr heissen Vormittag folgt plötzlich ein kühler Nachmittag: das Gleichgewicht der Luft in Osten oder Norden ist aufgehoben, es bläst heftig aus Süden oder Westen mit Regen und unangenehmer Rauhigkeit verbunden. Ein gesunder, ruhig zu Hause sizzender Mensch fühlt dann das Rauhe, das Unbehagliche der Witterung; wie viel mehr muß denn ein schwächlicher, oder starkbeschwitzter, nakkender oder schlechtgekleideter Mensch von der rauhen, schnell abwechselnden Witterung getroffen werden.

Aber auch nicht allein Naturbegebenheiten sind Gelegenheitsursache dieser Krankheit, sondern Menschen selbst ziehen sich dieselbe durch unkluges Betragen zu. Man erhitzt sich bis zum Unmässigen und läuft dann schnell in den kalten Fluß, oder setzt sich einer heftigen Zugluft aus. Die Schwarzen besonders legen sich um ein Feuer herum, erwärmen sich bis zum

Schwitzen, und laufen dann sogleich ganz gleichgültig in eine Bach oder Graben, um sich abzuwaschen. Die Folgen hiervon sind dann Steifigkeit des Geniks, Ohrenschmerzen, Seitenstechen u. s. w. u. s. w.

Aderlässe helfen selten oder niemals, weil, wie ich schon oben bemerkt habe, rein inflammatorische Fieber fast niemals vorkommen. Gemeiniglich ist das Fieber bei Negern gastrisch, und Ausleerungen können da niemals ohne Schaden versäumt werden. Je mehr aber das Fieber dem rein inflammatorischen sich nähert, je wirksamer finde ich dann das Nitrum mit Salmiak versetzt. Blasenpflaster auf den schmerzhaften Ort leisteten mir oft augenblickliche Hilfe. Spiritus C. C., Mindereri, Salis ammoniaci c. v., Camphor, Doverspulver, sind herrliche Mittel. In chronischen Rheumatismen das Linimentum volatile, die Tinctura Guajaci, Antimonialia, ein flannelenes Kamisol auf dem bloßen Leib getragen etc. Dieses letztere ist in heißen Klimaten, vorzüglich in der Regenzeit, für Personen, die zu Flüssen geneigt sind, ein herrliches Praeservativ. Freilich äusserst unangenehm im Anfang; man gewöhnt sich aber bald daran. Es tragen es hier viele auf den Rath ihrer Aerzte.

Wenn irgendwo ein schlafender Feind im Körper verborgen ist, so wird er jezt bei derselben Gelegenheitsursache erweckt; daher die unendlichen Komplikationen, daher die ewigen Modifikationen und die öftere Maske, worunter man bisweilen nur mit Schwierigkeit die wahre Krankheit erkennt. Hier muß man auf die Komplikation Rücksicht nehmen, und wo ich so glücklich war, diese zu entdecken, glückte es mir gemeiniglich auch mit der Kur.

Kalte Rheumatismen lagern sich gerne in die Knie und Ellbogen, wovon viele Fälle mir vorgekommen sind. Ich habe sehr oft gute Wirkung von volatilischen Einreibungen gesehen; aber bisweilen haben sie mich auch verlassen. Bei einem Neger, Codyo, der die Geschwulst im Knie hatte, versuchte ich die Moxa, aber ohne Erfolg. Bei einer Negerin, Venus, versuchte ich Aezmittel am Ellbogen, zwar mit besserm Erfolg, aber die Kur war langweilig. Ich könnte meinen Lesern mit Krankengeschichten, die unter diese Rubrik gehören, bei hunderten aufwarten; da ich aber nichts Merkwürdiges aufzischen kann, nichts Neues zu sagen weiß, so schliesse ich lieber diesen Artikel, um nicht durch Gescwäzzigkeit zu ermüden.

SCABIES.

Die Jassersche Heilmethode hat mich noch nie getäuscht. Bei mehr als fünfzig Kranken hat sie mir die besten, glänzendsten Dienste geleistet; ich habe nie ein andres Mittel nöthig gehabt, obschon ich manche recht schwürende Krätzblattern unter Händen hatte.

Ich liefs die Lorbeeren aus der Salbe weg, mehr aus Mangel derselben, als aus freier Wahl; dennoch aber war meine Salbe eben so wirksam. Ein deutlicher Beweis, daß die Lorbeeren kein wesentliches Ingrediens sind. Im Schmieren machte ich eine willkührliche Abänderung; ich liefs, anstatt blos die flachen Hände einzureiben, die Salbe in die Gelenken, vorzüglich in die Kniekehle einschmieren: weil es für weisse Menschen eine unangenehme Schmiererei ist, und die Schwarzen, besonders die im Felde arbeitenden, eine zu schwielige Hand haben, wo die Salbe in einer kurzen Zeit nicht würde eindringen können.

Obschon ich zwar nicht läugnen kann, daß mir während meinem hiesigen Aufenthalte eine ziemliche Anzahl Krätzpatienten zu Gesicht gekommen sind, so ist es doch zu bewundern, daß man unter den Negern nicht mehrere sie-

het, zumal, da die meisten unter ihnen eben nicht die reinlichsten sind. Ich kann mir keine andere Ursache ihrer Seltenheit denken, als die Nacktheit der Neger. Der Körper dünstet freier aus, die Krätze wird nicht durch Kleider weiter fortgepflanzt, kann nicht so leicht haften, zumal bei Feldnegern, die oft heftig schwitzen, im Wasser arbeiten, oder hineinspringen, um sich abzukühlen, Fische zu fangen u. dgl. Daß die Krätze in Europa bisweilen so hartnäckig ist, so lang dauert, ist oft nichts anders, als die Unreinlichkeit, die Sparsamkeit schuld. Man will nicht zu viele Kleider verderben, bleibt im alten Sauerteige sitzen, und giebt so dem Uebel freie Hand, seine Verwüstung auszuüben.

T E T A N U S.

Eine im eigentlichsten Sinne fürchterliche Krankheit, die auch dem gleichgültigsten Zuschauer eine mitleidige Zähre abzulokken fähig ist; es macht mich schauern, wenn auch nur meine Phantasie mir ein recht lebhaftes Bild davon vormahlt. Wer kann wohl die unaufhörlichen Zuckungen in allen Muskeln, den wider natürlich zurückgezogenen Kopf, das fürchter-

liche Verdrehen der Augen, den dicken Schaum vorm Munde, und überhaupt den gräßlichen Aufruhr der Natur sehen, ohne gerührt zu werden? Ich sahe es nur einmal, aber es erschütterte mich in meinem Innersten!

Eine Negerin, Swida, von etlich und zwanzig Jahren, die durch Geschwüre an den Schenkeln lahm geworden, gegenwärtig aber beinahe geheilt war, kam eines Morgens zu mir, und klagte über Schmerzen und Steifigkeit des Halses. Sie hatte kein Zeichen eines Fiebers, keinen andern Schmerz am Körper; ihr Appetit war gut, und alle natürliche Verrichtungen in gehöriger Ordnung, nur ihre Zunge war etwas beschlagen. Ich hielt daher die ganze Affaire bloß für eine leichte Verkältung, verordnete ihr ein gelindes Purganz, das Linimentum volatile zum Einreiben, und befahl ihr, sich warm zu halten.

Ehe aber noch eins dieser Mittel angewendet werden konnte, wurde sie mit einem Tetanus befallen, wobei sich Opisthotonus und Spasmus maxillae inferioris zu gleicher Zeit einfand. Ich ließ sie in warm Wasser legen, ließ erschlafende Klystiere geben, und goß ihr das Laudanum löffelweis in den Hals, alles vergebens; sie kämpfte so sechszehn bis achtzehn Stunden

lang einen fürchterlichen Kampf, ehe der wohlthätige Tod ihre Leiden endete. Ob sie Bewußtseyn hatte, weiß ich nicht, zum wenigsten konnte ich nicht bemerken, daß sie ihren Zustand fühlte.

Einen andern Fall, wo blos Spasmus maxillae inferioris war, und der tödlich ausfiel, habe ich nur noch kürzlich gehabt: Ein fünfzehnjähriger Negerjunge wurde von einem Pferd in den Mund geschlagen, wobei die Oberlippe gespalten und einige Vorderzähne verloren gegangen waren. Ein Barbadoscher Wundarzt besorgte ihn schon über vierzehn Tage, die Wunde in der Oberlippe hatte sich geschlossen, und es ließ sich sehr gut an; aber auf einmal bekam der Patient Spasmus maxillae inferioris. Der Wundarzt legte Vesicatoria rund um den Hals, sie wollten aber nichts helfen. Am zweiten Tage, nachdem der Krampf erschienen war, wurde ich gerufen: der Junge war bei Verstand, bei Kräften, hatte Oefnung, konnte uriniren; aber den Mund nicht öffnen. Ich verordnete sogleich Laudanum in grossen Gaben durch die Zahnlücke einzugiesen; allein dies blieb unwirksam, weil Patient nicht schlucken konnte, daher mußte ich nun meine Zuflucht zu Klystieren nehmen.

Ich liefs ihn in eine Bütte warmen Wassers sezen, und verordnete ein erweichendes Klystier von foliis Waltheriae americanae, floribus Hibisci tiliacei, mit einer halben Drachme Opium versetzt, und auf den Mund liefs ich erweichende Umschläge von ebengenannten Vegetabilien mit etwas Bohnenmehl und Laudanum versetzt, machen. Nach dem zweiten Klystier, das ihm ohngefähr zwei Stunden nach meiner Ankunft gereicht wurde, öffnete Patient den Mund und forderte Essen. Man reichte ihm etwas Suppe, die er begierig verschlang und sich niederlegte, um zu schlafen. Ich befahl noch, da ich weggieng, mit dieser Kurmethode fortzufahren, bis er völlig ausser Gefahr seye, ihm den nächsten Tag ein Abführungsmittel zu geben und wohl Acht zu haben, ob keine Würmer abgiengen; denn ich vermuthete, daß diese Gäste ihre Rolle mitspielten. Man versprach mir, zu folgen, und ich hoffte, den Jungen nun gerettet zu haben; allein drei Tage nachher liefs man mir zu wissen thun, daß ein zweiter Anfall den Neger getödtet habe.

Ob Vernachlässigung oder eine andere tiefer verborgene Ursache Schuld an dem Tod hatte, wage ich nicht zu entscheiden.

Cicero, ein Karbucker, verwundete sich an einem Zukkerfafs, da er mit Einladen in ein Fahrzeug beschäftigt war. Die Wunde war am Knie, nicht grösser, als der Nagel eines kleinen Fingers, aber über drei Zoll tief unter der Haut hinlaufend, schräg abwärts nach dem vordern Rand des Schienbeins zu. Ich schnitt den ganzen Gang auf, so weit es hohl war, und liefs dann mit Copaivaebalsam verbinden.

Es war eine Entzündung, keine Geschwulst und überhaupt kein übler Zufall da; bis zum achten Tage, da sich Spasmus maxillae inferioris und konvulsivische Zuckungen des verwundeten Fuses einstellten. Der Krampf erstreckte sich bald bis in die Blase, und verursachte eine heftige Ischurie, wobei die Blase sich wie eine harte runde Kugel über die Schambeine erhob. Dieser Krampf pflanzte sich per consensum auch in den andern Schenkel fort, und beide fiengen konvulsivisch an zu zittern, sobald man den Unterleib berührte.

Diese Zufälle dauerten, ohngeachtet die wirksamsten Antispasmodica angewendet wurden, vier Wochen an einem fort. Bisweilen zeigten sich gallichte Unreinigkeiten, bisweilen war der After krampfhaft verschlossen, und bisweilen war ein krampfhaftes Kopfweh zuge-

gen. In dieser ganzen Zeit war der Patient niemals ausser sich, klagte und schrie aber beständig über die heftigsten Schmerzen in der Blase und im Unterleibe.

Die Assa foetida, in Verbindung mit Opium, that hier grosse Wirkung, es schien mir fast, als ob diese Mischung mehr wirkte, als das Opium allein gegeben. Merkwürdig ist, daß nie ein übler Zufall an der Wunde sich zeigte. Es war eine grosse Fleischwunde, die nicht bis auf den Knochen drang, die vom ersten Augenblick an ganz gutartig eiterte und sich täglich mehr schloß. Sobald die Wunde geheilt war, hörten alle krampfthafte Zufälle auf, und der Patient, der unterdessen sehr mager geworden war, fühlte nichts weiter mehr, als Schwäche.

Diese drei Fälle sind die einzigen dieser Art, die mir in einer dreijährigen, ziemlich ausgebreiteten Praxi hier vorgekommen sind; ich kann daher, was Lind, Chalmers, Moseley u. a. von heißen Klimaten sagen, daß Tetanus so ungemein häufig vorkomme, noch nicht durch eigene Erfahrung bestätigen. Jedoch glaube ich, daß die Sterblichkeit neugebohrner Kinder, die hier sehr groß ist, vorzüglich dieser Krankheit zugeschrieben werden muß. Auch höre

ich oft in meiner Nachbarschaft von Negerkindern, die am Spasmus maxillae inferioris gestorben sind, aber gesehen habe ich noch keins; vermuthlich, weil der Krampf den Leidenden so geschwinde abführt, daß keine Zeit, um Hülfe sich umzusehen, mehr übrig bleibt.

V E R M E S.

Wurmkrankheiten — dieser nosologische Proteus scheint hier im eigentlichsten Sinne zu Hause zu seyn. Entzündliche Gallen- und rheumatische Fieber, Ruhren und Leberflüsse, Brustentzündungen, Wassersuchten und Atrophien, und noch ein ganzes Heer anderer Krankheiten, ahmt er so vollkommen nach, daß oft der tiefsehendste Arzt in seiner Diagnosis sich betrügen kann. Ich habe oft mit einem pulvere anthelmintico und einem tüchtigen Purgans einen hartnäckigen Fluxum coeliacum, eine tödlich scheinende Brustentzündung, oder eine langwierige Wassersucht geheilet!

Man tappt oft lange im Finstern, plagt sich mit Antiphlogisticis, expectorantibus, alterantibus und noch einem Haufen ibus, bis endlich die glückliche Geburt eines Spulwurms oder Stückchen Bandwurms uns den Weg zeigt. So erin-

nere ich mich, eine Negerin verloren zu haben, die einer meiner Herren Kollegen lange an einem Fluore albo maligno traktiret hatte, weil ihr Unterrok immer voll hässlicher Materie war. Ich kam dem Dinge etwas näher, und kurirte auf einen Fluxum coeliacum los; aber auch dies wollte nicht glücken, sie verwechselte das Zeitliche mit dem Ewigen. — Ich schnitt sie auf, und fand die Därme wie Blutwürste ausgestopft mit Spulwürmern, wovon einige zwei Schuh lange mir entgegen wedelten. Ein kleines Kind starb an Konvulsionen; bei der Oefnung zeigte sich, daß ein Spulwurm den Magen durchbohrt hatte und halb durchgekrochen war. Ein anderes Kind lag vier und zwanzig Stunden sprachlos, und bekam alle Augenblicke Konvulsionen. Die wirksamsten Mittel wurden versucht; Klystiere, Purganzen, Senfteige, Fliegenpflaster, Camphor, stinkender Asand, Hoffmanns Geist, Opium, China; alles vergebens, das Kind deutete ewig auf seinen Hals, und drohete, zu erstikken. Ich rieth zu einem Brechmittel; allein man sah mit Staunen auf den Mann, der in einem solchen Fall ein Brechmittel rathen könne, in einem Fall, wo Patient ohnehin schon zu erstikken drohe, und — folgte nicht. Die Stelle wurde livid und das Kind starb. Man puzte es

recht schön und legte es auf die Bahre; aber trotz dem schönen Batist, der sein Haupt zierte, kroch derselbe Wurm, der vorher in der Kehle stak, jezt zur Nase heraus, und beschmuzte ihn.

Ich bin müde, mehrere Fälle von diesem Schlag zu erzählen, auch würde ich nur meine Leser ermüden; es ist praktischen Aerzten bekannt genug, daß Wurmkrankheiten in ihren Verlarvungen unerschöpflich sind. Wenn der Kranke über Leibschmerzen, über ein Nagen und Beissen in der Gegend des Nabels klagt, wenn der Bauch hart und aufgetrieben, die Zunge beschlagen, der Patient aber sehr hungrig ist, wenn der Abgang bisweilen blutig und schleimig ist, wenn sich bei Frauen ein weisser Ausfluß aus der Scheide zeigt, wenn es Kindern oft in der Nase, im After kizzelt, wenn sie bisweilen zu erstikken drohen u. s. w., so schliesse ich auf Würmer. Wenn aber mit einem oder mehrern dieser Zeichen eine Erweiterung der Pupillen und eine bleifärbige Zunge verbunden ist, die so, wie eine blutige Kalbsleber aussiehet, so erreicht meine Diagnosis einen Grad von Gewifsheit. Ich stürme dann das Kastell, das sich die Einwohner im Coeco oder in der Gegend des Piloni von Bananen erbauet haben,

und es fehlt dann selten, daß ich nicht die ganze Kolonie delogire.

Von den so zahlreichen Würmerarten sind mir in meiner hiesigen Praxis nur folgende vier vorgekommen: 1) *Ascaris vermicularis*; 2) *Ascaris lumbricoides*; 3) *Taenia solium*, und 4) *Filaria medinensis*. Es ist noch ein anderer Wurm hier, der sich in die Haut der Negers eingräbt, den ich aber noch nicht näher habe untersuchen können; ich halte ihn eher für die Larve einer Fliege, weil mir die Schwarzen immer sagen, daß ihnen eine Muskite da einen Wurm g... hätte. Wir wollen diese vier Arten jetzt näher durchgehen.

1) *Ascaris vermicularis* L. Ascariden sind hier nicht so häufig, als in Europa; wenigstens sind mir nicht über fünfzehn bis zwanzig Fälle vorgekommen, wo Ascariden vorhanden waren, viele hundert aber mit Spulwürmern. Auch sind die, die mir zu Gesicht gekommen sind, nur sehr klein gewesen; viele waren nicht einmal sechs Linien lang. Ist vielleicht die hiesige Lebensart der Erzeugung der Ascariden nicht günstig? Klystiere von Ricinusöl, von kaltem Wasser und Essig, und Mercurialpurganzen, leisteten mir noch immer gute Dienste.

2) *Ascaris lumbricoides* L. Unser hiesiger Spulwurm scheint mir eine Abart des Europäischen zu seyn. Er ist lang, rund, weis, knorplicht, mit einem röthlichen Hauptgefäse, und unserm Europäischen an Gestalt sehr ähnlich; scheint mir aber weisser, mehr zugespitzt, länger und dünner zu seyn. Ich sahe ihn von der Dicke eines Strikstoks bis zur Dicke einer Hühnerfeder, aber nie dicker und lang, von zwei Zoll bis zu zwei Fus. Er ist oft, wie aus obigem Beispiel zu ersehen, in ungeheurer Menge vorhanden, so, daß bisweilen faustdicke zusammen gewikkelte Klumpen abgehen. Durch sein Nagen verursacht er fast unausstehliche Schmerzen, ja Ohnmachten, Konvulsionen und den Tod, sogar bei erwachsenen starken Negern. Das Infusum florum, Quassiae amarae, Herbae Phyllanthus Niruri, Absinthii und Radicis Citri, und ein Electuarium von *Dalichos pruriens*, sind hier Hausmittel, die alle sehr wirksam sind, und die Aufmerksamkeit eines jeden vernünftigen Arztes verdienen.

Ausser diesen bediene ich mich noch, nach Umständen, der Conyzae anthelminticae, des Seminis Cynae, Vitrioli martis, Mercurii dulcis etc. Auch habe ich einigemal den Sabadill-samen angewendet, aber die fürchterlichen Zu-

fälle, die ich davon entstehen sahe, brachten mich bald wieder zu gelindern Mitteln zurück. Besonders hat ein Fall mit diesem Mittel mich vorsichtig gemacht: Ich gab einem jungen starken Neger, von dem ich überzeugt war, daß er Würmer habe, nach der Beobachtung des Hrn. Regimentschirurgus Seeliger *, eine halbe Drachme gepülverten Sabadillsamen. Am zweiten Tage bat mich der Neger, ihm nicht wieder dasselbe Mittel zu geben; ich schlug ihm aber seine Bitte ab, er nahm es und brach nach etwa einer halben Stunde sehr heftig, wobei viel Schleim, aber kein Wurm abgieng. Er klagte dabei über heftiges Reissen im Leibe und Brennen in der Cardia.

Da ich gewohnt war, Negers über Kleinigkeiten heftig klagen zu hören, so kehrte ich mich hieran nicht, sondern wiederholte das Mittel am dritten Tage. Der Neger weigerte sich zwar, es einzunehmen, aber ich zwang ihn dazu, und hatte nachher Ursache genug, es zu bereuen. Kaum hatte er das Mittel eine Stunde im Leibe, (ich blieb exprefs gegenwärtig, um seine Wirkung mit anzusehen) so ent-

* J. L. Schmuckers vermischte chirurg. Schriften, 2ter Theil,

stunden die heftigste Angst, Kolikschmerzen und Ueblichkeit, grosse Tropfen kalten Schweißes stunden auf seiner Stirne, und endlich bekam er konvulsivische Zuckungen. Ich suchte das Brechen zu befördern, aber vergebens, Angst und gichterische Bewegungen dauerten noch einige Stunden fort, bis endlich die Stunde der Erlösung erschien. Ein beinahe faustdicker zusammengewickelter Klumpen Spulwürmer gieng per anum weg, nebst einer grossen Menge aschgrauen blutigen Schleims. Der Neger erholte sich jetzt, und wurde, nachdem er diese Gäste los war, wieder völlig gesund. Jedoch gab mir dieser Vorfall eine wichtige Warnung; ich gab nie den Sabadillsamen in einer so grossen Dosis wieder.

3) *Tænia solium* L. Den ersten Versuch mit dem Gummi Guttae machte ich an einem grossen rauhbärtigen Windhunde, von dem ein Stück Bandwurm abgegangen war; ich gab ihm acht Gran, und diese — tödteten ihn. Obwohl sich nun vom Hunde auf den Menschen, in Rücksicht auf Arzneien, nicht ganz sicher schliessen läßt, so lehrte mich doch dieser Umstand vorsichtig mit diesem Mittel umgehen.

Ich hatte nachher oft den Beistand dieses Mittels nöthig, war aber immer etwas furchtsam

in der Gabe. Zwanzig Gran, wie Werlhof *, oder gar dreissig in einigen Stunden, nach Selle **, zu geben, dünkte mich äusserst gefährlich. Das Nuffertsche und Herrenschwandsche Mittel konnte ich nicht anwenden, weil mir verschiedene Ingredienzien mangelten, vornehmlich fehlte mir die Farrenkrautwurzel. Ich verband daher das Gummigutt mit dem Jalappenharz und Enzianextrakt auf folgende Art:

Rc. Extr. Gentianae $\frac{1}{2}$ Unz. Gumm. Guttae
Resinae Jalap. aa. 2 Drachm. F. c. Sem.
Cynae pill. pond. 2 Gr.

Ich hatte hier in jeder Pille ohngefähr einen halben Gran Gummigutt; denn das Semen Cynae betrug nicht viel, weil mein Enzianextrakt von guter Konsistenz war. Meine Art, es zu geben, war nun folgende: Abends vorher liess ich fasten und gab einen Löffel voll Ricinusöl, Morgens darauf zwölf Pillen, zwei Stunden darnach wieder zwölf, und wieder zwei Stunden nachher noch sechs. Mit diesem Mittel habe ich fünf Bandwürmer abgetrieben. Einmal zwei Lebendige zugleich, die sich in der Mitte durch einen ordentlichen Weberknopf zusammenge-

* Opera medica.

** Medicina clinica.

schlungen hatten, und wovon der eine sechs und der andere sieben Schuh sechs Zoll maß.

Ich liefs diese beide Würmer abwaschen und auf ein Brett legen, um ihre Bewegung zu beobachten, die ich denn auch mit dem grössten Vergnügen sehr deutlich bemerkte. Das Kriechen fieng am schmalen Theil, oder am Kopfe an, und die daselbst vorher unmerkliche Glieder waren jezt deutlich zu sehen. Das erste Glied verlängerte sich, so ohngefähr, wie man einen ledernen Handschuh in die Länge ziehen kann, und formte ein der Länge nach laufendes Parallelopipedon. Sobald der vordere Theil dieses Gliedes Posto gefaßt hatte, so schwoll das Glied selbst in der Mitte allmählig auf, dehnte sich in die Breite, und bildete ein Oval, oder wenn man lieber will, eine Kürbiskerngestalt. Während diesem formt sich nun das zweite Glied zu einem der Länge nach laufenden Parallelopipedon, und das erste Glied kriecht mit beiden Rändern vorwärts und formt ein Querlaufen des Parallelopipedon, während nun das zweite eine Ovalgestalt annimmt, und so geht die Bewegung durch den ganzen Wurm fort, nach ein und eben demselben Gesez.

Jedes Glied hat also drei verschiedene Perioden der Bewegung; es bildet sich erst zu einem

der Länge nach laufenden Parallelopipedon, dann zu einem Oval, und endlich zu einem querlaufenden Parallelopipedon. Diese drei Perioden der Bewegung sind in ohngefähr fünfzig Secunden vollbracht, in welcher Zeit nun der Wurm um die Länge eines Gliedes vormärts gekrochen ist. So langsam nun auch diese Bewegung scheint, so kann ich doch mit Wahrheit versichern, daß meine beiden Würmer innerhalb einer Stunde beinahe zwei Schuhe vorwärts gekrochen und sich völlig auseinander gewikkelt hatten. Hier ist noch zu bemerken, daß diese Bewegung des Wurms an mehreren Orten des Wurms zu gleicher Zeit statt findet. So können z. B. die zehen ersten Glieder in Bewegung, die Glieder hingegen vom zehnten bis zum dreissigsten in vollkommener Ruhe seyn. Hinter dem dreissigsten sind wieder sechs oder acht Glieder in Bewegung, und fünfzehn oder zwanzig auf diese folgende wieder in Ruhe u. s. w. Die ruhenden Glieder, wenn ihrer nicht zu viel an einem Orte sind, bilden immer im Zusammenhang ein längliches Oval, wegen der vor und hinter ihnen in Bewegung seyenden und sich zusammenziehenden Gliedern.

Nachdem ich mich an der sonderbaren Bewegung dieser Thiere genug ergötzt hatte,

warf ich sie in Rum. Schnell zogen sich alle Glieder in querlaufende Parallelopippeda zusammen, und in weniger dann fünf Minuten war kein Leben mehr zu bemerken.

Vielleicht wird manchen meiner Leser dieses Detail ermüden, vielleicht lächerlich vorkommen, er wird den Nuzzen davon nicht einsehen können; vielleicht wird die Bewegung der Bandwürmer hinlänglich bekannt seyn, und folglich die Erzählung meiner Beobachtung keinen Reiz für sie haben: aber auch vielen, wie ich vest überzeugt bin, wird sie angenehm seyn. Sie werden sich nun eine deutliche Idee der Bewegung dieser Würmer in den Därmen machen, und die Klage ihrer Patienten vielleicht besser verstehen können; sie werden begierig werden, selbst zu sehen, und dadurch vielleicht noch mehr von der Natur dieser Thiere entdekken. Wie würde ich mich freuen, wenn durch diese unbedeutende Beobachtung noch mehr angespornt würden, die Eigenschaften dieser Würmer näher zu untersuchen, und uns mit der Zeit vielleicht mit unfehlbaren Mitteln gegen diese unangenehme Gäste bekannt machen.

Diejenigen Herren, den alles dieses bekannte Sache ist, und diejenigen, den einen kriechenden Bandwurm zu beobachten zu klein oder un-

bedeutend vorkommt, bitte ich, dieses Blatt zu überschlagen; vielleicht bin ich nicht so ganz unglücklich, daß sie nicht auf einem andern etwas für ihren Geschmack gefunden haben sollten. Jeder Mensch hat ja sein Stekkenpferd, die Natur auch in ihren Kleinigkeiten zu belauschen, ist das meinige; wer würde mir es wohl zu reiten mißgönnen?

4) *Filaria medinensis* L. Ob dieser Wurm hier zu Hause ist, oder nicht, weiß ich nicht gewiß zu bestimmen. Ich glaube eher, daß er hier nicht zu Hause ist; denn ich habe ihn immer nur in neuen, kürzlich von Afrika angebrachten Negern gefunden.

Es ist ein langer, dünner, fadenförmiger, milchweisser Wurm, der sich in das Zellengewebe des Menschen einbohrt, und durch die Haut beinahe, wie eine Ader erscheint, daher er auch bei einigen Autoren * *Vena medinensis* heist. Er ist etwas dikker, wie ein gewöhnlicher Strikstok, vollkommen glatt und glänzend weiß, der Kopf ist stumpf, kaum merklich, und hat eine rundlichte Oefnung, der Schwanz ist

* Fuchs *Commentatio de vena medinensi*. Vogel *de curandis v. cognoscendis morbis* p. 348.

scharf zugespitzt, und, wie ein kleiner Haken, etwas umgebogen.

Nach einer gewissen Zeit bohrt sich dieser Wurm durch die Haut und erscheint mit seinem Kopfe ausserhalb derselben, und dieses ist der Zeitpunkt, da man sich seiner bemächtigen muß. Am besten geschieht dies, wenn man ihn mit einem Faden an ein kleines Hölzchen bindet, dieses mit Heftpflastern auf der Haut bevestiget, und ihn nach seiner Laune nach und nach herauswindet. Ich sage, nach seiner Laune, denn er ist bisweilen so willig, daßs er sich mehrere Zolle, wohl gar Schuhe auf einmal herauswinden läßt, und bisweilen folgt er keine Linie; ziehet man dann mit Gewalt, so reißt er ab, und man muß mehrere Tage, Wochen oft warten, bis er wieder erscheint.

Daßs dieses Abreißen gefährlich seye und böse Geschwüre verursache, wie einige wollen, ist ungegründet; ich habe ihn oft, wenn er mich durch sein Zaudern ungeduldig machte, abgerissen, und niemals üble Folgen davon gesehen. Aber sehr schmerzhaft ist es, wenn er nicht willig folgen will und man hart an ihm zieht; ich habe oft die Neger aus Schmerz die Augen verdrehen sehen. Ich nahm einst bei einem Negerweib drei dieser Würmer aus einem

Fus heraus, wovon der eine schon bis zum Knie hinauf gekrochen war. Der zweite hatte sich im Metatarso zwischen der zweiten und dritten Zehe durchgebohrt, und dieser verursachte beim Auswinden die meisten Schmerzen. Der dritte lag auf einem Klumpen unter dem maleoco externo, war leicht auszuziehen, liefs aber ein Geschwür nach, das jedoch bald heilete.

Eine andere hierhergehörige Erscheinung kann ich nicht unterlassen mitzutheilen: Ein Neger, Namens Jupiter, kam zu mir mit einer Geschwulst, die von einer Crista ossis Ilei quer über die Ossa pubis bis zur andern sich erstreckte, und glänzend, hart und bei zwei Finger dick war. Ich wufste nicht, was ich aus dem Dinge machen sollte; der Neger war ein neuer Ankömmling, der keine andere, als seine Muttersprache sprach, und sich mir durchaus nicht verständlich machen konnte. Ich liefs flüchtige Einreibungen machen, erweichende Cataplasmata auflegen, ich purgirte und vomirte, alles vergebens, die Geschwulst blieb, wie sie war. Einige Wochen nachher kam der Neger in voller Freude gelaufen und zeigte mir am untersten Theile seines Scrotums den Kopf eines Guineaworms (so wird die *Filaria medinensis* hier genannt). Ich versicherte mich des Kopfes,

und war schon in Verlegenheit, wo ich meine Aufwindrolle bevestigen sollte, als ich bemerkte, daß der Wurm sich sehr gutwillig herausziehen liefs. Ich wand jetzt in einem fort, bis ich den ganzen Wurm heraus hatte, der etwas über zwei Ehlen lang war, und deutlich aus jenem Wulst kam; denn so, wie er dieses Quartier verlies, sank dieses hinter ihm ein.

Man empfiehlt hier eine Mixtur von Schwefel, schwarzem Pfeffer und Porter, oder nach Bancroft Rum, wovon Morgens und Abends zwei Löffel voll genommen werden sollen; dabei wird ein Cataplasma von Zwiebeln und Brod in Milch gekocht aufgelegt: durch welche Kurart in eins oder zwei Tagen der Wurm von selbst herauskriechen und unter dem Umschlag zusammengerollt gefunden werden soll. In wie fern dieses Mittel seinem Endzwek entspricht, weiß ich nicht zu sagen, weil ich nie davon Gebrauch gemacht habe. Jedoch, obschon ich auch ohne dieses Mittel noch immer glücklich gewesen bin, so will ich es doch bei dem ersten Fall, der mir wieder vorkömmt, versuchen. Es hat, wenn es Probe hält, wegen der mindern Mühe und geschwindern Heilung wesentliche Vorzüge vor der Auswindung.

James Lind * sagt: daß de Rouppe bemerke, dieses Uebel seye ansteckend, und räth daher, daß Europäer wenigstens wohl thun würden, mit Schwarzen, die mit diesem Wurm behaftet wären, einen allzugenaueu Umgang zu vermeiden. Wie ein Mensch von einem andern angesteckt werden könne, in dessen Haut sich ein Wurm eingebohrt hat, ist mir gänzlich ungreiflich; denn daß ich mit Hrn. Lind glauben sollte, dieser Wurm habe sich im Fleisch eines lebendigen Menschen erzeugt, wird mir doch wohl kein vernünftiger Mensch zumuthen,

U L C U S.

Geschwüre sind die allerhäufigste und allernangenehmste Krankheit für den Arzt, die schädlichste für Plantagen, und eine fruchtbare Quelle der Marktschreierei. Jedes alte Weib, jeder Negertreiber, Indian oder Kurschmiedt hat ein Arcan, Geschwüre zu heilen; und der Mann, der unbedingt jedes Geschwür zu heilen verspricht, ist bei vielen hier ein wichtigerer Mann, als der rationelle Arzt, der da sagt: Es giebt Geschwüre, die unheilbar sind,

* Essay on discasis incidental to Europeans in hot Climatis.

Die meisten Geschwüren entstehen an den untern Extremitäten, aus den natürlichen Ursachen der daselbst minder thätigen Zirkulation, und dem Barfusgehen der Neger. Ihre Füße sind für immer dem Ritzen und Verwunden ausgesetzt; und weil ihre Diät nur grob ist und einen zähen Chylum bereitet, die Ritzen und Verwundungen, wenn sie offen gelassen werden, sich mit Unreinigkeiten anfüllen, so entstehen daraus in kurzer Zeit sehr faule, stinkende Geschwüre.

Eine andere, wo möglich, noch häufigere Ursache, sind Stiche und Bisse der Insekten. Unter diesen verdient den ersten Plaz der *Pulex penetrans* L., der hier 'Tschicke, Sicke, und bei den Negern Sicko heist. Dieses Insekt, das bei unsern deutschen Autoren der amerikanische Sandfloh genennet wird, ist eigentlich nicht im Sand zu Hause, sondern hält sich vorzüglich an troknen, staubigen Plätzen und in der Asche des Feuerherds auf; in den Negerhäusern, die fast niemals ausgefegt werden, und wo Nachts auf blosser Erde ein Feuer unterhalten wird.

Nässe tödtet ihn, vorzüglich aber Zitronensaft; daher ist es rathsam, solche Plätze oft zu

begiesen und Zimmer mit Limonensaft ausreiben zu lassen.

Ist die Tschike einmal in der Haut, so bildet sich in Zeit von vier und zwanzig Stunden ein Sak, worinn einige hundert Eier enthalten sind. Ehemals hielte ich dafür,* daß die Tschike einen Sak aus Zellengewebe bereite, und darinn ihre Eier lege; allein ich fand bei näherer Untersuchung, daß ich mich geirrt hatte. Die Tschike legt ihre Eier gar nicht, sondern die Larven überstehen ihren Puppenstand im Bauche der Mutter selbst. Wenn man eine Tschike ausziehet, die schon einige Tage eingekistet war, so siehet man deutlich, daß es der Hinterleib der Tschike ist, der sich bis zur Grösse einer Erbse ausgedehnt hat, und woran der Vorderleib mit dem sich noch bewegenden Rüssel und Füßen dem blossen Auge, wie ein schwarzer Punkt erscheint.

Oefnet man diesen ungeheuren Uterus, so findet man eine grosse Menge kleiner, weisser, durchsichtiger, unbeweglicher, cylindrischer Körperchen darinn, die ich für nichts anders,

* Baldingers med. und phys. Journal 28tes Stük.

als Puppen künftiger Tschiken halten kann; denn für die Eier der Tschike sind diese Körperchen zu groß, die eher noch grösser, als kleiner, wie das vollkommene Insekt sind. Es scheint mir daher mit der Wahrheit am nächsten überein zu kommen, wenn ich annehme, daß die Mutter-Tschike durch ihr Saugen die Maden in ihrem eigenen Bauche so lange ernährt, bis sie den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, um sich als vollkommene Insekten durchzubeissen. Die Tschike gehörte folglich zu den *Insectis viviparis*.

Ziehet man die Tschike, so lange sie noch lebt, vorsichtig aus der Haut heraus, so entstehet kein Geschwür, und dieses kann ohne alle Schmerzen auf folgende Art geschehen: Man öffnet die Epidermis mit einer Nadel oder feinen Messerchen, hinlänglich genug für die Grösse der Tschike, senkt dann die Spitze in den untersten Theil des Saks, ohne jedoch ihn zu durchbohren, und zieht so mit leichter Mühe Mutter und Kinder zu gleicher Zeit heraus. Zerreißt man diesen Sak, so fallen von jenen Puppen heraus, und es entstehet ein Geschwür, wenn man durch Zitronensaft oder Tabaksbrühe die Zurückgebliebenen nicht tödtet. Läßt man

die Tschike gänzlich sizzen, so lagern sich mehrere darum herum, und es entstehet ein fürchterliches Geschwür, das, wenn es an den Zehen ist, gewöhnlich den Nagel mit wegnimmt und bis auf den Knochen dringt.

Manche neue Neger, in deren Land die Tschike vielleicht nicht zu Hause ist, bekommen oft aus Unwissenheit, und wenn niemand auf sie aufmerksam ist, die ganzen Füße voll dieser Insekten, die hin und wieder häßliche Geschwüre verursachen. In einem solchen Fall werden hier allerlei Mittel angewendet: man reibt die Stellen mit unter der Asche gebratenen Limonen, man schmiert sie mit Teer, wascht sie mit einer Abkochung von Tabak, oder streuet Tabaksasche darauf u. s. w.; aber alle diese Mittel helfen nichts, wenn nicht die Tschiken vorher herausgenommen sind, es bleiben immer einige der Puppen leben, und fressen sich tiefer ein.

Ein zweites Insekt, das Geschwüre verursacht, ist *Formica cephalotes* L. Sie hält sich in den Zukkerfeldern auf, und verursacht durch ihr Beissen und Stechen zu gleicher Zeit eine kleine Wunde, die sich schnell entzündet und

in ein böses Geschwür ausartet. Die *Mutilla Diadema* L. sticht so heftig, daß es beinahe ein Fieber verursacht. *Aranea avicularia*, *Scorpio americanus* und *Scolopendra morsitans* sollen durch ihren Biss Fieber erregen; vielleicht sind auch diese Bisse mit schuld an den so häufigen Geschwüren; wenigstens ist das gewiß, daß die Schmerzen von einem solchen Insektenbiss sehr heftig sind. Es biss mich einst eine *Scolopendra*, die sich in meine Papiere versteckt hatte, (wo sie den *Blattis* nachjagen) in das erste Glied des Mittelfingers, und obschon sie die Haut nicht durchbohrt hatte, oder wenigstens kein Blut folgte, so fühlte ich doch ein heftiges Brennen, das beinahe eine ganze Stunde dauerte.

Ein weisser Mann wurde einst von einem Insekt (wie er vermuthete) Nachts in der Hangmatte gestochen, die Wunde war nicht grösser, als ein Nadelstich, doch aber war der Mann nicht fähig, unter acht Tagen auf seinen Fus zu treten, ohnerachtet ich viele entzündungswidrige und besänftigende Mittel anwendete.

Ein Neger, Namens Frank, kam einst zu mir und klagte, daß er von einer Schlange ge-

bissen seye. Die Wunde war klein, kaum merklich. Ich scarificirte die Stelle und äzte sie mit dem Höllenstein, gab Diaphoretica und laxantia. Es formte sich ein gutartig Geschwür, das sehr bald genas; einige Wochen nachher aber wurde der Neger lahm, und klagte über heftige Schmerzen an der gebissenen Stelle. Ich konnte bei der Untersuchung nichts entdecken, als eine kleine Pustel, ohngefähr drei Zoll über der gebissenen Stelle. Da mich der Neger versicherte, der Schmerz ziehe bis zu dieser Pustel, so schnitt ich sie auf und fand mit der Sonde einen Fistulgang, der genau bis zur gebissenen Stelle reichte; ich schnitt ihn auf und heilte ihn mit dem schwarzen peruvianischen Balsam.

Herr Bajon * macht sehr viel von seiner Taffia, das eben derselbe Geist ist, den wir hier Rum nennen, und ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen und bekennen, daß der Rum in sehr vielen Fällen der Erwartung entspricht; auch viele der von ihm angegebenen Pflanzen habe ich untersucht und angewendet, und guten Nuzzen davon gesehen. Sein Mombin ist *Spondias Myrobolanus* L., sein Pa-

* *Memoires pour servir à l'Histoire de Cayenne.*

letuvier gris, *Avicennia nitida* L. und sein Maniol, *Jatropha Manihotz.* Ueberhaupt ist Bajons Methode, Wunden und Geschwüre in heißen Klimaten zu behandeln, sehr zu empfehlen. Ich habe, durch Analogie geleitet, noch mehrere Pflanzen angewendet, und guten Nutzen gesehen. Hierher gehören die *Waltheria americana*, die *Urena americana*, verschiedene *Hibiscus*arten, die *Ballota disticha* u. dgl. m. Dennoch aber muß ich auch aufrichtig gestehen, daß ich nicht immer meinen Zweck dadurch erreichte; sehr oft war ich genöthigt, auch zu andern Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, und Myrrhe, Aloe, Camphor etc. nebst allen Arten *Causticis* anzuwenden, vorzüglich aber muß ich hier des Kupfers und seiner Praeparaten gedenken.

Nichts reinigt ein recht faules unreines Geschwür, das sich an einem fleischigten Theil befindet, so geschwind und sicher, als Grünspan; ich bediene mich dessen schon sehr lange mit dem besten Erfolg. Gewöhnlich versezte ich ihn mit irgend einem Fett, oder mit Rum, und erstaune oft selbst über dessen geschwinde Wirkung. Das *Unguentum aegyptiacum* habe ich oft versucht, aber nie so wirksam gefun-

den. In Nagelgeschwüren, wo der Nagel zum Theil oder ganz verloren gegangen ist, ist nach meiner hundertfältigen Erfahrung limatura Cupri das beste, und ich mögte beinahe sagen, das einzige Mittel; denn fast niemals konnte ich meinen Zweck erreichen, ehe ich dieses Mittel anwendete.

Andere Caustica sind nur selten nöthig, wenn man den Grünspan in Gestalt einer Salbe anwendet. Hauptsächlich warne ich vor dem Bajonschen Causticum, an Händen und Füßen, oder dicht an einem gesunden Knochen. Es bestehet aus gleichen Theilen gebranntem Alaun, blauem Vitriol und fressendem Sublimat. In fleischigten Theilen, wo man keine Gefahr zu besorgen hat, ist es ein sehr wirksames Mittel, und werth, jedem andern vorgezogen zu werden; aber nahe an gesunden Knochen oder grossen Blutgefäßen ist es äusserst gefährlich.

Hier verdient noch bemerkt zu werden, daß träge Negers Mittel gefunden haben, ein kleines Geschwür groß und bösartig zu machen, um unter diesem Vorwande zu Hause bleiben zu können. Unter diese Mittel gehören die

Blätter von Arum Arborescens, Arum seguinum, Convolvulus brasiliensis, Jatropha Curcas und noch vielen andern. Hat man Verdacht eines solchen Betrugs, so ist ein dunkles Zimmer ohne Feuer, und ein Blok, worinn man Hände und Füße vestschliesen kann, gemeiniglich das beste Mittel, das man zur Heilung anwenden kann.

VERLAGS - VERZEICHNIS

einiger Werke,

welche

in der Jägerschen Buchhandlung in Frank-
furt, so wie in allen guten Buchhand-
lungen zu haben sind.

Abichts (J. H.) Versuch einer kritischen Untersu-
chung über das Willensgeschäft, 8. 1787. 14 Ggr.
oder 54 kr.

Also hätten die Pflanzen Vorstellungen und Bewußt-
seyn ihrer Existenz? — Eine Diatribe für Liebha-
ber der Naturkunde und Psychologie, 8. Frankfurt
1790. 5 Ggr. oder 20 kr.

Annalen (Frankfurter medizinische) für Aerzte, Wund-
ärzte, Apotheker und denkende Leser aus allen
Ständen. Herausgegeben von Dr. Joh. Val. Müller,
und Dr. G. F. Hoffmann, fürs Jahr 1789. 4 Quar-
tale 8. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Auswahl aus der Materia medica, oder praktische Ab-
handlung von den unentbehrlichsten und nützlichsten
Arzneimitteln, ihren Kräften und ihrem Gebrauch
in den verschiedenen Krankheiten des menschlichen
Körpers, mit beigefügten Formeln, in welchen sie
am besten verordnet werden können. 8. 1794.
12 Ggr. oder 48 kr.

Le Blonds (Herrn) Anfangsgründe der Bevestigungs-
kunst, nebst einer Anweisung, Plane sauber zu tu-
schen, 4 Theile, mit Kupfern, 8. 1766 — 1772.
5 Rthlr. 8 Ggr. oder 8 fl.

Calender (Königl. Grosbrittanischer historischer ge-
nealogischer) für das Jahr 1796. mit Chodowiecki-
schen Monatskupfern, 16. geb. 16 Ggr. oder
1 fl. 12 kr.

Calender kleiner Frankfurter mit 12 Monatskupfern von Küffner, und Pitts und Sieyes Bildnis, auf das Jahr 1796. geb. 9 gr. oder 36 kr.

Die Calender werden alle Jahre fortgesetzt.

Celsus 7tes und 8tes Buch von der Arzneikunst, oder Grundriß der Wundarzneikunst in den Zeiten der Römer. Aus dem Lat. übersezt und mit Anmerkungen begleitet von J. C. Jäger, 8. 1789. 20 Ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Crome (Hochfürstl. Hessen-Darmstädtischen Regierungsrath und Professor.) Ueber die Grösse u. Bevölkerung der europäischen Staaten, als der sicherste Maasstab ihrer verhältnismässigen Kultur, nebst der Entwicklung ihrer Staatskräfte, gr. 8. 1794. 12 Ggr. oder 48 kr.

Diarium (vollständiges) der solennen Wahl und Krönung Sr. Majestät, Kaiser Leopold II. 2 Th. mit vielen Portraits und andern Kupfertafeln, fol. 1791. 7 Rthlr. oder 10 fl. 30 kr.

Esprit de l'Education, ou Catechisme des Pères et des Instituteurs par G. S. Parrot, Professeur de Mathematique et Physique. gr. 8vo 1794. 6 Ggr. oder 24 kr.

Fabers (J. H.) topographische, politische und historische Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main, 2 Theile 8. 1788. 89. 2 Rthlr. oder 3 fl.

— — eben dieses Buch auf Postpapier, 2 Rthlr. 16 Ggr. oder 4 fl.

Hausner (Fr. Wilh.) Anleitung zur richtigen Aussprache englischer Wörter, gr. 8. 1793. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Höcks (J. D. A.) historisch-statistische Topographie der Grafschaft Ober-Isenburg, mit einer Landkarte, 8. 1790. 9 Ggr. oder 36 kr.

Hoffmann (D. Georg Fried.) wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden, und selbst dabei gesund und schön bleiben? — 1ter Th. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1791. 12 Ggr. oder 48 kr.

Hoffmann (Dr. G. F., der Jüngere) Wie können Frauenzimmer frohe Mütter gesunder Kinder werden, und

- selbst dabei gesund und schön bleiben? — 2ter Th. 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.
- Jägers (Joh. Christ.) chirurgisch-praktische Cautelen, für angehende Praktiker der Wundarzneikunst, 4 Theile, 8. 1788. 90. 1 Rthlr. 12 Ggr. oder 2 fl. 24 kr.
- Jägers (J. C.) Beiträge zur Kriegsarzneiwissenschaft, welche auf die Erhaltung der Gesundheit der Soldaten; auf die innerlichen Krankheiten und äusserlichen Verwundungen der Soldaten Bezug haben; für Offiziere, Prediger, Aerzte, Wundärzte und Inspektoren, welche im Krieg und Frieden bei den Armeen und in den Lazarethen Deutschlands Kranke besorgen, 1ter Theil, 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.
- — ebenderselbe 2ter Th. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.
- Kochbuch (das kleine Frankfurter) worinnen ganz deutlich beschrieben, wie allerlei Speisen gut und schmackhaft zuzubereiten sind, 4te Auflage 8. 1789. 5 Ggr. oder 20 kr.
- Lersners Frankfurter Chronik, 2 Theile fol. 2 Rthlr. 8 Ggr. oder 4 fl. 12 kr.
- Messrelation (Frankfurter) oder Erzählung der neuesten Staats- und Weltbegebenheiten, welche sich von der Herbstmesse 1795 bis zur Ostermesse 1796 zgetragen, 4. 6 Ggr. oder 24 kr.
- NB. Diese Zeitschrift wird seit dem Jahr 1792 von Messe zu Messe fortgesetzt, und erhält sich noch bis auf den heutigen Tag in ihrem Werth.
- Monro (Alex.) Abhandlung von anatomischen Einspritzungen und Aufbewahrung anatomischer Präparate, 8. 1789. 5 Ggr. oder 20 kr.
- Müllers (Dr. Joh. Val.) medizinisch-praktisches Handbuch der Frauenzimmerkrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und des schönen Geschlechts, 4 Theile, 8. 1788 — 1794. 4 Rthlr. oder 6 fl.
- — Abhandlung von den Krankheiten, womit Frauenzimmer im Wochenbett befallen werden können, 2 Theile 8. 1794. 2 Rthlr. oder 3 fl.
- Nachricht von der Wahl und Krönung eines römischen Kaisers, 4. 6 Ggr. oder 24 kr.
- — von Reichs-Vikariaten, 4. 5 Ggr. oder 20 kr.

Petri (August der Vater, herzogl. Pfalz Zweibrück-
kischer Hofgärtner) auf Erfahrung gegründete An-
weisung, nützliche Waldungen von allerlei Holzart-
ten, welche in unserm Himmelsstrich gedeihen,
anzupflanzen, 1tes Heft, von dem Acacien-Ler-
chen und Abendländischen Platanusbaum, mit aus-
gemalten Kupfern, gr. 8. 1793. 18 Ggr. oder 1 fl.
12 kr.

— — ebendasselbe mit schwarzen Kupfern. 12 Ggr.
oder 48 kr.

Pfeiffer (Christ. Ludw.) die deutsche Wahl und Krö-
nung des Kaisers und römischen Königs, sammt
derselben deutschen Staatsgerechtsamen, wie auch
herkömmlichen Feierlichkeiten und dabei vorkom-
menden anderweiten Denkwürdigkeiten, staatsrecht-
lich und historisch abgebildet, 8. 1787. 9 Ggr.
oder 36 kr.

— — die deutsche Kaiserwahl, nach der Wahlfreiheit
des deutschen Reichs, dem Wahlrechte der Kurfür-
sten, und derselben besondern Kapitulationsgerecht-
samen, 8. 1790. 6 Ggr. oder 24 kr.

Plans von 42 Hauptschlachten, Treffen und Belagerun-
gen des siebenjährigen Kriegs, aus den seltensten
und geprüftesten Quellen gezogen, und mit den
besten Werken der Taktiker über diesen Krieg sorg-
fältig verglichen von Herrn Ingenieur Major Rösch
in Stuttgart, gr. fol. 1791. Mit Kursächsischer
Freiheit. Für jezt um den Pränumerationspreis von
II Rthlr. 8 Ggr. oder 20 fl.

Plan (perspektivischer) von Frankfurt, in 4 Blättern in
Folio durch Merian, worauf nicht nur alle Stras-
sen, sondern auch alle Häuser zu finden, nebst ei-
ner chronologischen Beschreibung aller Merkwür-
digkeiten, die sich seit 1064 daselbst zugetragen.
I Rthlr. 10 Ggr. oder 2 fl. 30 kr.

— — derselbe illuminirt nach den 14 Quartieren.
2 Rthlr. 20 Gr. oder 5 fl.

— — (kleiner) von Frankfurt, von Merian 1 Blatt.
6 Gr. oder 24 kr.

— — von Hochester in 1 Blatt großs Royal. I Rthlr.
8 Ggr. oder 2 fl. 24 kr.

Rathgeber (medizinischer) für Aerzte, Wundärzte, Apotheker und denkende Leser aus allen Ständen. Herausgegeben von Dr. G. F. Hoffmann Jun. und Müller für die Jahre 94 und 95, jeder Jahrgang in 4 Quartal. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Sammlung nützlicher Kunststücke, die Oekonomie, Baukunst und Chimie betreffend, aus den grössern Werken eines Wiegleb, Krünitz, Halle, Jung u. a. m. gezogen von M. F. W. Kahrel, 8. 1791. 1 Rthlr. 4 Ggr. oder 1 fl. 48 kr.

Trott (G. F.) Flachsbaum und Bearbeitung dieser so wichtigen Manufakturpflanze bis zum Spinnen, 8. 8 Ggr. oder 30 kr.

Wahlkapitulation Sr. Röm. Kaiserl. Majestät, Leopold des Zweiten, nebst angefügter Vergleichung mit der vorherigen Wahlkapitulation, 4. 1790. mit Kur-Pfalzbaierischem gnädigstem Reichsvikariats-Privilegio. 8 Ggr. oder 30 kr.

Werneck's (L. F. F. Freiherr von) Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniss der Holzpflanzen; denjenigen Forstbedienten gewidmet, welche sich zu den obern Stellen brauchbar machen wollen, gr. 8. 1791. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Wochenblatt (medizinisches) oder fortgesetzte medizinische Annalen. Herausgegeben von Dr. J. V. Müller und Dr. G. F. Hoffmann auf die Jahre 1790. bis 1793. 8. Jeder Jahrgang von 4 Quartalen. 2 Rthlr. oder 3 fl.

LANDKARTEN.

Atlas (grosser) von Deutschland in 81 grossen an einander passenden Blättern, gezeichnet nach den besten Spezial- und Kabinetskarten, auch raren Handzeichnungen, und durchgängig nach Büschings Geographie verglichen von J. W. A. Jäger, gr. Real fol. 1789. 36 Rthlr. 16 Ggr. oder 55 fl.

Schauplatz des gegenwärtigen Kriegs, enthaltend die österreichischen Niederlande, die Provinzen Artois, Namur, Hennegau, die Provinz Luxemburg, Bisthum Lüttich, die Kurfürstenthümer Mainz, Trier

und Köln, Pfalz am Rhein, einen Theil von Hes-
sen, der Wetterau, Elsass, Lotharingen, Cham-
pagne und Vorderösterreich etc. in 20 Blatt. 8 Rthlr.
20 Ggr. oder 16 fl.
Niederlande in 6 Blatt. 2 Rthlr. 16 Ggr. oder 4 fl. 48 kr.
Elsass nach Kassini in 6 Blatt. — nach eben dem gros-
sen Maasstab, wie das Original. 8 Rthlr. oder
14 fl. 24 kr.



L A N D K A R T E N

Rodschied, Ernst Karl.

Medizinische und chirurgische Bemerkungen über das Klima, die Lebensweise
und Krankheiten der Einwohner der Holländischen Kolonie Rio Essequibo

Frankfurt 1796

Med.g. 406 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10086088-3

VD18 90558642